Conscience, Hendrik,

Sammlung ausgewählter Schriften aus dem Vlämischen

Bd.: 74

1882

Sammlung

ausgewählter Schriften

von

Heinrich Conscience.

Aus dem Vlämischen.

Vierundsiebzigstes Bändchen.

Münster, 1882.
Verlag der Aschendorff'schen Buchhandlung.

Geld und Adel

von

Heinrich Conscience.

Eine Erzählung aus unserer Zeit.

II. Theil.

Münster 1882.
Verlag der Aschendorff'schen Buchhandlung.

IX.

Was Hermann Steinvließ vorhergesehn hatte, geschah nur zu bald. Am folgenden Tage schon steckten die Leute im Dorfe geheimnißvoll die Köpfe zusammen und flüsterten einander im Ton tugendhafter Entrüstung wichtige Neuigkeiten in die Ohren.

Man hob die Hände und Augen zum Himmel und klagte Gott die Sittenverderbniß des Jahrhunderts, man seufzte Ach und Weh über die der ganzen Gemeinde angethane Schande . . . aber so verstohlen, so leise, daß auf einen einzigen Schritt Entfernung nicht zu verstehn war, was gesagt wurde.

Und das wiederholte sich allenthalben, auf den Straßen, in den Häusern, auf dem Felde; überall wußte man, daß Lina Walters beinah täglich den Besuch eines jungen Herrn aus der Stadt empfing, eines dieser reichen Verschwender, welche früher im Goldnen Adler ein so wildes Leben geführt hatten.

Der Adlerwirth und seine Töchter hatten ohne Zweifel zu der Ausstreuung dieser Gerüchte das Ihrige beigetragen, aber dennoch, wie war es nur möglich, daß sie in einem einzigen Tage bis in die entlegensten Häuser hatten dringen können, da doch Niemand ihnen laut Ausdruck gegeben, und sie nur in aller Stille von Mund zu Mund gegangen waren?

Das eben ist die eigentliche Natur der üblen Nachrede; sie hängt sich den Deckmantel des Mitleids mit den Schwächen des Nebenmenschen um, ist in Wirklichkeit aber ein unsichtbares Ungeheuer, eine tausendzüngige Schlange, die

schnell wie der Blitz dahinschießt und in alle, selbst in die edelsten Herzen ein Gift speit, das dem unschuldigen Opfer die Ehre rauben, das Leben verderben soll.

Aus der üblen Nachrede entsteht dann wie von selbst die Verleumdung. Man kann nicht immer im Unklaren bleiben, das Kind muß einen Namen haben. So war es denn ganz erstaunlich, was man am dritten Tage nicht schon alles von Lina Walters und dem jungen Herrn zu erzählen wußte. Und da Jeder im Erzählen dem Gehörten noch etwas zufügte, so stand zu erwarten, daß am Ende der Woche das arme Mädchen in den Augen Aller strafbar genug erscheinen mußte, um mit Steinwürfen aus dem Dorfe getrieben zu werden.

Wie es gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, waren die Opfer der Verleumdung die Einzigen, welche einstweilen von den umher laufenden Gerüchten nichts vernahmen. Sich amüsiren, indem sie Böses von Andern sprachen, das wollten die Leute wohl, aber die Verantwortung des Ausgesagten den Beleidigten gegenüber tragen, dazu fehlte ihnen noch der Muth.

Eines Morgens stand Johann Walters in der Werkstatt seines Meisters an der Hobelbank. Zwei andere Zimmergesellen waren hinter ihm beschäftigt, eine Thür fertig zu stellen; sie sahn ihren ergrauten Gefährten wiederholt von der Seite an, wechselten bedeutungsvolle Blicke, oder zuckten spöttisch die Achseln, doch sagten sie nichts.

Johann Walters war gerade heute besonders wohlgemuth bei seiner Arbeit, er dachte an Lina, die Freude und den Stolz seiner alten Tage. Wie liebte ihn das gute Kind! Hatte sie doch monatelang ihre Augen an der feinen Spitzenklöppelei verdorben, um ihm einen neuen Hut kaufen zu können. Und was für einen Hut! Er war so fein und von so neumodischer Form, daß er ihn Sonntags in der Kirche unter die Bank setzte, damit die Leute nicht hinsähn und im Gebet dadurch gestört würden. Doch damit noch nicht zufrieden, hatte sie ihm an seinem Geburtstage eine ganze Schürze voll köstlichen Tabak geschenkt, da sie wußte wie gern er sein Pfeifchen schmauchte.

Sein Lebensweg war hart und beschwerlich gewesen,

von frühster Kindheit an hatte er für das tägliche Brod arbeiten müssen, hatte seine Frau und seinen geliebten einzigen Sohn in den besten Jahren verloren und vielfach mit Mangel und Krankheit zu schaffen gehabt, doch nun dankte er aufrichtigen, vollen Herzens dem barmherzigen Gott, der die Liebe Linas, wie eine auf dem Schnee strahlende Sonne, sein Alter erhellen ließ.

Seine Augen wurden feucht, er murmelte gerührt den Namen dieser geliebten Enkelin, als ein Lehrjunge zu ihm kam mit der Meldung, daß der Meister ihn bitten lasse in die Hinterstube zu kommen, da er ihm Etwas zu sagen habe.

Walters legte den Hobel nieder und verließ die Werkstatt; im Hausflur begegnete ihm sein Herr.

„Ihr habt mich rufen lassen, Meister?" fragte der Alte.

„Ja, kommt mit, ich muß über etwas Wichtiges mit Euch sprechen," antwortete der Meister Zimmermann in einem Ton, dessen Ernst den Greis in Erstaunen setzte.

In der Hinterstube angekommen, warf der Meister die Thür hinter sich in's Schloß und sagte dann:

„Ihr könnt Euch wohl schon denken, Walters, worüber ich mit Euch zu reden habe."

„Nein, Meister, ich wüßte nicht, was das sein könnte."

„Wie, so habt Ihr noch nichts von den Klatschereien gehört, die auf Eure Rechnung im Umlauf sind? Das ganze Dorf ist ja voll davon."

„Was für Klatschereien, Meister? Mir ist nichts zu Ohren gekommen."

„Schauderhafte Geschichten, sage ich Euch; ich selbst glaube freilich kein Wort davon, kenne und achte ich Euch doch seit Jahren als braven, anständigen Mann und weiß, daß Ihr nichts thun oder auch nur dulden würdet, das Euch selbst oder der Gemeinde zur Schande gereichen könnte."

„Ich hoffe, Meister," versetzte Johann Walters ruhig, „daß ich von Euerer Achtung nichts eingebüßt habe." Ein

braver Mann denke ich zu bleiben bis zu meinem letzten Tage."

„Das bezweifle ich keinen Augenblick, Walter, trotz Allem, was böse Zungen über Euch erzählen."

„Aber so laßt doch einmal hören, Meister, was weiß man denn so Schreckliches von mir?"

„Ich mag es kaum wiederholen, und doch fordert die Pflicht, daß ich Euch warne. Ihr wißt, Walters, daß sich von Zeit zu Zeit im Goldenen Adler junge Herren aus der Stadt einfinden, Trunkenbolde, Geldverschwender, die zum Aergerniß aller Dorfbewohner sich betragen wie ein Haufen Wilder, ohne Anstand noch Scham."

Der alte Walters nickte zustimmend.

„Nun, und da behauptet man denn, einer dieser sittenlosen Burschen, ein gewisser Steinvließ, verkehre fast täglich in Eurem Hause, sowohl wenn Ihr dort, als wenn Ihr hier an der Arbeit seid. Doch wenn auch Viele versichern, sie hätten den jungen Menschen bei Euch aus der Thür kommen sehn, so glaube ich dennoch nicht, daß das möglich ist."

„Aber es ist so Meister, die Leute haben recht gesehn."

„Was ist wahr, was haben die Leute recht gesehn?" rief der Meister befremdet.

„Daß der junge Herr Steinvließ uns bisweilen mit einem Besuche beehrt."

„Großer Gott, so wäre es also keine Verleumdung? Dieser leichtsinnige junge Mensch verkehrt wirklich in Eurem Hause, und Ihr laßt das geschehn?"

„Aber bester Meister, was ist denn so Uebles dabei?"

„Wie, das könnt Ihr noch fragen, Ihr ein Mann von fünf und sechzig Jahren? . . . Warum kommt denn dieser junge Herr so oft zu Euch?"

„Wir haben Ihm einmal einen Dienst geleistet; nun besucht er uns aus Dankbarkeit."

„Aus Dankbarkeit! In der That! Euch wohl ganz allein und Mutter Anna!" rief der Zimmermann in bittrem Scherz. „Seid Ihr denn wirklich einfältig genug zu glauben was Ihr sagt? Aber so sperrt doch nur die

Augen auf, es ist ja sonnenklar, was den leichtfertigen Wüstling zu Eurem Hause zieht und was er dort sucht; er ist ein Wolf in Schafskleidern und Ihr habt ein unschuldiges Lämmchen unter Eurem Dache, das er verschlingen möchte."

Nun erst ging dem Greise ein Licht auf und er begann einzusehn, wo das Alles hinaus wollte. Ein verächtlicher Zug legte sich um seinen Mund, während er mit großer Ruhe zur Antwort gab:

„Was andere Leute von mir oder von unserer Lina sagen mögen, darauf gebe ich nichts, so lange mein Gewissen mir keine Vorwürfe macht. Daß aber auch Ihr, Meister, der Ihr stets gütig gegen mich wart, an uns irre zu werden scheint, das thut mir weh. — Der junge Herr von dem Ihr sprecht, benimmt sich bei uns so eingezogen und anständig, daß auch der strengste Sittenrichter nichts daran könnte auszusetzen haben. Außerdem ist er uns nicht fremd; als er noch ein Kind war, wohnten seine Eltern in Ruysbrock neben meinem Sohne, und da war er der tägliche Spielgenosse unserer Lina."

Der Meister schüttelte den Kopf.

„Da haben wirs," sagte er ernst, „der gefräßige Wolf hat bereits eine Gelegenheit gefunden, sich vertraulich dem Lamme zu nähern. . . . Und Ihr, Walters, seid thöricht genug, Euch so durch den Schein täuschen zu lassen? Ach alter Freund, Ihr thut mir vom Herzen leid in Eurer Blindheit und wenn Euch der Staar gestochen hat, ist es vielleicht schon zu spät. Wisst Ihr denn, was man sich im Dorfe zuflüstert, und was Viele behaupten, mit eignen Augen gesehn zu haben?"

„Nur heraus damit; ich bitte Euch, Meister, schenkt mir reinen Wein ein und sagt mir frei von der Leber weg, was man uns zur Last legt, ich fürchte die Wahrheit nicht."

„Für die Wahrheit kann ich natürlich nicht einstehn. Doch zweifle ich nicht länger an der Gefahr, in die Eure blinde Unvorsichtigkeit Euch gestürzt hat. . . . . Antwortet mir einmal offen und aufrichtig Walters, wie kommt Ihr zu dem feinen neuen Hut, nachdem Ihr so lange versichert

habt, daß Ihr keinen kaufen könntet und daß die langwierige Krankheit Eurer Schwiegertochter Euch die größte Sparsamkeit auferlege. In Euren Verhältnissen hat sich meines Wissens nichts geändert. . . . ."

„Wie ich zu dem Hut komme, Meister?" unterbrach ihn Johann Walters lachend. „Das ist sehr einfach: unsere Lina hat des Abends vielleicht sogar während der Nacht, Spitzen geklöppelt um Geld zu verdienen, und als mein Geburtstag war, hat das gute Kind mir den Hut zum Geschenk gemacht."

„So, also das Geld erwarb sie durch Spitzenklöppeln?"

„Wodurch denn sonst, Meister?"

„Aber woher kommen denn die neuen goldenen Ohrringe, die Euer Enkelin trägt?"

„Was für Ohrringe? Lina hat keine andere, als die ihre selige Großmutter ihr gab, am Tage der ersten heiligen Communion."

„Nein, nein, es müssen neue, große sein, mit funkelnden Steinen, man will sie noch am vergangenen Sonntag in der Kirche damit gesehn haben."

„Meister, das geht zu weit!" rief der alte Walters, entrüstet aufschauend. „Nun begreife ich erst, wessen man uns eigentlich verdächtigt: wir nehmen Geld an von Herrn Steinvließ, nicht wahr? Und damit bezahlt Lina nicht allein meinen Hut sondern auch ihre neuen Ohrringe! Aber wenn ich Euch nun versichere, daß Lina deren gar nicht besitzt? Wer in aller Welt hat sich solch' schnöden Unsinn ausgedacht?"

„Ich kann mir denken, daß Euch das peinlich berühren muß," war die Antwort. „Wahrscheinlich werdet Ihr hintergangen und wisst nicht, was in Eurem eignen Hause geschieht. Meine Pflicht aber ist es, als Euer Meister und Euer Freund, Euch die Binde von den Augen zu ziehn. . . . . Wart, ich weiß ein Mittel, Euch zu überführen: Der Lehrjunge Lukas hat die Ohrringe gesehn, ich will ihn herholen."

Mit diesen Worten verließ er die Stube.

Als Johann Walters allein war, legte er sinnend die Hand an die Stirn und begann über das Vernommene

nachzudenken. Zwar zitterte er vor Entrüstung und suchte sich selbst Muth einzureden, der gemeinen Verleumdung die Stirn zu bieten, zugleich aber beschlich ein Gefühl der Angst und Betrübniß sein Herz, bei dem Gedanken, daß seine gute Lina den bösen Zungen der Menschen preis gegeben war. Er beklagte es jetzt als ein Unglück, daß Hermann Steinvließ je den Fuß über seine Schwelle gesetzt.

Der Meister, von dem Lehrling gefolgt, kehrte inzwischen in die Stube zurück. Lukas schien sich nicht sehr behaglich zu fühlen und blickte scheu, mit einem gewissen Schuldbewußtsein den Alten an.

„Du hast ja die neuen Ohrringe von Lina Walters gesehn," begann der Meister; „bezeuge das einmal hier vor ihrem Großvater, der es nicht glauben will, . . . du brauchst dich nicht zu fürchten, ich befehle dir, frei heraus zu sagen, was du weißt, und Johann Walters bittet dich gleichfalls darum."

„Gesehn habe ich die Ohrringe freilich nicht, Meister," stotterte der Junge. „Mathias Romyn war es, der mir davon sprach."

„Und hat der sie denn gesehn?"

„Nein, auch nicht."

„Wer denn, zum Kukuk!"

„Darf ich es sagen, Meister?"

„Du darfst nicht allein, Du sollst!"

„Nun denn, der Viehhändler aus Ruysbroek, der Lina sehr gut kennt. Er hat dem Mathias erzählt, daß er ihr vor ungefähr acht Tagen in Brüssel begegnet sei, am Arm eines jungen Herrn. Lina habe ein seidenes Kleid getragen, recht wie ein echtes Stadtfräulein, und große goldene Ohrringe mit Steinen, die wie Juwelen strahlten. . . . Mehr weiß ich nicht."

Der Greis war blaß geworden, seine Lippen bebten, doch sprach er kein Wort; Gram und Zorn schienen ihn der Sprache beraubt zu haben.

Auf ein Zeichen des Meisters verließ der Lehrjunge die Kammer.

„Armer Walters, Ihr dauert mich," sagte der Mei-

ster. „Wie entsetzlich, wenn daran auch nur ein Körnchen Wahrheit wäre! Der bloße Verdacht ist schon ein Unglück."

Statt aller Antwort stieß der alte Mann einen Schrei der Verzweiflung aus, verbarg das Gesicht in beiden Händen und begann bitterlich zu weinen.

„Kommt, faßt Euch, Walters," sagte der Meister nach einigen Augenblicken Schweigens, ihm auf die Schulter klopfend, „wahrscheinlich ist es noch nicht zu spät, das Mädchen auf den rechten Weg zurück zu bringen."

„Aber Alles, Alles ist ja falsch und erlogen!" rief der Greis wie außer sich. „Teuflische Schlangen, die ihr Gift auf einen Engel speien, haben diese Schändlichkeiten ersonnen, Lina ist rein und unschuldig wie ein neugebornes Kind!"

„Ja, Ihr glaubt das, und vielleicht habt Ihr Recht aber ganz sicher könnt Ihr doch nicht sein und müßt fortan die Augen offen halten. — Was denkt Ihr denn nun zunächst zu beginnen?"

„Meister, das weiß ich nicht; kann ich den bösen Menschen den Mund stopfen?"

„Gewiß könnt Ihr das, und Ihr werdet es unverzüglich thun. Ginge aus Eurem ganzen gegenwärtigem Verhalten nicht hervor, daß Ihr ein ordentlicher Mensch geblieben seid, ich würde Euch ja wahrhaftig den Dienst kündigen müssen. Wer die Schande nicht scheut, mag sie auch selbst tragen, ohne Anderen einen Theil davon auf den Hals zu laden. Hört nun ruhig und mit gutem Willen auf meinen Rath. Ob Lina schuldig ist oder nicht, wollen wir einstweilen unerörtert lassen, schlimm genug ist schon, daß Einer von diesen reichen, leichtfertigen Herren aus der Stadt in Eurem Hause aus und ein gegangen ist und was Ihr auch thun mögt, der Flecken wird für immer an dem Namen des Mädchens haften. — Und wenn an den umlaufenden Gerüchten doch etwas Wahres wäre?"

„Das ist unmöglich, ganz unmöglich!"

„Natürlich glaubt Ihr das, doch in solchen Dingen werden auch die Wachsamsten betrogen. Jedenfalls verlangt die Pflicht von Euch als Großvater und als Ehren-

mann, daß Ihr dem unverschämten jungen Menschen die Thür weist, und zwar ohne Zögern und so entschieden, daß ihm für immer die Lust am Wiederkehren vergeht. Was meint Ihr dazu?"

„In dem Punkte denke ich ganz wie Ihr, Meister. Ja, das ist meine Pflicht und ich werde sie erfüllen, aber Lina mißtrauen? O, niemals, niemals, denn sie ist die Unschuld und Sittenreinheit selbst."

„Mag sein, Walters, Ihr könnt darüber denken wie Ihr wollt; sorgt nur, daß dieser Herr Steinvließ nie wieder Gelegenheit finde Lina zu sehn und mit ihr zu sprechen, das wird jedenfalls dazu beitragen, Euer Aller Unbedachtsamkeit mit der Zeit vergessen zu machen. . . . . . Oder solltet Ihr Euch etwa mit der sinnlosen Hoffnung schmeicheln, daß eine Heirath zwischen dem bewußten Herrn und Eurer Enkelin möglich sei?"

Ein trübes Lächeln war die Antwort des alten Mannes.

In diesem Augenblicke öffnete der Lehrjunge die Thür der Stube und winkte seinem Herrn, daß er ihm Etwas mitzutheilen hätte. Er flüsterte dem Meister dann einige Worte ins Ohr und entfernte sich so schnell wie er gekommen war.

„Walters", sagte der Meister Zimmermann, „wißt Ihr, welche Nachricht Lukas mir da gebracht hat? Der krumme Paul, der Hausknecht aus dem Goldenen Adler, kommt eben aus Brüssel zurück und versichert, daß er Hermann Steinvließ zu Loth den Zug verlassen sah. Ohne Zweifel ist der junge Herr jetzt schon in Eurem Hause, da habt Ihr nun die beste Gelegenheit dieser kläglichen Sache sofort ein Ende zu machen. Geht heim und bleibt so lange es nothwendig ist. Muth gefaßt! thut Eure Pflicht wie ein Mann, ohne Zaudern und ohne Schwäche."

„Ja, meine Pflicht will ich thun," antwortete der alte Walters traurig, aber ruhig und fest zugleich, „habt Dank für Euer Wohlwollen, Meister, und setzt ihm die Krone auf indem Ihr glaubt, daß Alles was man gesagt, lauter Lüge und Falschheit ist. Hermann Steinvließ soll von heute an den Fuß nicht mehr über unsere Schwelle setzen.

Was mich am meisten schmerzt ist der Gedanke, unserer armen Lina Dinge sagen zu müssen, von denen ihr unschuldiges Herz bis jetzt keine Ahnung hatte . . . . . Doch in Gottes Namen, ich fühle, es geht nun einmal nicht anders."

Eiligen Schrittes verließ er seines Meisters Haus.

So lange er durch die Straßen des Dorfes ging, trug er den Kopf hoch aufgerichtet und sah den Leuten im vollen Bewußtsein von Linas Unschuld gerade in die Augen. Als er aber den Feldweg erreichte, schwand allmählich sein Muth, er stieß einen tiefen Seufzer aus und ließ den Kopf auf die Brust sinken. Was half es auch, daß er selbst von der Unwahrheit der Gerüchte überzeugt war? Dem guten Ruf des Mädchens haftete fortan ein unauslöschlicher Flecken an, und wie sehr mußte sie darunter leiden! Ach Gott, wenn sie nur nicht krank wurde, wenn sie nur der unverdienten Schande nicht erlag!

Das Herz war ihm schwer, stille Thränen schlichen von seinen Wangen.

Zugleich überdachte er noch einmal, was der Meister gesagt hatte. Gewiß, er glaubte fest an Linas Unschuld .. aber warum lief denn mit einem Male ein kaltes Schaudern durch seine Glieder? Woher der Angstschweiß, der auf seiner Stirn perlte?

Der arme Mann, er kämpfte gegen den Zweifel, der trotz allen Widerstandes einer giftigen Natter gleich in seine Brust kriechen wollte. Nein, nein, Lina war unfähig, ihn zu täuschen . . . aber o Himmel, wenn nun der junge Steinvließ ein Heuchler, ein falscher Verführer war, ein Wolf in Schafskleidern, wie der Meister ihn nannte! Wenn er dem armen Kinde die Augen geblendet und ihr die Erkenntniß genommen hatte von dem, was gut und böse ist! Es waren ja doch schon ähnliche Fälle vorgekommen.

Sollte das wirklich möglich sein? Hermann benahm sich Lina gegenüber stets mit der größten Zurückhaltung und Bescheidenheit, nie war ihm ein zweideutiges Wort entschlüpft. In so vollendeter Weise kann ein Mensch doch

nicht heucheln! Nein, es mußte Verleumdung sein, nichts als Verleumdung.

Beruhigter setzte er seinen Weg fort, doch alsbald regten die Zweifel sich wieder in seiner Seele.

„Ein Viehhändler aus Ruysbroeck behauptet Lina Arm in Arm mit einem jungen Herrn in den Straßen Brüssels gesehn zu haben,“ murmelte er vor sich hin, „sollte das Hermann Steinvließ gewesen sein? . . . Und sie in Seide gekleidet, wie ein Fräulein? Unsinn, sie ist ja seit Monaten nicht in Brüssel gewesen.“

„O Gott,“ rief er plötzlich seinen Schritt unterbrechend, „sie war doch dort, gestern vor acht Tagen, um mir den Hut zu kaufen! Hat sie da vielleicht Hermann getroffen, seine Begleitung geduldet, seinen Arm genommen? Sollte sie mir das verheimlicht haben aus Furcht, Reue oder Scham.“

Ein Zittern durchlief seine Glieder, der kalte Schweiß trat wieder auf seine Stirn.

„Die Angst raubt mir die Sinne,“ suchte er dann sich selbst zu trösten, „wie schwach ist doch der Mensch der Verleumdung gegenüber! Ich ihr Großvater, der sie liebt wie seinen Augapfel und sie beinah verehrt um der Reinheit ihrer Seele willen, ich sollte sie der Heuchelei und Falschheit fähig halten? Fort, fort mit diesem schwarzen, hassenswerthen Gedanken; Lina ist geblieben wie sie war, unschuldig und aufrichtig, ohne Fehl, und ohne Verstellung.“

So lag der unglückliche Mann auf der Folterbank des Zweifels, jetzt allen Argwohn von sich abwehrend, dann wieder der innern Noth fast erliegend.

Als er endlich seiner Wohnung sich näherte, kam eine größere Klarheit in seinen Geist.

„Dies Klagen, dies Hin- und Herschwanken in quälender Ungewißheit nutzt zu nichts,“ sagte er entschlossen, „ich werde sogleich wissen, was zu befürchten steht. Der Strafbarste bin ich jedenfalls selbst, ich hätte vorsichtiger sein, über das unerfahrene Kind wachen müssen. Ach, wollte doch Gott, daß es noch nicht zu spät! Die Augen sind mir jetzt aufgegangen, und ich werde meine Pflicht erfül-

len, ohne mich durch irgend welche Rücksichten abhalten zu lassen. Kein Mitleiden, keine Gnade, der junge Steinvließ muß mir augenblicklich aus dem Haus und darf nie wieder den Fuß über meine Schwelle setzen. . . . Uebereilen will ich mich indessen auch nicht, denn wie, wenn nun einmal nichts an all' diesen Gerüchten wäre?"

Er schritt sinnend durch das Vorgärtchen und trat in das Haus. Mutter Anna war allein in der Wohnstube.

„Wo ist Lina?" fragte er.

„Im Garten, an der Arbeit," lautete die Antwort.

„Ist Herr Steinvließ nicht hier?"

„Herr Steinvließ? Nein! weshalb fragst Du das so sonderbar, Vater?"

„Ruf mir die Lina, ich muß mit ihr sprechen."

„Du siehst so blaß aus, Vater, man sollte sagen, Du hättest geweint," sagte die Wittwe erschreckt, „es ist doch kein Unglück geschehn?"

„Nein; thu was ich Dir aufgetragen habe: ruf' Lina, so wirst Du Alles erfahren."

Frau Anna gehorchte; der Greis blickte ihr nach durch die Hinterthür und sah gleich darauf seine Enkelin über den Mittelweg des Baumgartens mit freundlichem Lächeln auf sich zukommen. So hell war ihr Auge, so unschulds-voll der Ausdruck in ihren Zügen, daß er sich versucht fühlte, das liebe Kind in die Arme zu schließen und um Verzeihung zu bitten, doch hielt die Vernunft ihn zurück.

„Guten Tag Großvater!" rief Lina ihm entgegen, „schon wieder da? Und Du hast mir Etwas zu sagen? Hoffentlich eine recht gute Neuigkeit, darum laß nur gleich hören! . . . . Aber, lieber Großvater, Du bist doch nicht krank?"

„Krank nicht, mein Kind, aber ich habe großen Kummer."

„Kummer! Warum nicht gar! Armes Großväterchen, komm setz' Dich zu mir und erzähl' mir was es ist, ich will Dich trösten."

Sie legte ihren Arm um seine Schulter und wollte ihn zu einem Stuhle führen, doch er machte sich von ihr los mit sanfter Gewalt.

„Ich muß eine Frage an Dich richten, die Dich tief betrüben wird, Kind," sagte er. „Verzeih mir, es geht nicht anders. Von Allem, was man sich im Dorfe erzählt, glaube ich kein Wort, aber ich muß mein Herz von der Last befrein, die es zu erdrücken droht."

„Aber bester Großvater, seit wann legst Du denn Gewicht auf dies Geschwätz der Leute?"

Der Alte nahm ihre Hand und erwiderte beinah bittend:

„Lina, versprichst Du, mir die Wahrheit zu sagen? Die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit?"

„Was das nun wieder für eine Frage ist," murmelte Mutter Anna, die mit eingetreten war. „Hast Du denn das Kind je auf einer Lüge ertappt?"

„Nein, doch wenn sie mir diesmal Etwas verbärge, würde sie mich tief unglücklich machen."

„Lieber Großvater," sagte das Mädchen, „ich verstehe Dich aber wirklich nicht! Was in aller Welt sollte ich Dir zu verbergen haben?"

„Wohlan dann beantworte aufrichtig meine Frage: Du bist vor acht Tagen in Brüssel gewesen?"

„Gewiß, um Deinen neuen Hut zu kaufen, das weißt Du ja doch."

„Und ist Dir da Niemand begegnet?"

„O, eine Menge von Leuten; in Brüssel sieht man immer so viele Menschen auf der Straße. Aber Großvater, warum fragst Du das?"

„Hast Du etwa Hermann Steinvließ getroffen?"

„Nein."

„Besinne Dich einmal genau. — Wenn Du ihn nun doch gesehn hättest und eine Strecke mit ihm gegangen wärst, würdest Du es mir gestehn?"

„Ach Großväterchen, wo denkst Du hin! Welchen Grund könnte ich haben, Dir das zu verschweigen!" rief sie fröhlich. „Und Hermann selbst würde es Dir ja gesagt haben. Wenn die Leute nichts Anders wissen, so mögen sie doch den Mund halten, ich begreife nur nicht, wie Du es Dir so zu Herzen nehmen kannst."

„Ja das finde ich auch, Vater," stimmte die Wittwe

zu, „wer hat Dir doch solche Grillen in den Kopf gesetzt? Denkst Du denn, daß Lina nicht weiß, wie ein anständiges Mädchen sich betragen muß? Ich bin überzeugt, sie würde an Herr Steinvließ, wenn er ihr begegnet wäre, mit einem stummen Gruße vorübergegangen sein."

„Und eben so wenig würde Herr Hermann mich auf der Straße angeredet haben, dazu ist er viel zu verständig," fügte Lina hinzu. „Laß die Leute nur schwätzen, Großvater; sie wissen oft selbst nicht, was sie sagen."

Johann Walters schwieg einen Augenblick. Er war von der Unschuld des Mädchens jetzt vollkommen überzeugt und glaubte von allen weiteren Fragen abstehen zu können. Um sein Gewissen gänzlich zu beruhigen, setzte er indessen noch hinzu:

„Nicht wahr, Lina, Du hast niemals andere Kleider getragen als die, welche Deine Mutter und ich kennen, auch keine Ohrringe wie die von der seligen Großmutter, ohne Juwelen. . . . . ."

Beide Frauen starrten ihn bestürzt und sprachlos an, als ob sie ihn nicht verständen.

„Antworte, ich bitte Dich," drängte er.

„Aber um des Himmels willen bester Vater, was fällt Dir denn eigentlich ein!" rief die Wittwe. „Kleider, Juwelen! Unsere Lina! Ich weiß in der That nicht, wie Du auf solche Gedanken kommst!"

Der Greis versank in tiefes Nachdenken, ein zufriedenes Lächeln schwebte auf seinen Lippen, doch wurde er alsbald wieder ernst, da er sich des Rathes seines Meisters erinnerte und des festen Versprechens, das er diesem gegeben hatte.

„Ach, was gibt es doch für böse, böse Menschen," sagte er dann mit traurigem Kopfschütteln. „Alles was man sich erzählt, ist Lüge und Verleumdung, doch besitzen wir keinen andern Reichthum als unsere Ehre und wo Opfer von uns gefordert werden zu ihrer Vertheidigung dürfen wir nicht zaudern. . . . Nun setzt Euch; ich will Euch erzählen, was mich so trübe gestimmt hat, — nicht Alles, das ist nicht nöthig, aber doch genug, um Euch einsehen zu machen, was die Pflicht uns gebeut."

Als sie auf ihren gewohnten Plätzen sich niedergelassen hatten, sagte er verlegen und sichtlich nach Worten suchend:

„Zwei- oder dreimal wöchentlich kommt Herr Hermann Steinvließ hieher, wir wissen, daß er uns nur aus Dankbarkeit und alter Freundschaft besucht, und das veranlaßte uns, ihn zuvorkommend und arglos zu empfangen. Ja ja, Lina, Du und Deine Mutter, Ihr habt beide den jungen Herrn zu häufiger Wiederholung seiner Besuche gedrängt uud ich hatte auch nichts dawider, glaubte ich doch wie Ihr, zu seiner Besserung mitwirken zu können, unser Zweck war ein durchaus lobenswerther."

„Ach Kinder, wir sind einfältige Leute und kennen die Welt nicht. Während wir ruhig und friedlich hier lebten, lief die Verleumdung im Dorfe umher und wußte nicht Böses genug von uns zu erzählen. So flüsterte man sich zu, daß wir aus Habsucht, aus Geldgier den reichen jungen Herrn anlockten, um uns durch ihn zu bereichern, man wagt selbst zu behaupten, daß Du, Lina, seidene Kleider und prächtige goldene Ohrringe trägst, die Du von Herrn Hermann selbst angenommen habest."

„Ich seidene Kleider und Ohrringe von Herrn Hermann! Wie lächerlich!" rief das Mädchen. „Und wer ersinnt nur solche Mährchen, Großvater?"

„Böse Menschen, Lastermäuler, mein Kind, aber sie sind nicht so strafbar, als es auf den ersten Augenblick scheinen möchte, denn wir selbst haben uns einer strafbaren Unvorsichtigkeit schuldig gemacht, wir übersahn, daß die Besuche eines so reichen jungen Herrn in unserm bescheidenem Häuschen großes Aufsehn erregen mußten. Die Dorfbewohner begreifen nicht, wie der gebildete, verwöhnte Städter an dem Umgang mit armen, einfältigen Landleuten wie wir Gefallen finden kann. In ihrer Unwissenheit kommen sie auf allerlei schlechte Gedanken, sie klatschen auf unsere Kosten und sagen uns Dinge nach, wovon die bloße Vorstellung. . . . Mit einem Wort, sie rauben uns die Ehre, beflecken unsern guten Namen."

Walters hatte anfangs die Absicht gehabt, die Ursache seiner verfrühten Rückkehr in kurzen, klaren Worten den

Seinigen darzulegen, nun aber fiel er von einem Zögern in das Andere. Er konnte es nicht über sich gewinnen, die Motive zu offenbaren, welche man im Dorfe den Besuchen des jungen Steinvließ unterlegte, die schuldlose Lina hatte eine so kränkende Beleidigung doch nicht verdient, und er, der Großvater, der sie so innig liebte, wollte ihr den Dolch nicht ins Herz stoßen.

„Laß Dich die dummen Schwätzereien doch nicht anfechten, Großvater," sagte das Mädchen tröstend. „Es ist freilich bös von den Leuten, uns so zu behandeln, da wir ja Niemanden Etwas zu Leide thun, aber wir können sie einmal nicht am sprechen hindern. Was schadet uns auch ihr Klatschen so lange wir uns selbst nichts vorzuwerfen haben."

„Ja, das meine ich auch, Vater," stimmte Frau Anna ein.

„Aber wir haben uns in der That Etwas vorzuwerfen", versetzte der Greis mit größerem Nachdruck, „denn wir haben nicht wie es sich gehört unsere Pflicht gethan. Es ist nicht genug, daß man das Böse unterlasse, auch den Schein des Bösen muß man meiden und den Menschen nichts in den Mund geben. . . . Ach ich weiß wirklich nicht, wie ich Euch klar machen soll, was ich eigentlich sagen müßte. Der Meister hat mich in seine Stube gerufen und mir gesagt, das ganze Dorf schmähe uns, weil Herr Hermann in unserm Hause verkehre. Ein reicher Herr aus der Stadt in der Familie eines Handwerkers, sagte er, das geht nicht an und darf nicht fortgesetzt werden, die Leute zeigen sonst mit Fingern auf uns. . . . . Ich habe dem Meister versprechen müssen, Herrn Steinvließ das Haus zu verbieten . . . ."

„Wie, Großvater, was sagst Du da?" rief das Mädchen ungläubig. „Du wolltest Herrn Hermann die Thür weisen? Das kann Dein Ernst nicht sein! Was hat er denn Uebles gethan?"

„Das möchte ich auch wohl fragen: was hat der gute Mensch denn Uebles gethan," sagte die Wittwe. „Ein paar Lästerzungen aus dem Dorf zu Liebe wolltest Du ihn so beleidigen? Unmöglich, Vater, das glaube ich nicht!"

„Sagt was Ihr wollt, Kinder," versetzte der Alte, „ich habe versprechen müssen, auf nichts zu hören. Hermann Steinvließ darf uns nicht mehr besuchen, der Meister schickt mich sonst aus der Werkstatt. Welche Schande würde das sein, und wo sollte ich dann Arbeit und Brod finden?"

Diese Worte, die wie ein Strafurtheil in Linas Ohren klangen, preßten ihr einen Angstschrei aus. Sie bedeckte das Gesicht mit den Händen und fing still zu weinen an.

Johann Walters starrte erschreckt auf seine Enkelin. Diese große Betrübniß bei der bloßen Ankündigung, daß Hermann entfernt werden müsse, was konnte sie zu bedeuten haben? O Gott, sollte er denn wirklich ein beklagenswerthes Geheimniß entdecken, sollte er sich veranlaßt sehn, die Lästerzungen noch zu segnen, die ihn, der blind gewesen war in einer entsetzlichen Gefahr, noch rechtzeitig gewarnt hatten.

Während diese peinlichen Gedanken ihn beschäftigten fuhr Frau Anna fort in ihn zu dringen, daß er Hermann Steinvließ doch nicht so plötzlich abweisen solle. Sie war nun wohl auch der Ansicht, daß er seine Besuche besser einstellte, doch könnte man ihm das allmählich zu verstehn geben. War er doch ein anständiger junger Mann, der sich nichts hatte zu Schulden kommen lassen, und solche Leute jagt man nicht fort wie Diebe oder Bettler.

Der Anblick von Linas Trauer schien den Greis unangenehm zu berühren; in seinen Augen glühte ein düsteres Feuer, er preßte die Lippen fest auf einander und blickte schweigend vor sich hin.

„Du gibst Dir vergeblich Mühe, Anna," sagte er endlich in ungewöhnlich strengem Tone; „der Meister schickte mich nach Haus, weil er Hermann hier vermuthete, man hat ihn in Loth den Zug verlassen sehn. Ich kehre jetzt an meine Arbeit zurück; sollte der junge Mann in meiner Abwesenheit sich einfinden, so schickst Du sofort Lina zur Werkstatt und läßt mich rufen, ich werde ihm gleich heute meinen unwiderruflichen Entschluß. . . ."

„O Vater, überlegt es doch noch einige Tage."

„Kein Wort mehr; die Pflicht gebietet, ich gehorche ihr.“

Beide Frauen bebten; so ernst, so unbeugsam hatten sie ihn nie zuvor gesehn. Er war bereits zur Thür hinaus, als sie noch stumm vor Bestürzung ihm nachblickten. Plötzlich aber kehrte er in das Haus zurück.

„Herr Hermann kommt eben durch den Hohlweg,“ sagte er hastig, „schnell hinauf mit Euch! rasch, sage ich, habt Ihr mich nicht verstanden?“

Mit einem lauten Aufschrei sank Lina vor ihm in die Kniee.

„O Großvater,“ flehte sie, die Augen in Thränen gebadet, „habe Mitleiden mit Ihm; sag' Ihm kein hartes Wort, er ist so gut! Stoße ihn nicht zurück in die Verzweiflung.“

„Das wird von ihm selbst abhängen, Lina; nur ungern mag ich ihm weh thun, doch wenn er sich auflehnt gegen Vernunft und Pflicht. . . . Anna, thu' was ich Dich geheißen habe, führe Lina in Eure Schlafkammer und kommt Beide nicht herunter bis ich Euch rufe, ich will mit dem jungen Mann allein sein!“

Lina erhob sich, nahm den Arm ihrer Mutter und stieg geduldig mit ihr die Treppe hinauf.

Der Greis legte die Hand an die Stirn und suchte sich zu sammeln. Linas tiefes Leid, ihre feurige Fürbitte zu Gunsten Hermanns hatten ihn besorgt und mißtrauisch gemacht, er fühlte nun lebhafter wie je, daß er fest bleiben müsse.

Anderseits aber sagte ihm sein Verstand, daß er nicht berechtigt sei, den Jüngling unhöflich oder barsch zu empfangen, da er nicht wußte, ob ihm etwas vorzuwerfen sei, außer der Unvorsichtigkeit, deren sie sich alle im gleichen Maße schuldig gemacht hatten. Er wollte also mit möglichster Ruhe Hermann seinen Willen zu erkennen geben und nur im Fall er auf Widerstand stieß zeigen, daß das verletzte Ehrgefühl auch einem alten armen Arbeitsmann die Kraft verleihen kann, seine Pflicht zu erfüllen.

Kaum war sein Entschluß so weit gediehn, als Her-

mann eintrat. Er blickte suchend in der Stube umher und sagte, den Hut in der Hand;

„Guten Tag, Meister Walters; welche Ueberraschung Sie zu dieser Stunde hier zu sehn. Sie sind doch nicht allein zu Haus?“

„Nehmen Sie Platz, junger Herr,“ murmelte der Alte, auf einen Stuhl deutend, „ich habe etwas Wichtiges mit Ihnen zu besprechen.“

Hermann sah ihn verwundert an.

„Sie erschrecken mich, Meister Walters,“ sagte er. „Es ist doch kein Unglück hier geschehn?“

„Ja ein Unglück, ein großes Unglück,“ erhielt er zur Antwort.

„O Gott! Sollte Lina krank geworden sein?“

„Nein, Niemand ist krank. Hier, setzen Sie sich, mein Herr, und hören Sie mir aufmerksam zu. Meine Zeit ist gemessen, unsere Unterredung darf nicht lange dauern. . .“

„Der Zufall hat Sie in unser Haus geführt; Sie haben dann für gut befunden, uns noch wiederholt aufzusuchen und wir in unserer Herzenseinfalt empfingen Sie ohne Arg, selbst mit Freuden.“

Walters schwieg einen Augenblick und fuhr dann fort:

„Wir sind arme Leute, Sie der Sohn eines Millionärs, es scheint, daß bei einem so großen Unterschied der Verhältnisse ein gegenseitiger Verkehr in den Augen der Welt etwas Entehrendes für uns hat; man erzählt sich im Dorfe die entsetzlichsten Dinge von uns.“

„Ich sehe, meine Befürchtungen sind wahr geworden, der Adlerwirth hat sich gerächt,“ seufzte Hermann.

„Er oder ein Anderer, das thut nichts zur Sache; Beklagenswerth ist nur, daß unsere arme Lina ihren guten Ruf vielleicht für immer eingebüßt hat, ich mag kaum wiederholen, was man von ihr glaubt und sagt: sie soll Sie anlocken, um Geld von Ihnen zu erhalten, soll seidene Kleider und Juwelen von Ihnen angenommen haben. Man behauptet ferner, daß sie Arm in Arm mit Ihnen durch Brüssel gegangen sei.“

„O die Schurken!“ rief Hermann aufspringend, „das

sollen sie mir büßen! Ich laufe sogleich in das Dorf, um ihnen die losen Mäuler zu stopfen . . ."

„Das werden Sie gefälligst bleiben lassen, mein Herr, denn ich verbiete es Ihnen," sagte der Greis, indem er mit einer befehlenden Handbewegung auf den Stuhl wies. „Wollen Sie etwa durch Ihre Einmischung den Leuten den Schein des Rechtes geben und das ganze Dorf gegen Lina aufbringen? Mit Gewalt läßt die Verleumdung sich nicht bekämpfen, im Gegentheil, das hieße Oel ins Feuer gießen. Ein Mittel nur giebt es, neuem Unheil zuvorzukommen und das schon geschehene möglichst zu vermindern. Sie Herr Steinvließ, haben mehr Verstand, mehr Weltkenntniß als wir, Ihr Gewissen wird Ihnen dieses Mittel längst angegeben haben."

„Ach, es ist leider wie Sie sagen, ich weiß nur zu gut, was längst hätte geschehn sollen."

„Wie, und Sie haben es nicht gethan?"

„Seit zwei Wochen schon wollte ich Ihnen täglich ankündigen, daß ich entschlossen sei, Sie nicht mehr zu besuchen."

„Nun, und warum folgten Sie der innern Stimme nicht?"

„Die Abschiedsworte wollten mir nicht über die Lippen, Meister Walters, mir fehlte der Muth, sie auszusprechen. Ich sehe ein, wie unrecht ich gehandelt habe und kann nur bitten: verzeihn Sie mir."

„Sie schreckte wohl der Kummer, den Sie Lina anzuthun glaubten?"

„Nein, das war der Grund meiner Schwäche nicht. Ich will Sie nicht täuschen; die Selbstsucht hielt mich zurück. Meine selige Mutter hatte die Empfänglichkeit für stille Freude, einfache Vergnügungen, für wahre, uneigennützige Freundschaft mir ins Herz gepflanzt . . . . . und gleichwohl war ich auf dem Wege, meinen Verstand, meine Gesundheit, meine Ehre für immer durch wilde Ausschweifung zu verlieren; ich verachtete mich selbst, das Leben war mir zum Ekel. Da fand ich unter diesem Dache hier den verlorenen Seelenfrieden wieder und auf's Neue lächelte mir das Glück . . .

„Dieses Glück, diese Erlösung von mir zu weisen, wieder allein zu stehn, ohne Stütze, ohne Trost, in einer Welt, die ich hasse und verachte, — ach es war so schmerzlich, so überaus schwer! Ihnen, Meister Walters, der guten Mutter Anna und Lina ein ewiges Lebewohl zu sagen ging über meine Kräfte, und wenn ich auch überzeugt war, daß es einmal geschehn müsse, so zögerte ich doch immer wieder damit, um mein Glück noch um einen Tag, ach nur um einen einzigen Tag zu verlängern."

„Und jetzt nun, Herr Steinvließ?"

„Jetzt gibt es keinen Aufschub mehr; von heute an werde ich nie wieder einen Versuch machen, Sie oder Lina und ihre Mutter zu sehn, wenn mir auch das Herz brechen will ob dieser grausamen Trennung."

Johann Walters war gerührt.

„Fassen Sie Muth, junger Freund," sagte er, „die Schuld trifft Sie nicht allein, wir sind Alle gleich unvorsichtig gewesen. Vielleicht werden die Leute, wenn Sie fortan unser Haus meiden, ihren Irrthum erkennen, sollte aber dennoch ein Flecken an unserer Ehre haften bleiben, wie leider zu befürchten steht, so wollen wir still unser Kreuz tragen, ohne Sie deshalb anzuklagen."

„Wenn Sie großmüthig genug sind, mein Unrecht zu vergeben," sagte Hermann bitter, „ich selbst kann mir nun und nimmermehr verzeihn, die gute Lina aus elender Selbstsucht zum Gegenstand der Verleumdung gemacht zu haben, es wird auf mir lasten mein Leben lang. Gott, der in meinem Herzen liest, weiß, daß ich Alles, Alles darum geben würde, wenn ich ihr Genugthuung verschaffen könnte, aber es geht nicht! . . . Warum bin ich kein armer Taglöhner wie Sie? Warum liegt das verfluchte Geld zwischen mir und der Möglichkeit, Lina siegreich über alle Lästerungen zu erheben? . . . O Gott, ich bin sinnlos vor Kummer und Verzweiflung, mir schwindelt der Kopf, ich weiß nicht mehr was ich rede."

Er sprang auf bei diesen Worten und faßte des Greises Hand.

„Leben Sie wohl, Meister Walters," murmelte er mit

überströmenden Augen, „ich gehe, Sie werden mich niemals wiedersehn.“

„Herr Steinvließ, wir verstehn einander gut, nicht wahr? Sie kommen also niemals wieder . . . .“

„Nein, nie! . . . . . Ich heirathe ja eine vornehme Dame, wie Sie wissen. Beten Sie zu Gott für mich, Meister Walters, daß er mich in den glänzenden Verhältnissen auch nur einen Schein des Glücks, des Seelenfriedens wiederfinden lasse, den ich durch diesen grausamen Abschied verliere.“

Mit festem Schritt ging er der Thür zu, dort aber blieb er stehn und sah den Alten bittend an. Johann Walters verstand den Blick.

„Seien Sie großmüthig,“ sagte er, „sparen Sie ihnen diesen Schmerz.“

„Ein Wort, Meister, ein einziges Wort!“

„Würden die Thränen zweier armen Frauen etwas ändern an dem Schicksal, dem wir uns geduldig beugen müssen?“

„Nein, nein, Sie haben Recht.“

Entschlossen eilte Hermann aus dem Hause, durch das Gärtchen dem Hohlwege zu, ohne darauf zu achten, daß einige im Felde arbeitende Bauern mit spöttischem Lächeln ihm nachsahn.

X.

Das Herz voll Leid und Jammer verfolgte Hermann Steinvließ den Weg, der ihn nach Loth führte; dort angekommen empfand er aber einen solchen Widerwillen vor der Gesellschaft der Leute und ein solches Sehnen nach Einsamkeit, daß er beschloß den Weg über Charleroy nach Brüssel zu Fuß zurück zu legen.

Trübe Gedanken beschäftigten ihn auf seiner Wanderung und als er dann seine Wohnung erreichte war er gänzlich hoffnungslos und entmuthigt. Stundenlang saß er in seinem Zimmer und blickte starr vor sich hin, in immerwährendem Kampf mit sich selbst; Linas Bild, nun mit thränenfeuchten Augen, dann ein mildes, freundliches Lächeln auf den Lippen, umschwebte ihn trotz aller Mühe, die er sich gab, sie zu vergessen.

Drei Tage lang währte das innere Ringen, ohne daß ihm klar geworden wäre, was zu thun sei, am vierten Tage endlich, nachdem er wieder stundenlang, den Kopf auf die Hände gestützt, sinnend dagesessen, erhob er sich plötzlich und ein Funke von Entschlossenheit glänzte in seinen Blicken.

„Es geht nicht," sagte er fest, „alles Kämpfen ist vergebens, mag nun werden, was will! — Mein armer Vater wird glauben, daß ich mitleidlos ihn betrübe; ach könnte er in meinem Herzen lesen! Ich weiß ja wohl, daß die Liebe zu mir, seinem einzigen Sohne, ihm den unheilvollen Plan eingeflößt hat, aber er irrt sich, und ich kann unmöglich darin willigen, mein ganzes Leben hindurch das Opfer dieses Irrthums zu sein . . . .

„Der Tyrann, der mich zu einer so bittern Zukunft verurtheilt, ist das Geld. Wohlan, ich zerbreche sein höllisches Scepter! Arm werde ich sein, vielleicht gezwungen, durch der Hände Arbeit mein tägliches Brod zu verdienen, aber zugleich frei, Herr meines Herzens, Herr meines Thuns!"

Wie von einer schweren Last befreit eilte er die Treppe hinab und trat ohne anzuklopfen in das Cabinet seines Vaters.

„Ei sieh da, kommst Du endlich einmal wieder zum Vorschein?" rief dieser ihm fröhlich entgegen. „Wo hast Du nur gesteckt, mein Junge? Seit Anfang der Woche habe ich Dich immer nur im Vorübergehn gesehn."

„Vater, ich muß über eine wichtige Sache mit Dir reden," antwortete der junge Mann. „Sei so gut, mich ruhig anzuhören."

„Was Du für ein ernstes Gesicht dabei aufsetzest, Hermann! Du machst mich ganz neugierig. Es bezieht sich doch wohl nicht auf Deine bevorstehende Heirath?"

„Ja Vater."

„Ich wüßte nicht, was darüber noch zu sagen wäre, gleichwohl laß hören; wahrscheinlich eine neue Kinderei."

„Urtheile selbst, Vater. Vier Tage schon glüht mir der Kopf und verzehrt mich ein brennendes Fieber, weil ich vor dem Gedanken zurückschrecke, Dir mißfallen, Dich betrüben zu müssen. Denn ich gestehe es dankbar ein, Du bist gut gegen mich, Du hast mich lieb und handelst nur zu meinem Besten, wenigstens Deiner Auffassung nach . . . . ."

„Zum Kukuk was soll diese lange Einleitung? Du willst doch nicht etwa eine Rührungsscene aufführen?"

„Nein, ich will Dir nur sagen, daß ich Dir dankbar bin und Dich verehre . . . ."

„Das weiß ich ja, lieber Junge, also spare Dir die Umwege. Was hättest Du gern von mir? Geld?"

„Ich habe einen Entschluß gefaßt, einen unabänderlichen Entschluß und möchte ihn Dir mittheilen."

„Unabänderlich? Das lautet ja sonderbar; doch laß' hören."

Hermann zögerte, er schien seine Kräfte zu sammeln. Dann sagte er ruhig und fest:

„Vater, ich werde die Freiin von Overburg nicht heirathen.“

„Dachte ich's doch!“ rief der alte Steinvließ, „da haben wir's ja wieder. Solche Bedenken mögen ganz natürlich sein, zum Glück sind sie aber nicht ernst gemeint. Wenn die Zeit kommt wirst Du Dich glücklich schätzen, eine Braut wie Fräulein Clemence heimführen zu können.“

„Denke darüber wie Du willst, Vater; ich erkläre Dir aber feierlich, daß ich nun und nimmermehr ihre Hand annehmen werde.“

Steinvließ lachte laut auf.

„Hahaha, Du drehst Dich ja wie eine Windfahne,“ scherzte er, „heute so, und morgen so! — Geh noch etwas spazieren, Hermann; heut Abend kommst Du zurück und sagst mir, wie Dir zu Muthe ist; ich wette, dann bekomme ich etwas ganz Anderes zu hören.“

Der junge Mann bebte vor Ungeduld, doch bezwang er sich und sagte gefaßt:

„Du bist ein thatkräftiger Mann, Vater; Jedermann rühmt mit Recht die Festigkeit Deines Willens; ich dagegen war bis jetzt ein schwankendes Rohr, weil man allen meinen Neigungen und Naturanlagen stets das Widerspiel gehalten hat. Aber Dein Blut fließt dennoch in meinen Adern, und so darf es Dich nicht wundern, wenn ich nach vier Tagen Leidens und Ringens zu einer so festen Entscheidung gekommen bin, daß nichts in der Welt mich davon abbringen wird.“

„Nichts in der Welt? Auch nicht der Wille Deines Vaters?“

„Nein, auch der nicht!“

„Und seine Bitten?“

„Verzeih' mir, tausendmal verzeih mir, bester Vater, aber aus der Heirath wird nichts.“

Steinvließ glaubte noch immer nicht, daß die Worte seines Sohnes ernst zu nehmen seien, wiewohl der feste Ton seiner Stimme und der seltsame Glanz seiner Augen ihm einige Besorgniß einflößten.

„Aber Hermann ich begreife Dich in der That nicht,“ sagte er sanft. „Erkläre mir doch einmal, was in aller Welt Dich antreiben kann, Dein mir gegebenes Wort zu brechen. Hast Du von Clemence oder ihren Verwandten Etwas gehört, das Dir mißfällt?“

„Durchaus nicht, nein. Doch was nutzt es, Dir noch einmal die Gründe zu wiederholen, die mir gleich vom ersten Augenblicke an diese ungleiche Verbindung als ein wahres Unglück für mich erscheinen ließen? Du kaufst mir mit Deinem Gelde eine Braut von vornehmer Herkunft. Lieben kann sie mich nie, mich den reich gewordenen Handwerkersohn, den selbstsüchtigen Bürgerlichen, der ihren alten Adel aufsaugen und vernichten will; diese Anschuldigung würde ich unaufhörlich in ihren Augen lesen.“

Steinvließ machte eine ungeduldige Bewegung, doch Hermann fuhr fort:

„Ihre Verwandten würden mir durch Verachtung ihren unversöhnlichen Haß zu erkennen geben, und ich, ich müßte demüthig das Haupt beugen, denn mein Gewissen würde mir sagen: Du hast es nicht besser verdient.“

„Immer der alte Unsinn,“ brummte Steinvließ, „dies ist nun vielleicht das vierte Mal, daß Du mich darauf regalirst; und nachher siehst Du immer selbst ein, wie viel dummes Zeug Du geschwätzt hast.“

„Ich habe nachgegeben, geschwiegen aus Liebe zu Dir Vater, . . . und wäre nicht ein neuer Grund hinzugekommen, so würde ich wahrscheinlich in dumpfer Unterwürfigkeit mein Schicksal hingenommen haben, wie elend es mir auch erscheinen mochte.“

„In der That! also ein neuer Grund? Da bin ich doch neugierig.“

„Clemence Overburg hat nicht die mindeste Zuneigung zu mir, im Gegentheil! . . .“

„Du täuschest Dich Hermann, verlaß Dich darauf. Ihr Vater sagte mir noch kürzlich, daß sie in all' ihren Briefen von Dir schrieb und sich mit vielem Interesse nach Dir erkundigte.“

„Mag sein, aber ihr Bruder Alfred gab mir deutlich

genug zu verstehn, daß sie vor der geplanten Verbindung wie vor einer entehrenden Mißheirath zurückschrecke."

„Du hast ihn jedenfalls mißverstanden."

„Nein, nein, sie opfert sich auf, um ihre Familie vom Untergang zu retten, das ist ohne Zweifel eine lobenswerthe Selbstverleugnung, aber ich verlange nicht die Rolle des Henkers zu spielen, der noch dazu bis zum Ende seiner Tage an der Seite seines Opfers leben muß . . Darum wiederhole ich Dir noch einmal, Vater, nichts in der Welt wird mich vermögen, von meinem jetzt gefaßten Entschlusse abzustehn."

Der alte Steinvließ schüttelte verdrossen den Kopf.

„Du bist heut schlechter Laune," sagte er, „Alfreds zweideutige Worte haben Dich verstimmt, und ich verlasse mich darauf, daß diese Anwandlung von Kleinmuth, wie schon so oft, vorübergehn wird, sonst müßte Deine Kühnheit, die Leichtfertigkeit mit der Du Dein Versprechen brechen willst, meinen Zorn entflammen. Mein Blut, sagst Du, fließt in Deinen Adern? Du hast einen festen Willen? Aber ich bin Dein Vater, und werde Dir, wenn es Noth thut, zeigen, daß Alles sich beugen muß, auch Du, Knabe, wenn ich einmal nach reiflicher Ueberlegung einen Beschluß gefaßt habe . . . ."

Hermann blickte schweigend vor sich nieder.

„Versuch' es nur, setz' Deiner Vermessenheit die Krone auf, wage zu wiederholen, daß Du Dich weigern wolltest, meinen Befehlen, meinen Bitten zu widerstehn!" fuhr Steinvließ fort, seinem Aerger die Zügel schießen lassend. „Doch nein," fügte er milder hinzu, „so wirst Du mir nicht danken für ein ganzes Leben voll Mühe und Plage."

Noch immer stand Hermann gesenkten Hauptes und schweigend vor seinem Vater; seine demüthige Haltung faßte dieser als Reue auf und sagte begütigend:

„Komm mein guter Junge, gieb die thörichten Grillen auf, sie betrüben Dich vergeblich, denn angenommen selbst, daß sie richtig wären, was könnte es helfen, darauf zurück zu kommen. Die Sache ist jetzt zu weit gediehn, um wieder aufgehoben zu werden. Soll ich zum Baron von Overburg gehn und ihm sagen wir dankten für die Hand

seiner Tochter! Einen solchen Hohn hat er doch nicht um uns verdient, uud außerdem will ich meinerseits unter keiner Bedingung zurücktreten, nun ich am Ziel meiner Wünsche bin. Sei also verständig und sag' mir, daß Du die Hand von Clemence gern und dankbar annehmen wirst."

„Ich nehme sie nicht an, werde sie nie annehmen," antwortete Hermann fest.

„Bist Du denn ganz und gar verrückt?" rief Steinvließ ungeduldig, „siehst Du nicht ein, daß Du mich tief unglücklich machst, wenn Du bei Deinem unsinnigen Vorhaben beharrst?"

„Ich weiß es Vater, und dennoch. . . . ."

„Wie, und dennoch?"

„Dennoch muß ich mich weigern, Deinem Gebote zu folgen. Trete ich vor der Heirath zurück, so wird Dich das eine Zeitlang betrüben, vermähle ich mich aber mit Clemence, so würde ein Leben ohne Liebe, ohne Hoffnung mein Loos. Ich will nicht bis zu meinem Grabe unter Haß und Erniederung gebeugt gehn! Von zwei Uebeln soll man das geringere wählen. Die Freiin von Overburg wird niemals meine Braut."

„Den Henker auch! Das wollen wir denn doch einmal sehn."

Hermann machte Miene, das Zimmer zu verlassen.

„Bleib!" befahl sein Vater, „ich sollte eigentlich meinen Zorn über Dich ergießen, doch bin ich zu fest überzeugt, daß diese neue Grille nicht stand halten wird. O, wenn Du wirklich meintest was Du sagst und wenn Du auf Deinem Kopf beständest, ich müßte Deinen Eigensinn unbarmherzig strafen. Lange genug kann ich noch leben, um mein ganzes Vermögen zu verschwenden und eben so arm aus der Welt zu gehn, als ich herein gekommen bin. Dann hättest Du nichts, gar nichts."

„Handle darin ganz nach Deinem Gutdünken, Vater."

„Du willst wohl Maler werden," spottete Steinvließ.

„Maler oder sonst etwas; Dein Vorbild hat mir gezeigt was man mit andauerndem Fleiß und mit Energie zu leisten vermag."

„Sei verständig, Hermann, treibe mich nicht zum Aeu-

zersten. Die Millionen die ich für Dich erworben habe, sollen doch nicht umsonst erworben sein?"

„Willst Du sie denn dazu gebrauchen, mich für immer unglücklich zu machen?"

„Also der junge Herr denkt in die Welt zu gehn und sich selbst eine Existenz zu gründen; sobald er etwas Geld verdient hat, heirathet er dann das erste beste Bauernmädchen, wer weiß, vielleicht gar eine Handwerker Tochter."

„Mein Vater, der selbst ein Maurer war, könnte an einer solchen Schwiegertochter doch nichts auszusetzen haben," murmelte der junge Mann unwirsch. „Jedenfalls aber würde ich Sorge tragen, daß die Verbindung auf gegenseitiger Liebe und Achtung begründet wäre."

„Du rasest! Der einzige Sohn des Millionärs Steinvließ sollte in einer Hütte wohnen und Hunger leiden? Geh zu Bett, Hermann, ruhe ein Stündchen und laß Dein Gehirn sich abkühlen, denn wahrhaftig, Du bist halb verrückt. Morgen wird das hoffentlich vorüber sein; jedenfalls glaube nur fest, daß ich Deiner wahnsinnigen Laune nicht Rechnung tragen werde. Du heirathest Clemence von Overburg, damit ist die Sache abgemacht.

„Ist das Dein letztes Wort, Vater?"

„Mein allerletztes Wort."

„Gut, so weiß ich, was ich zu thun habe."

Diese Worte vor sich hin murmelnd verließ Hermann das Cabinet.

Steinvließ blickte ihm eine Weile schweigend nach, doch dann schüttelte er lächelnd den Kopf und sagte zu sich selbst:

„Armer Kerl; die Furcht allein, daß Fräulein Clemence ihn nicht liebt, versetzt ihn in diesen quälenden Zustand."

„Sein Herz ist zu gefühlvoll, zu weich, er hat das von seiner seligen Mutter. Ohne Liebe würde das Leben in der That traurig für ihn sein, doch er irrt: Clemence zeigte gleich vom Anfang an besonderes Interesse für ihn, und ich werde ihm die Mittel zur Verfügung stellen, jeden auch den leisesten ihrer Wünsche zu befriedigen; die Liebe wird dann schon von selbst kommen, wenn sie jetzt noch

nicht da sein sollte. Das Geld ist ein Zauberstab, es übt eine allmächtige Wirkung auf das menschliche Herz . . ."

„Müßte heute endgültig über diese Angelegenheit entschieden werden, so würde Hermann vielleicht ernstliche Schwierigkeiten machen, er ist einmal ein wunderlicher Gesell. Aber der Eindruck von Alfreds Andeutungen wird bald verwehn und wir haben Zeit zu warten. — Was mich mehr bekümmert als die Laune meines Sohnes ist die Tändelei dieses Marquis de la Chesmaie. Er will nicht zustimmen bevor er einen Einblick in meine Verhältnisse genommen hat. Der Gedanke, daß eine Freiin von Overburg dem Sohne eines reichgewordenen Handwerkers vermählt werden soll, scheint ihn gewaltig zu kneipen, — wie, wenn er nun seine Zustimmung versagen sollte? Würde nicht das Ziel all' meines Strebens mir dadurch entrissen werden."

„Ich glaube wahrhaftig, mein Sohn hat mich angesteckt mit seinem Zweifel," fuhr er nach einer kleinen Pause fort. „Beherrsche ich denn nicht Alle durch mein Geld? Kann es ihnen je in den Sinn kommen, Entehrung und Untergang zu erwählen? Nein, nein, ich wäre ein Narr, wollte ich mich beunruhigen; die Sache wird ihren Verlauf nehmen, genau wie ich ihn beschlossen habe."

In diesem Augenblicke öffnete der Diener die Thür und meldete, daß der Baron von Overburg den Herrn zu sprechen wünsche und ihn im Saal erwarte.

„Nun der Vater von Clemence," brummte der Kaufmann, seinen Schlafrock ausziehend; „wenn der mir auch mit Weitläufigkeiten und Unsinn kommt, so verliere ich, weiß Gott, die Geduld. Aber vielleicht bringt er mir gute Nachrichten; er ist wenigstens ein vernünftiger Mensch, man weiß, was man an ihm hat, — und was er will werden wir gleich sehn."

Damit eilte er durch das Säulenportal und begrüßte beim Eintreten in den Saal den Edelmann mit freundlicher Miene.

„Guten Tag, Herr Baron," rief er, ihm beide Hände entgegenstreckend. „Welch' angenehme Ueberraschung, Sie hier zu sehn. Sie hatten gewiß Geschäfte in der Stadt

und benutzen die Gelegenheit, mich mit einem Besuche zu erfreun. Bitte Platz zu nehmen ..... Doch was muß ich sehn? Haben Sie Verdruß? Geht nicht Alles nach Wunsch bei Ihnen?"

„Allerdings nicht, Herr Steinvließ," lautete die Antwort, „es sind da gewisse Sachen vorgekommen, die meine tiefste Entrüstung erregen und ich komme, um allen Ernstes mit Ihnen darüber zu reden .... Zuerst will ich jedoch die Mittheilung voranschicken, daß ich einen Brief von meinem Oheim, dem Marquis, erhalten habe. Er schreibt, daß er heute von Monaco abreisen und seine Reise so einrichten will, daß er am nächsten Donnerstag in Brüssel eintrifft. Gegen Ende der künftigen Woche dürfen Sie also unseres Besuches gewärtig sein."

„Der Herr Marquis würde vielleicht vorziehn, daß ich ihn in Ihrem Schlosse aufsuchte."

„Wenn das der Fall ist, gebe ich Ihnen Nachricht."

„Und geht denn aus seinem Schreiben dieselbe günstige Stimmung hervor?"

„Ja, er schiebt nur der Form wegen die Entscheidung noch hinaus, bis er durch eignen Einblick in die hiesigen Verhältnisse sich vollkommen beruhigt hat. Ob aber dieser Einblick ihn befriedigen wird, das ist es eben, was mir seit zwei Tagen höchst zweifelhaft erscheint."

„Aber worauf gründet sich diese Befürchtung? Haben Sie ihn nicht von dem Sachverhalt genau in Kenntniß gesetzt? Wie, Sie schütteln den Kopf?"

„Was mir damals selbst noch unbekannt war, konnte ich nicht schreiben; wenn er es hört, — und ich fürchte sehr, daß er es hören wird, — so wird er sich jedenfalls der Heirath widersetzen. Ich bin durch mein Wort gebunden; Ihre edelmüthige Hülfe legt mir so große Verpflichtungen auf, daß ich selbst gegen den Willen meines Onkels Ihren Wünschen nachkommen möchte, doch dann würde er mich enterben und meinen Kindern dadurch mehr als zwei Millionen entziehn."

„Nichts für ungut Herr Baron, das wissen wir ja längst, wollen Sie nicht gefälligst zur Sache kommen," unterbrach ihn Steinvließ.

„Ja zur Sache, zu der traurigen Sache! Ich muß Sie ernstlich bitten, geehrter Herr Steinvließ, bieten Sie Ihre ganze väterliche Autorität auf, einem Scandal ein Ende zu machen, der eben so entehrend für Ihren Sohn, wie für meine arme Clemence, für mein ganzes Geschlecht ist."

„Bitte, drücken Sie sich deutlicher aus, Herr Baron, ich verstehe keine Silbe," murmelte der Kaufmann erschreckt; „ein Scandal? Was wollen Sie damit sagen?"

„Das Wort kam nur widerstrebend aus meinem Munde," versetzte der Edelmann. Es gibt Dinge, welche leider jetzt häufig genug vorkommen mögen, die aber uns älteren, einer früheren Zeit angehörenden Leute mit Entsetzen erfüllen."

„Um Gotteswillen, stellen Sie meine Geduld nicht länger auf eine so schmerzliche Probe!" rief Steinvließ aus. „Von einem Scandal ist die Rede, und mein Sohn sollte dabei betheiligt sein? Er hat doch hoffentlich nicht gestohlen oder gar gemordet?"

„Nein nein, beruhigen Sie sich, ich will Ihnen sogleich reinen Wein einschenken. Berichten gemäß, deren Wahrheit nicht zu bezweifeln ist, kommt Herr Hermann beinah gar nicht mehr in den Club oder er hält sich nur wenige Augenblicke daselbst auf. Seine ehemaligen Gefährten treffen ihn nirgendwo mehr. Wissen Sie, Herr Steinvließ, wo Ihr Sohn seit etwa einem Monat seine Zeit zubringt?"

„Gewiß weiß ich das," antwortete Steinvließ mit einem triumphirenden Lächeln. „Die Heirathsgedanken haben plötzlich einen Philosophen aus ihm gemacht. Der Junge ist viel zu ernst geworden, nach meiner Ansicht, er geht spazieren, zeichnet, liest und träumt."

„Also es ist Ihnen gänzlich unbekannt, wie ich sehe, daß er von Morgen bis Abend in einer kleinen, einsam gelegenen Arbeiterwohnung zu finden ist, unweit des Dorfes, wo der Banquier Dalster sein Landgut hat?"

„Unsinn, was sollte er dort anfangen?"

„Der Arbeiter hat eine Tochter, die nicht allein ziem-

lich hübsch, sondern zugleich sehr listig und durchtrieben sein muß."

„Sie wollen andeuten, daß mein Sohn ihr den Hof macht? Ich glaube das nicht, würde es jedenfalls nicht billigen, aber gesetzt nun, es wäre so?"

„Die Sache wäre an und für sich schon schlimm genug, selbst wenn sie verborgen bliebe," fuhr der Baron fort, „aber was besonders für uns Edelleute ganz unerträglich ist, das ist das öffentliche Aergerniß. Ihr Sohn bringt ganze Tage in dem armseligen Häuschen zu, er ißt mit den Bewohnern desselben an einem Tisch, als ob er zur Familie gehöre, er kauft dem Mädchen seidene Kleider und Juwelen und schämt sich nicht, Arm in Arm mit ihr durch die Straßen Brüssels zu spazieren."

Durch diese Eröffnungen peinlich berührt, sah Steinvließ sinnend vor sich hin und antwortete erst nach einigem Zögern:

„Aber bester Herr von Overburg, sollten das nicht leere Klatschereien sein? Für alles da eben Gehörte hat mein Sohn bisher weniger Neigung an den Tag gelegt, als andere junge Leute seines Alters."

„Der alte Herr Dalster ist mein Zeuge. Lassen Sie nachfragen im Dorf, so werden Sie finden, daß allgemein die größte Entrüstung herrscht, über Ihren Sohn sowohl, wie über die, welche ihn in ihren Netzen gefangen halten. Und wenn nun schon einfältige Bauern, die für das Verhalten des Mädchens in keiner Weise verantwortlich sind, sich dadurch entehrt fühlen, was muß ich dann erst sagen, ich, der ich Edelmann bin und der Vater der zukünftigen Braut Ihres Sohnes?"

„Heute noch werde ich mit ihm über die Sache sprechen, Herr Baron, und wenn Ihre Aussagen begründet sind. . . ."

„Sie sind begründet, das unterliegt keinem Zweifel."

„So werde ich ihm begreiflich machen, daß er mit dem Mädchen brechen muß."

Der Baron zitterte vor ärgerlicher Ungeduld.

„Ach Herr Steinvließ," sagte er, „es erschreckt mich wahrhaft, Sie so kühl und so wenig durchdrungen von der

Nothwendigkeit zu finden, diese entehrenden Beziehungen sofort abzubrechen. Wenn derartige Gerüchte meiner Tochter zu Ohren kämen, würde sie nicht berechtigt sein, ihre Hand einem Manne zu weigern, der vor der Ehe schon öffentlich die Achtung verletzt, die er seiner zukünftigen Gemahlin schuldig ist? Und wenn nun gar mein Onkel der Marquis, der es im Punkte der Ehre so genau nimmt, von der traurigen Angelegenheit etwas vernähme, er würde mich mit Vorwürfen überhäufen und die ganze Verwandtschaft gegen mich aufbringen! — Sie, Herr Steinvließ, würden es doch auch bedauern, wenn unvorhergesehne Umstände die geplante Heirath unmöglich machten."

„Aber bis jetzt hat das doch hoffentlich noch keine Gefahr."

„O gewiß, die größte Gefahr."

„Ich kann Sie nicht dringend genug ersuchen, kräftige Maßregeln zur Verhütung des Unglücks zu treffen, — denn für mich wäre das Nichtzustandekommen der Heirath ein solches in der That. Weiß ich doch kein anderes Mittel, mich für Ihre Wohlthat erkenntlich zu zeigen und mir die Fortdauer derselben zu sichern."

„Aber bester Herr von Overburg, was kann ich thun, als meinem Sohn seine Unvorsichtigkeit, seine Thorheit vor Augen führen."

„Sie müssen ihm verbieten, streng verbieten, je wieder den Fuß über die Schwelle jenes Hauses zu setzen und ihm das Versprechen abnehmen fortan jeglichen Umgang mit dem verächtlichen Mädchen zu meiden."

„Ist das Alles, was Sie verlangen? Dann seien Sie nur ganz ruhig; Hermann wird nie wieder in das Dorf gehn, das gelobe ich Ihnen in seinem Namen."

„Doch wenn er Ihnen den Gehorsam versagte?"

„Das thut er nicht. Hermann mag seine Schwachheiten haben und hin und wieder eine Dummheit begehn, aber im Grunde ist er ein kreuzbraver Mensch' mit einem guten Herzen. Uebrigens bin ich auch nicht gewohnt, meinen Willen unbeachtet zu sehn. . . . Sie scheinen das zu bezweifeln: wünschen Sie, daß mein Sohn zu Ihnen komme, um sich zu entschuldigen und Ihnen feierlich zu

geloben, fortan jegliche Veranlassung zu Verdacht und übler Nachrede zu meiden?"

„O nein, keineswegs!" rief der Baron sichtlich beruhigt. „Ich danke Ihnen tausendmal, mein lieber Herr Steinvließ, und setze in Ihr Wort volles Vertrauen, es genügt mir, nöthigenfalls versichern zu können, daß die bewußten Gerüchte der Begründung entbehren. . . ."

„Und nun wollen wir diese fatale Geschichte bei Seite schieben," setzte er munter hinzu, „und hoffen, daß die Hochzeit dadurch weder aufgeschoben noch verzögert wird. Gegen Ende der künftigen Woche besuche ich Sie mit meinem Onkel, in seiner Anwesenheit wollen wir dann Alles ordnen. Gestatten Sie mir nun, mich zu empfehlen, ich muß nach Lüttich, um meine Tochter zurück zu holen."

An der Hausthür, im Begriff in seinen Wagen zu steigen, flüsterte der Baron dem Kaufmann noch einmal in's Ohr:

„Vergessen Sie Ihr Versprechen nicht, sein Sie durchgreifend und stark; unser Aller Glück hängt davon ab."

„Sie dürfen ganz unbesorgt sein," gab Steinvließ zurück. „Noch nie habe ich ein Versprechen unerfüllt gelassen."

Der Wagen rollte davon, und langsamen Schritts kehrte der alte Herr in sein Cabinet zurück, wo er in einen Sessel sank und sich seinen keineswegs erquicklichen Gedanken überließ.

In Gegenwart des Barons hatte er seine Empfindungen verborgen, um Hermanns Schuld möglichst gering erscheinen zu lassen, jetzt aber, wo er sich allein befand, verzog er sein Gesicht zu einem Ausdruck bittern Spottes.

„Dummkopf", murmelte er vor sich hin, „welche Albernheiten fängt er nun wieder an, noch dazu gerade in dem Augenblick, wo man seine Vermählung mit einer Baronstochter vorbereitet! . . . . Er, der sonst an allen noch so schönen und reichen Damen gleichgültig vorübergeht, läßt sich nun von einem Taglöhnermädchen fangen, kauft ihr seidene Kleider und Schmucksachen und geht Arm in Arm mit ihr durch Brüssel? Und dann spricht er noch von seinem Schrecken vor einer ungleichen Verbindung.

Ist denn der Abstand zwischen ihm und einem ganz gemeinem Mädchen nicht größer als der zwischen mir und Herr von Overburg? . . .

„Meinen Befehl, meine Bitten selbst verachtet er einem Frauenzimmer zu Liebe, das keinen andern Zweck hat, als ihm Geld aus der Tasche zu ziehn. Und ich, sein Vater, sollte einer so elenden Feindin gegenüber die Waffen strecken müssen? Nein, dreimal nein! Keinen einzigen Tag soll er noch mit meiner Ehre spielen und mich sammt sich selbst lächerlich machen in den Augen Aller, die uns kennen! Was sage ich, keinen Tag? Nein keine Stunde länger! Stehenden Fußes will ich ihm meine Ansicht kund geben, und wehe ihm, wenn er mir nicht augenblicklich gehorcht!"

Diese Worte zornig hervorstoßend lief er zum Cabinet hinaus, die Treppe hinauf zu Hermanns Zimmer und trat ein, die Faust drohend erhoben.

Unangenehm überrascht blieb er jedoch stehn, denn das Zimmer war leer.

„Er ist nicht hier," murmelte Steinvließ, „sollte der starrköpfige Schlingel schon ausgegangen sein? . . . Richtig, da hängt seine Mütze, sein Hut ist fort und der Ueberzieher gleichfalls, er scheint die Nacht ausbleiben zu wollen. . . . .

„Wo er nur hin ist? Ah, da fällt mir ein . . . Aber dort soll er nicht bleiben, und müßte ich selbst ihn bei den Haaren wegreißen."

Er riß an dem Schellenzug und fragte den herbeieilenden Diener:

„Jakob, hast Du meinen Sohn ausgehn sehn?"

„Ach ja, Herr Steinvließ," war die Antwort, „ich bin noch ganz gerührt davon."

„Gerührt? Weshalb denn?"

„Der junge Herr hatte die Augen voll Thränen, er drückte mir die Hand und sagte in so eigenthümlichem Tone Adieu, als ob er niemals wieder zu kommen gedächte."

Steinvließ erbleichte, gleichwohl faßte er sich, und sagte mit erkünstelter Ruhe:

„Nahm er denn Gepäck mit sich;"

„Nichts als seine lederne Reisetasche."

„Und weißt Du nicht, wohin er gegangen ist?"

„Nein. Er schickte mich, eine Droschke zu holen, drückte mir dann nochmals die Hand und sprang hinein; ich hörte nur wie er dem Kutscher zurief: Rasch nach dem Nordbahnhof!"

„Bist Du Deiner Sache auch gewiß, Jakob? Sagte er nicht etwa Süd?"

„Nein, nein, ich habe es ganz deutlich verstanden!"

„Gut, so hole mir auch schnell einen Wagen. Aber kein Wort von alle diesem, hörst Du? Es ist nichts wie eine vorübergehende Laune meines Sohnes, um die Niemand sich zu kümmern braucht."

„Ich verstehe, Herr Steinvließ."

„So lauf nun, und hole den Wagen."

Mit fieberhafter Eile begab der Kaufmann sich in sein Kabinet zurück, nahm Hut und Ueberrock und war noch vor dem Diener an der Hausthür, wiewohl dieser nur bis zur nächsten Straßenecke zu laufen brauchte.

Dieser kleiner Verzug mußte dem Ungeduldigen noch zu lange erscheinen, er stampfte mit dem Fuß und murmelte verdrossen in sich hinein, bis der Wagen vorfuhr.

Nach dem Nordbahnhof; ich zahle doppelt, wenn rasch gefahren wird," rief er dem Kutscher zu, und von der Peitsche getrieben, jagten die Pferde die Weststraße hinab.

Steinvließ wußte nicht, was er denken sollte. Hermann hatte sich zum Nordbahnhof fahren lassen, also war er nicht in dem Dorfe, wo das Handwerkermädchen wohnte, denn dahin konnte man nur auf der südlichen Linie gelangen. Wo sollte er ihn nun suchen? Wie sehr der angsterfüllte Vater sich auch einzureden bemühte, daß kein Grund zu ernstlichen Befürchtungen vorhanden sei, es lief doch wiederholt ein eiskalter Schauder durch seine Glieder.

Trotz aller anscheinenden Härte liebte er seinen Hermann mit übertriebener Zärtlichkeit, und nun war der Junge fort, hatte mit Thränen in den Augen dem Diener Lebewohl gesagt! Was mochte er im Kopfe haben? Her-

mann besaß im Grunde einen festen Willen, wenn er sich auch mitunter schwach und wankelmüthig zeigte; sollte dieser nun, angeregt durch den Abscheu vor der aufgedrungenen Heirath, ihn zum Aeußersten getrieben haben?

O Gott, von welch schrecklichen Vorstellungen wurde sein Vaterherz bestürmt. Aber Hermann war wohl noch gar nicht abgereist, er fand ihn gewiß noch auf dem Bahnhofe, und dann wollte er ihn zurückbringen, es koste, was es wolle, ja selbst von der so sehnlichst gewünschten Verbindung, dem Ziele all' seines Strebens, sollte nicht mehr die Rede sein, wenn es galt, sein irrendes Kind zu retten.

Steinvließ hatte nicht viel Zeit zum Nachdenken, denn schon hielt der Wagen vor dem Stationsgebäude. Dem Kutscher ein Fünffrankstück zuwerfend sprang er heraus und lief von einem Saal, von einem Raum in den andern, immer spähend, ob er seinen Sohn nicht entdecke, doch vergebens.

Er wandte sich an die Billetverkäufer, an die Portiers und Schaffner, selbst an die Dienstmänner, und beschrieb ihnen Hermanns Persönlichkeit und Kleidung. Verschiedene meinten auch, daß sie einen solchen jungen Herrn wohl gesehn hätten, aber während der Eine versicherte, daß er ein Billet noch Lüttich gelöst habe, behauptete ein Anderer er sei in den Zug nach Antwerpen gestiegen und ein Dritter wollte wissen, daß er nach Ostende gefahren sei.

Nach mehr als einer Stunde Forschens erkannte der Kaufmann die Vergeblichkeit seiner Bemühungen und stieg in eine Droschke, um nach Haus zurückzukehren. Sobald er den Augen der Leute entrückt war, überließ er sich ganz dem Kummer und der quälenden Angst, die sein Herz bestürmten. Regungslos saß er da, den Blick zu Boden gerichtet, und erst als das Gefähr vor seiner Wohnung hielt, erwachte er aus dem schmerzlichen Traum.

Als er ins Haus trat, kam Jakob ihm entgegen, einen Brief in der Hand.

„Herr Steinvließ, da ist ein Telegramm für Sie," sagte er.

„Ein Telegramm? Gib, gib! Von ihm vielleicht."

Er zerriß in fiebrischer Hast das Couvert und las:

„Vater, ich ziehe in die Fremde. Sorge nicht um mich; sobald ich einen festen Wohnort habe, schreibe ich Dir. Was auch geschehn mag, ewig bleibe ich Dein treuer dankbarer Sohn."

„Der Scheinheilige," murmelte der Kaufmann, und zerknitterte grimmig das Blatt.

„Darf ich fragen, ob das eine Botschaft vom jungen Herrn ist?" fragte Jakob.

„Ja, von dem Dummkopf! Du kannst ruhig sein, wir haben es wieder mit einer seiner Grillen zu thun."

„Gott sei tausendmal Dank!"

Steinvließ begab sich in sein Kabinet und sank erschöpft in einen Sessel. Gleich nachher aber sprang er wieder auf, ballte drohend die Faust und sagte im Tone höchster Erbitterung:

„Der herzlose Schurke, mir, seinem Vater einen solchen Schrecken zu machen, es ist schändlich. Und dabei nennt er sich meinen treuen, dankbaren Sohn, dieser Heuchler! Ist das Treue, ist das Dankbarkeit, wenn er mir das Herz in Stücke reißt? Er soll es mir büßen, schwer büßen! Glaubt er etwa auf solche Weise seine Heirath unmöglich zu machen? Da könnte er doch irren. Ich nehme mir Zeit, wenn es nicht anders geht, habe eine unermüdliche Ausdauer, einen eisernen Willen. — Hermann wird schon heimkehren müssen nach einigen Wochen oder Monaten, denn er hat kein Geld. Wann er kommt, gilt mir gleich, aber Clemence Overburg soll er heirathen, so wahr ich lebe, schon zur Strafe für die unmenschliche Grausamkeit, mit der er mich heute gepeinigt hat!"

Zur Bekräftigung des Urtheils schlug er heftig mit der Faust auf den Tisch.

XI.

Am Morgen desselben Tages saß Lina bewegungslos als ob sie schliefe am Ofen, das Köpfchen tief auf die Brust gesenkt.

Zu ihren Füßen stand ein Gefäß mit Wasser, auf ihrem Schooß lagen lockige Kartoffelschaalen und in der Hand hielt sie noch das Messer, das ihr zu dieser häuslichen Arbeit gedient hatte.

Frau Anna trat ein, aus dem Stall kommend, und überraschte sie in dieser Haltung.

„Kind", sagte sie mitleidig, „es ist nicht gut, daß Du Dich so Deinen Gedanken hingibst. Worüber grübelst Du nun schon wieder?"

„Wie Du nur fragen kannst, Mütterchen," gab sie zurück. „An wen denkst Du selbst denn von Morgen bis Abend. — Ich wüßte so gern, wie es ihm geht! Ach, wenn er in sein früheres Leben zurückfiele, wenn er unglücklich würde, verloren ginge! Sieh, nun weißt Du die Furcht, die mich bewegt, ist das denn so verwunderlich?"

„Nein Lina, ich bin eben so voll Sorge deshalb wie Du, das gestehe ich zu, aber man muß doch in Allem Maaß halten. Du vertiefst Dich so in Deinen Gedanken, daß Du die Arbeit darüber vergissest."

„Meine Arbeit ist gethan, Mutter", sagte das Mädchen aufstehend, „ich will jetzt das Feuer anzünden und die Kartoffeln kochen."

„Wo denkst Du hin! Es ist ja noch eine ganze Stunde zu früh!"

„Dann laß mich in den Garten gehn, und Ruthen an die jungen Erbsen stecken."

„Auch das hat keine Eile; ich will Dir einen bessern Vorschlag machen. Das Brod geht uns aus und auch der Kaffee reicht nur noch bis morgen; das Wetter ist herrlich, geh zum Dorf, das wird Dich etwas zerstreuen."

„Zum Dorf, Mutter? Und am Sonntag bin ich auf Deinen Rath nach Hal zur Kirche gegangen, um keiner der bösen Zungen zu begegnen."

„Bah, seit der Zeit hat die Klatscherei schon bedeutend abgenommen, und Du kannst doch nicht immer vom Dorfe fern bleiben, das würde den Leuten noch mehr auffallen. Es ist besser, Du läßt Dich sehn, Kind, dann mögen sich wenigstens unsere Freunde überzeugen, daß sie uns Unrecht gethan. . . . Komm, Lina, der Spaziergang wird Dir gut thun, geh zum Dorf und hole Brod und Kaffee."

„Gut, wenn Du es wünschest, Mutter, im Grunde liegt mir auch nichts daran. Man mag von mir denken, was man will, so lange mein Gewissen rein ist, — und aufessen werden sie mich ja doch nicht."

Lina band ihre Schürze ab, setzte ein frisches Mützchen auf und ging über den Feldweg dem Dorfe zu.

Der Himmel war wolkenlos, ein lauer Westwind rauschte in den Blättern und mäßigte die Sonnenhitze, Tausende von Blumen sproßten in Feldern und Wiesen und die Vögel begrüßten mit jubelndem Gesang die jungfräuliche Jahreszeit.

Lina athmete erleichtert auf unter dem Eindruck der sie umgebenden Pracht; tröstliche Gedanken ersetzten die drückenden Sorgen und leichtfüßig, ein sanftes Lächeln in den Zügen, hüpfte sie unter den Bäumen dahin. Doch plötzlich blieb sie stehn und richtete den Blick erfreut auf die Wiese durch die der Weg sich hinzog; neben den goldgelben Kettenblumen sah sie viele flockige Saamenköpfchen die krausen Perrücken im Winde wiegen.

Bei den Landmädchen einiger Gegenden ist es Brauch, die Saamenkapseln zu befragen, wenn sie dringend Etwas zu wissen verlangen.

Lina folgte jetzt diesem Brauch; sie pflückte in der Wiese einen der prophetischen Blumenstengel, brachte die

Krone nah an ihre Lippen und fragte mit lauter Stimme, abwechselnd:

„Ist er gesund? . . . . . Ist er krank?“

Nach jeder Frage blies sie kräftig auf den Saamenkopf, bis das Nachfliegen des letzten Flaumes die zuletzt gestellte Frage bejahte.

Die Auskunft, welche das Blumenorakel gab, mußte diesmal eine günstige gewesen sein, denn Linas Augen strahllen freudig und sie schaute zum Himmel auf, als fühle sie das Bedürfniß, Gott zu danken.

Schon hatte sie sich umgewendet, die Wiese zu verlassen als sie noch einmal ihre Schritte hemmte und zögernd eine zweite Kettenblume pflückte, an die sie kaum hörbar die Fragen richtete:

„Werde ich ihn wiedersehn? Werde ich ihn nicht wiedersehn? . . .“

Ihre Hand zitterte, sie wagte kaum zu blasen, und je nachdem der Saatkopf seine Flocken um sich streute, steigerte sich ihre Erregung; sie fürchtete offenbar eine verneinende Antwort.

Ohne den Ausgang zu erwarten, warf sie plötzlich die Blumen fort und brach in ein fröhliches Lachen aus.

„Närrin die ich bin!“ murmelte sie leise, „was weiß denn dieses einfältige Kraut von solchen Dingen?“

Und leiser noch setzte sie hinzu:

„Ich darf ihn nicht wiedersehn und will ihn auch nicht wiedersehn. . . . . Sonderbar! Es ist als ob in mir noch eine andere Lina lebte, die ohne mein Zuthun, ja oft gegen meinen Willen denkt und wünscht und hofft. . . . Doch das ist alles dummes Zeug und nichts weiter. Was würde die Mutter sagen, wenn sie mich hier in der Wiese stehn säh, Kettenblumen befragend.“

Sie kehrte auf den Weg zurück, beschleunigte ihre Schritte und erreichte bald die ersten Häuser des Dorfes.

Arglos wie sie war, bemerkte sie nicht, daß wo sie vorüberging die Leute hier und da aus ihren Hausthüren traten, um ihr nachzusehn, ja daß ein alter Bauer selbst drohend die Faust gegen sie erhob.

Doch jetzt sah sie des Hufschmieds Käthchen, eine ihrer

besten Freundinen, die Dorfstraße entlang kommen, sie wollte ihr entgegenlaufen und rief sie beim Namen, aber nicht sobald hatte Käthchen sie erkannt, als sie eilig Kehrt machte und auf demselben Wege zurücklief, den sie gekommen war.

Lina vermuthete den Grund dieses auffallenden Betragens; das gute Käthchen hatte sich also auch durch die Schwätzereien beirren lassen. Lina war tief betrübt darüber, doch wußte sie, daß ihre Freundin leichtgläubig und etwas einfältig war. Wenn sie ihre Einkäufe besorgt hatte, wollte sie zu ihrem Hause gehn und dann würden wenige Worte genügen, den Schmied, der ein verständiger Mann war, und seine Tochter zu überzeugen, daß sie durch leere Gerüchte getäuscht worden waren.

Mit diesen beruhigenden Gedanken ging Lina weiter und kam bald auf den kleinen Marktplatz. Gerade vor ihr lag der Gasthof zum Goldnen Adler und am Fenster sah sie die beiden Wirthstöchter, Beckadie und Isabella stehn, die ihr verächtliche, haßerfüllte Blicke zuwarfen.

Weit entfernt sich dadurch außer Fassung bringen zu lassen, sah Lina den beiden Mädchen kühn in die Augen. Waren die Besitzer des Goldnen Adler nicht Hermanns Feinde? Hatten nicht Beckadie und Isabella aus Aerger, daß er nicht mehr zu ihnen kam, die schändlichen Verleumdungen zuerst in Umlauf gebracht?

Dieser Gedanke reichte hin, unserer Wanderin allen Starkmuth, allen Stolz der Unschuld zu verleihn. Lächelnd schritt sie an dem Wirthshause vorüber und gab durch den Ausdruck ihrer Züge zu verstehn, daß ihr an der Achtung von Leuten wie Beckadie und Isabella nichts gelegen sei.

Darüber entging es ihr, daß weit hinten, von dem Kirchplatze her, eine große Anzahl Menschen ihr nachschauten. Es wurde dort ein öffentlicher Verkauf gehalten von dem Hausrath und Vieh der verstorbenen Wittwe Struf, und war bei dieser Gelegenheit ein zahlreiches Publikum vor dem Sterbehause versammelt.

Lina trat in den Krämerladen; noch zwei andere Kunden standen dort und warteten, bedient zu werden, ein Mädchen und ein junger Bursche beide gute Bekannte

Linas; — in den Dörfern sind eben alle Bewohner mit einander bekannt.

„Guten Tag Bärbchen; nicht wahr, wie herrlich ist das Wetter heute,“ sagte Lina. „Guten Tag Martin, wir hörten Du hättest das kalte Fieber, aber Gottlob Du siehst ja so blühend aus wie eine Rose. Ist Eure bunte Kuh schon verkauft?“

Die einzige Antwort, welche sie erhielt, war ein wegwerfendes Gemurmel und mit Schrecken gewahrte sie, daß der Bursche sowohl wie das Mädchen zurücktraten und sich so viel als möglich von ihr entfernten.

„Aber glaubt Ihr etwa, ich hätte die Cholera und würde Euch anstecken?“ fragte sie klagend.

„Viel besser ist es freilich nicht“, murmelte Bärbchen. „Wer seinen guten Namen in den Koth wirft, muß sich von anständigen Leuten fern halten.“

„Ach, so habt auch Ihr den bösen Verleumdungen Glauben geschenkt?“ rief Lina. „An Allem was man sagt ist ja nicht ein wahres Wort.“

„Meinst Du, wir wären einfältige Kinder?“ versetzte Martin. „Viele Leute und ich selbst sehn mit eignen Augen seit Wochen schon einen reichen Herrn aus der Stadt täglich in Eurem Hause verkehren. Das ist wohl auch nicht wahr, eh?“

Lina war sichtlich bestürzt.

„Ja das ist wahr,“ stammelte sie, „aber er kam nur aus Freundschaft.“

„Natürlich, aus Feindschaft gewiß nicht.“

„Und sobald er vernahm, daß seine Besuche falsch gedeutet wurden, ist er fortgeblieben, um niemals wiederzukehren.“

„Mach' das den Gänsen weis!“

„Aber so sei doch vernünftig, Freund Martin und laß Dir erklären . . . .“

„Was, Freund sagst Du zu mir? Untersteh' Dich das nicht noch einmal! Nenne den Deinen Freund, der Dir goldene Ohrringe und Diamanten schenkt.“

Obgleich dem Weinen nah suchte Lina noch einmal sich zu rechtfertigen, doch der erbitterte junge Bauer ließ

sie gar nicht zu Worte kommen und sagte zu der Inhaberin des Ladens:

„Ich weiß nicht, wie Ihr der leichtfertigen Dirne erlauben könnt, den Fuß in Euer Haus zu setzen. Gebt ihr nur zuerst, was sie braucht, damit sie bald wieder fort kommt."

„Ja, und damit wir von ihrer Gesellschaft befreit werden," fügte Bärbchen hinzu.

Das Herz wollte der armen Lina brechen. Sie näherte sich schüchtern dem Ladentisch und stammelte ihre Botschaft, während sie der Krämerin mit einem hülfesuchenden Blick in die Augen sah. Doch diese zuckte die Achseln und begann schweigend den gewünschten Kaffee abzuwiegen.

Inzwischen wurde auf der Straße das Geräusch von vielen Stimmen laut, das näher und näher kam, und stets sich steigernd, vor dem Hause zu halten schien.

Lina hatte kaum den Muth, nach der Thür zu sehn. An dem Zittern ihrer Glieder, an den Thränen, die in ihre Augen traten konnte man gewahren, daß sie ahnte, was dieses Zusammenströmen der Dorfbewohner vor dem Laden zu bedeuten hatte.

In der That, sobald der Adlerwirth durch seine Töchter von Linas Anwesenheit im Dorfe benachrichtigt war, ging er in den Stall und schickte seinen Knecht, einen groben boshaften Kerl, auf den Markt, um die Leute gegen das Mädchen aufzuhetzen. Der krumme Paul unterzog sich mit Freuden diesem Befehl und so standen nun etwa dreißig Burschen, Mädchen und selbst bejahrte Leute vor dem Laden.

Anfangs konnte man nicht deutlich verstehn, was draußen verhandelt wurde; die Meisten waren nur aus Neugierde hergekommen, die Andern wohl noch nicht hinreichend erhitzt, um sich in lauten Scheltworten zu ergehn.

Doch nun erhob der krumme Paul seine Stimme und schrie so laut, daß es bis hinten in den Laden schallte:

„Schmeißt die gemeine Dirne auf die Straße! Heraus mit ihr, heraus."

Und dann ließ er noch solch' schreckliche Schimpfwörter

folgen, daß unter andern Umständen seine Zuhörer vor Scham würden erröthet sein.

„Hier hast Du Deinen Kaffee, unglückliches Mädchen“ sagte die Krämerin, „die Leute sind ja ganz erbittert gegen Dich. Da siehst Du nun, was dabei herauskommt, wenn man seinen guten Ruf preisgibt. Mach schnell, daß Du nach Haus kommst, es ist das beste, was Du thun kannst.“

Lina hätte den Rath gern genug befolgt, doch mußte sie ja noch Brod holen beim Bäcker. Was sie am meisten verletzte, war, den Knecht aus dem Goldnen Adler den Haufen aufreizen und überschreien zu sehn, sie wußte ja, welche Rolle der krumme Paul bei den gegen sie und Hermann gerichteten Verleumdungen gespielt hatte.

Mit einer Art verzweifelten Muthes richtete sie den Kopf hoch auf und schritt kühn aus dem Laden; ihr ruhiges, gefaßtes Auftreten bewirkte daß man Raum gab, doch war sie noch nicht weit gegangen als die Schreier ihr folgten und sie mit Ausdrücken überschütteten, die sich unmöglich wiederholen lassen.

Endlich erreichte sie das Haus des Bäckers und eilte hinein, während man laut hinter ihr dreinrief:

„Kein Brod dem leichtfertigen Geschöpf! Kein Brod.“

„Pack Dich aus meinem Hause und komm' mir niemals wieder,“ sagte die Bäckerfrau zu dem erschreckten Mädchen. „Nach einem so schmählichen Betragen wagst Du noch, Dich im Dorfe zu zeigen? Schämst Du Dich nicht? Fort, fort, und sage Deiner Mutter, daß für Euch kein Brod hier mehr zu haben ist.“

Lina fühlte sich tief unglücklich in diesem Augenblicke. So war sie also von Allen verachtet und gehaßt wie eine Verbrecherin, gemieden, geflohn wie eine Pestkranke? Man verweigerte ihr selbst das Brod, würde sie sammt der Mutter und dem Großvater zum Hungertode verurtheilt haben, wenn es möglich gewesen wäre.

Die Ungerechtigkeit der Menschen erschien ihr so empörend, daß sie aus ihrer eignen Entrüstung die Kraft schöpfte, in fester Haltung auf der Straße sich zu zeigen.

Wie das erste Mal ließ man sie unbehelligt einige

Schritte gehn und begnügte sich damit, ihr derbe Scheltworte nachzurufen. Nicht sobald hatte aber der krumme Paul bemerkt, daß sie das Dorf verlassen wollte um heimzukehren, als er mit drei oder vier Burschen vorausrannte und ihr den Weg abschnitt.

„Was willst Du von mir, garstiger Mensch!" rief Lina ihm zu. „Nicht zufrieden damit, die abscheulichsten Lügen über mich verbreitet zu haben; treibst Du nun diese leichtgläubigen Burschen an, mich zu mißhandeln? .... Aber hütet Euch! Der Erste, der mich anrührt, soll gewahr werden, daß er kein Kind vor sich hat."

Zur Beantwortung dieser Herausforderung griff der krumme Paul nach dem auf ihrer Schulter hängendem Bande und riß ihr die Mütze vom Kopf. Doch das bekam ihm schlecht, denn er erhielt von dem Mädchen eine so gut gezielte, klatschende Ohrfeige, daß er rücklings in den Sand purzelte.

Während Lina die Mütze aufhob und ihr loshängendes Haar darunter zu bergen suchte, sprang auch der krumme Paul wieder auf, und rief, schäumend vor Wuth, seinen Gefährten zu, daß man das ehrlose Geschöpf mit Steinwürfen aus dem Dorfe treiben müsse. Er bückte sich, um die That zum Worte zu fügen, da aber keine Steine zu finden waren, raffte er Koth aus der Wagenspur und warf ihn ihr ins Gesicht.

Durch sein Rasen angefeuert folgten viele der Burschen, und selbst einige Frauen seinem Beispiel, Schmutz und Erdballen flogen wie eine Wolke um den Kopf der unglücklichen Lina, die nur noch darauf bedacht war, den Ausgang des Dorfes zu erreichen, da sie die Unmöglichkeit einsah, Widerstand zu bieten.

Ach, auch das sollte ihr mißlingen, die Zahl ihrer Feinde war so sehr gewachsen, daß sie sich bald von allen Seiten eingeschlossen sah. Den Muth verlierend wußte sie nichts zu thun, als gebeugten Hauptes und mit geschlossenen Augen das Unwetter über sich ergehn zu lassen, bis ihre Angreifer des grausamen Spieles müde würden oder sie selbst demselben erlag. ....

Doch da erschien plötzlich inmitten des Haufens die

hohe Gestalt eines Greises, der mit einem Holzscheit die Spötter auseinander trieb.

Ein Freudenschrei entrang sich Linas beklemmter Brust, sie sprang ihrem Retter entgegen und schlang beide Arme um seinen Hals.

„O Großvater, der barmherzige Gott selbst hat Dich gesandt!" rief sie aus; „wärst Du nicht gekommen, die bösen Menschen hätten mich todt geworfen."

„Arme Lina, Dich so behandelt zu sehn, muß ich das in meinen alten Tagen noch erleben? Ich habe viel gelitten, aber heute. . . . ."

Mehr konnte er nicht sagen, seine Thränen vermischten sich mit den Thränen des Kindes, das er mehr liebte als das Licht seiner Augen und das er nun zu ewigem Schmerz, zu ewiger Schande verurtheilt glaubte.

Der krumme Paul und sein Anhang hielten sich zwar aus dem Bereich des alten Zimmermanns, doch fuhren sie fort, ihrem Opfer Schimpfwörter zuzurufen, die wie eben so viele Messerstiche in seine Seele drangen. Wie, solche entsetzliche Dinge wagte man seiner schuldlosen Enkelin nachzusagen? Das war ja um zu sterben vor Schmerz, oder vor Scham in die Erde zu sinken.

„Komm, mein Kind, laß uns heimkehren," sagte er. „Mir kocht das Blut, ich könnte ein Unglück verrichten, und dann würde die Sache noch ärger. Du zitterst, und getraust Dich nicht weiter zu gehn? Fürchte nichts mehr, ich habe Muth für Zehn und bin noch stark genug, Dich zu beschützen."

Damit nahm er ihre Hand und wandte sich einer Seitengasse zu, die in das freie Feld führte. Doch der krumme Paul und seine Gesellen suchten auch diesen Weg ihm zu versperren und da es ihnen nicht gelang, näherten sie sich bis auf eine gewisse Entfernung und begannen aufs Neue, unter greulichen Lästerungen mit Erdklumpen nach dem beinah ohnmächtigen Mädchen zu werfen.

In diesem Augenblicke traf eins der Wurfgeschosse so hart gegen ihre Schulter, daß sie einen Schmerzenslaut ausstieß.

„Schändliche herzlose Menschen!" sagte Johann Wal-

ters, sein zornfunkelndes Auge auf die Menge richtend, um zu unterscheiden, wer es war, der seinen Schützling geworfen hatte. Doch die Angreifer waren so zahlreich und von so vielen Gleichgültigen und Neugierigen umringt, daß er seine Ohnmacht auf den ersten Blick erkannte und jeden Gedanken an Widerstand aufgab.

„Komm schnell, Kind, laß uns eilen," flüsterte er Lina zu, und lief, seine Schritte verdoppelnd, mit ihr in die Gasse, gefolgt von dem Haufen, der ihnen bis zum letzten Hause des Dorfes nachlief und die Luft erfüllte mit dem Ruf:

„Pfui, pfui über die leichtfertige Dirne!"

XII.

Als Johann Walters mit Lina seine Wohnung erreichte, und ihrer Mutter erzählte, wie schändlich man das arme Kind im Dorfe behandelt hatte, hörte man in dem Häuschen anfangs nur weinen und Ausrufe der Entrüstung.

Ungeachtet ihres eignen Schmerzes suchte Lina die Ihrigen dadurch zu trösten, daß sie, wenn auch nur zum Schein, sich über die Verleumdung erhaben zeigte und Gleichgültigkeit gegen den von den mißleiteten Dorfbewohnern ins Werk gesetzten Angriff zur Schau trug.

Es gelang ihr, die alten Leute einigermaßen zu beruhigen und sie zu überreden, das Mittagsmahl einzunehmen, die dazu festgesetzte Stunde war längst vorbei, und der Großvater durfte doch nicht zu spät an die Arbeit kommen, gerade jetzt konnte jegliche Versäumniß verhängnißvoll werden.

Johann Walters hatte dann auch, gegen seinen Appetit, nicht sobald einige Kartoffeln gegessen, als er vom Tische aufstand und mit einem bekümmerten Abschiedsgruß das Haus verließ.

Lina fuhr fort, ihrer Mutter den Vorfall in gelinderem Lichte zu zeigen. Was lag ihnen im Grunde daran, ob die durch den Adlerwirth und seinen boshaften Knecht aufgehetzten Leute sich ihnen abhold zeigten? Ihr Gewissen machte ihnen keine Vorwürfe, alles was man sich im Dorfe erzählte, war Falschheit und Lüge. Außerdem würde das ja aufhören, wenn man erführe, daß Herr Hermann sich nicht mehr blicken ließ.

Zum Dorfe brauchten sie einstweilen keine Beziehungen zu unterhalten, sie konnten eben so gut nach Loth zur Kirche gehn und auch Brod und Krämerwaaren von dorther holen, wie Lina heute Nachmittag noch thun wollte, sobald der Tisch abgedeckt und Alles fortgeräumt war.

Unter dem Einfluß dieser tröstenden Worte verwandelte sich Frau Annas Schmerz allmählich in Erbitterung gegen den Wirth und seinen krummen Paul, und that es ihr wohl, durch das Hervorsprudeln ihres Unmuths dem bedrängten Herzen Luft machen zu können.

Zuerst billigte sie die Absicht ihrer Tochter, Brod in Loth zu holen, doch dann fiel ihr ein, daß das Mädchen auch dort Leuten begegnen könnte, die sie kannten und zu den schon erduldeten Beleidigungen neue hinzufügen könnten. So wollte sie denn lieber selbst gehn, der Kopf schmerze sie ohnehin, sagte sie, da würde der Weg durch die frische Luft ihr gut thun.

Lina hatte nichts dagegen einzuwenden, mit freundlichem Lächeln wünschte sie der Mutter einen angenehmen Nachmittag. Sobald diese aber das Haus verlassen hatte und in dem Hohlweg verschwunden war, sank sie auf einen Stuhl, legte die Hände vor die Augen und begann bitterlich zu weinen.

Lange Zeit saß sie da, durch stille Thränen ihr Herz erleichternd, dann kehrte allmählich Muth und Vertrauen zurück. Sie trocknete sich die Augen, nahm eine Hacke und ging in den Garten, wo sie am Rande eines Gemüsebeetes niederkniete und die jungen Wurzeln von Unkraut zu reinigen begann.

Während sie eifrig mit ihrer Arbeit beschäftigt war, kam von der Seite des Dorfes her ein ältlicher Herr gegangen. Er war sichtlich bemüht, sich zu orientieren, ungeduldig blickte er nach allen Seiten umher.

Zum Glück trat eben auch ein Bauer aus dem Felde auf den Weg; der Herr richtete eine Frage an ihn, worauf er mit dem Finger auf das Häuschen Johann Walters deutete.

„Das dort ist es, hinter der Weißdornhecke,“ sagte er.

Die Züge des alten Herrn verriethen Unmuth und Kummer, als er den Blick auf die ärmliche Wohnung richtete.

„Dort also, hinter der Weißdornhecke," wiederholte er, leise vor sich hin murmelnd, „in der elenden Hütte wohnt die Bauerndirne, die den Sohn des Millionärs Steinvließ in ihren Netzen gefangen hält. — Ich fühle es, die Röthe der Scham steigt mir in Stirn und Wangen! Und das ist wohl zugleich auch das fremde Land, wohin mein Sohn verzogen ist. Mich so täuschen zu wollen! Aber der elenden Comödie soll ein schnelles Ende gemacht werden."

Eifrig schritt er voran, blieb aber, als er das Gärtchen erreicht hatte, plötzlich stehn, den Blick auf die Blumen gerichtet, die zu beiden Seiten des Weges in den Sonnenstrahlen glänzten und dufteten.

Ein eigenthümliches Lächeln spielte um die Lippen des alten Herrn. Waren sie doch auch seine Jugendbekannten. Diese gemeinen Blumen, sie riefen ihm die Tage seiner Kindheit, die Zeit seiner ersten Liebe zurück, wo seine Seele noch nicht in dem Ringen nach Geld verhärtet war.

Diese Empfindungen ließen ihn das Häuschen mit weniger Voreingenommenheit betrachten, es glich in der That der Wohnung der Eltern seiner seligen Frau. Allerdings war es kleiner, aber die Nußbäume, der Weinstock, die grüngestrichenen Fenster mit den weißen Gardienchen dahinter!

Wie oft hatte er mit klopfendem Herzen aus diesen Blumen einen Strauß für sie gewunden! Wie schalkhaft hatte ihr guter Vater gelächelt, wenn er ihn dabei ertappte. Und ein ganz ähnlicher Ziehbrunnen war Zeuge des ersten schüchternen Geständnisses seiner Liebe gewesen! Er wußte es noch wie heute: sie kam, Wasser zu schöpfen, da benutzte er die Gelegenheit ihr zu sagen, was ihm auf dem Herzen lag. Die Thränen reiner Seligkeit glänzten in ihren Augen . . welcher Diamant konnte von größerem Werthe für ihn sein als diese glänzende Perle der Erinnerung?

Doch unwirsch strich er sich plötzlich mit der Hand über die Stirn.

„Schäme dich, Alter," brummte er leise, „Du bist auf dem besten Wege, ein eben so einfältiger Pinsel zu werden wie dein Sohn. Geräthst da wahrlich in Entzücken über Dinge, die bei allen Bauernhäusern zu finden sind. Wahrhaftig, das fehlte noch, gerade jetzt, wo Du im Begriff bist, den entarteten Sohn den Klauen seiner Verführerin zu entreißen."

Die Hausthür stand offen, er trat ein, gewahrte jedoch Niemanden.

Statt zu rufen blickte er forschend in der Stube umher, ohne Zweifel in der Hoffnung Etwas zu entdecken, das ihm die Anwesenheit seines Sohnes verrathen könnte.

„Nichts, gar nichts," murmelte er. „Wenn es wahr ist, daß er ihr viel Geld gibt, wie die Leute im Dorfe behaupten, dann braucht sie es sicher nicht, um sich schöne Möbel dafür zu kaufen. Alles hier zeugt von Aermlichkeit und Einschränkung . . . . und doch, wie ordentlich, wie rein überall! Dieser weiße Sand auf dem Fußboden, der fein gestickte Schornsteinbehang, das Crucifix mit dem geweihten Palmzweig zwischen den beiden grünen Papageien. Genau wie im Hause meiner seligen Mutter. Ich meine ich sehe sie noch, wie sie mich, als kleiner Junge, die Hände falten und die Worte stammeln lehrt: „Vater unser, der Du bist im Himmel!"

„Doch bin ich denn verrückt geworden? Was ficht mich an? Am Ende werde ich wohl gar noch anfangen zu weinen, und habe doch wahrhaftig eine ganz andere Aufgabe hier zu erfüllen."

„Kommt denn noch immer Niemand?" fuhr er, um sich blickend fort. „Mein Sohn muß doch hier sein. Vielleicht ist er in den Garten gegangen."

Diesem Gedanken folgend ging er der Hinterthür zu, die gleichfalls offen stand. Er wollte rufen, doch da gewahrte er am Ende des Gartens ein Mädchen auf der Erde knien, beschäftigt Unkraut zu jäten.

Das also war sie, die Feindin seines Glücks, das Hinderniß zu der Erhöhung seines Sohnes! Jedenfalls mußte sie es sein, denn im Dorfe hatte man ihm gesagt, daß nur ein Mädchen im Hause sei.

Seine Augen hafteten voll Bitterkeit auf der Arbeitenden und verächtlich verzog er die Lippen, als er ihre Kleidung musterte: das braune Mieder mit dem grünen Rock und das bunte Halstuch, alles sauber und schmuck sogar, aber zugleich ärmlich und verschlissen.

Eine Bewegung, die sie machte, gestattete ihm auf einen Augenblick, ihr Antlitz zu sehn, ach und da beschlich ihn bange Furcht für seinen Hermann. Ja, nun war es ihm begreiflich, wie der arme unerfahrene Junge sich hatte verlocken lassen durch ein so frisches liebliches Gesichtchen, das der Falschheit und Geldgier als Maske dienen mußte.

Sie schien jetzt ganz in ihre Arbeit vertieft zu sein, doch hatte sie ihn jedenfalls kommen sehn; Hermann mußte sich schnell irgendwo verborgen haben, und das durchtriebene Geschöpf that nun, als ob es von nichts wisse.

„Heda! Ist Niemand zu Haus?" rief der Kaufmann.

Das Mädchen richtete sich auf, sah ihn einen Augenblick verwundert an, und lief dann freudig ihm entgegen.

„O Herr Steinvließ," rief sie, „welche Freude, Sie hier zu sehn! Wollen Sie mir nur gütigst sagen, wie es Herrn Hermann geht?"

„Was, Herr Steinvließ?" brummte der Kaufmann ärgerlich, „woher weißt Du denn meinen Namen?"

„Ich errathe ihn auf den ersten Blick; Ihr Sohn sieht Ihnen wunderbar ähnlich."

„Das höre ich heute zum ersten Mal; Du sagst es wohl nur, um mir zu schmeicheln. Hermann hat mich kommen sehn, nicht wahr?"

„Bitte, bitte, erzählen Sie mir von ihm," rief Lina, seine Frage überhörend; „er war so tief betrübt, als er das letzte Mal von uns ging. Er ist doch nicht etwa krank?"

„Spiel doch nicht die Unwissende," sagte Steinvließ scharf, „bei mir sind dergleichen Künste schlecht angebracht. Hermann ist hier und ich will ihn sehn, sofort, auf der Stelle!"

„Warum sind Sie denn nur so aufgebracht über mich?" fragte Lina mit steigender Verwunderung. „Und Herr

Hermann sollte hier sein? Ich weiß nichts davon, seit fünf Tagen habe ich ihn mit keinem Auge gesehn."

„Du willst mich betrügen."

„Ach nein, warum sollte ich auch?"

„Mein Sohn kommt ja alle Tage hierher."

„Worum nicht gar! Früher freilich, da kam er die Woche zwei- dreimal zu uns, aber jetzt wird er den Fuß nie mehr über unsere Schwelle setzen."

„Willst Du damit sagen, daß er gänzlich mit Dir gebrochen hat?"

„Wahrhaftig, Herr Steinvließ, ich verstehe Sie nicht! Ich weiß nur, daß der Großvater Herrn Hermann das Haus verboten, und daß dieser versprochen hat, zu gehorchen so schwer es ihm auch wurde."

„Wäre das möglich? Man hat meinen Sohn von hier fortgejagt?"

„Der Großvater hat ihn nur gebeten, fortan unser bescheidenes Häuschen zu meiden, wo möglich ganz zu vergessen."

„So benahm er sich wohl auch gegen Euch nicht, wie sich's gehört."

„O wir haben ihm nichts vorzuwerfen, er ist die Herzensgüte und Freundlichkeit selbst! — Weil Herr Hermann uns besuchte, redeten die Leute im Dorfe allerlei Böses von uns, sie glaubten wir lockten ihn hierher, um Geld von ihm zu bekommen, ja sie wagten selbst zu behaupten, ich hätte Kleider und Schmucksachen von ihm angenommen!"

„Ich komme so eben aus dem Dorfe, wo ein anständiger Bürger mir versicherte, Deine seidenen Kleider und diamantenen Ohrringe mit eignen Augen gesehn zu haben. Und nun sollte das Alles nicht wahr sein?"

„Ach Herr Steinvließ, die Leute wissen wahrlich nicht, was sie sagen. Ihr Sohn hegte zu viel Ehrfurcht vor unserer Armuth, um uns Geld anzubieten, und wir legten zu hohen Werth auf seine Freundschaft, als daß wir jemals von ihm etwas angenommen hätten."

Der Kaufmann wußte nicht, was er denken sollte; er kämpfte vergebens gegen den mächtigen Zauber, den das

liebliche Mädchen mit den unschuldigen blauen Augen, der klangvollen Stimme und dem anmuthigen Wesen auf ihn übte.

„Aber das ist doch ganz unbegreiflich," murmelte er, „mein Sohn wird doch nicht ganze Tage hier gewesen sein, um Buttermilch zu trinken. Warum ist er denn, nach Deiner Aussage hergekommen?"

„Die Verleumdung ist eine giftige Schlange," versetzte Lina mit einem tiefen Seufzer. „Was die irregeführten Menschen im Dorfe von mir denken betrübt mich, ohne mich zu entmuthigen. Daß aber auch Sie, Herr Steinvließ, sein Vater, den er so hoch verehrt und liebt, die über ihn und mich ausgestreuten Lügen glauben konnten, das zerreißt mir das Herz. O erlauben Sie mir, Ihnen die Wahrheit zu erzählen, kommen Sie mit in's Haus und hören mir einen Augenblick zu, dann werden Sie wissen, weshalb Hermann hierher kam. Wir verlangen weder von ihm noch von Ihnen etwas anderes als Ihre Achtung, und die werden Sie uns nicht verweigern können, nachdem Sie mich angehört haben."

Durch ihr schlichtes, ruhiges Wesen besiegt folgte Steinvließ ihr in die Stube und setzte sich auf den Stuhl, den sie ihm hinschob.

„Wohl, so sprich", sagte er sanfter.

„Ich weiß nicht recht wie ich Ihnen klar machen soll, auf welche Weise Herr Hermann zum ersten Male zu uns kam," begann sie zögernd. „Es war ein Fest gewesen im Goldenen Adler, wo man Wein getrunken hatte, viel Wein. Spät am Abend fanden wir unter dem großen Nußbaum in unserm Gärtchen einen jungen Herrn ausgestreckt am Boden liegen. Er war krank, wir trugen ihn in's Haus und verpflegten ihn, es war Hermann, Ihr Sohn. . . .

„Ich erkannte in ihm sogleich meinen ehemaligen Spielgefährten, und als er sich erholt hatte und sein Kopf frei war, erkannte er auch mich. Wir begannen von den schönen Tagen zu sprechen, wo wir als Kinder so fröhlich Hand in Hand zur Schule gingen und mit einander spielten. . . . ."

„Was sagst Du da?“ fiel Steinvließ ihr in's Wort, „wer in aller Welt bist Du denn?“

„Ach wie gedankenlos ich bin! Sie können das freilich nicht wissen! Mein Vater war ein alter Bekannter von Ihnen, und ich Hermanns tägliche Jugendgespielin.“

„Wahrhaftig, jetzt entsinne ich mich, Walters, Viktor Walters.“

„So hieß mein Vater, Herr Steinvließ.“

„Und Ihr habt früher in Ruysbrock gewohnt?“

„Ja, Ihnen gerade gegenüber.“

„Lebt Viktor Walters noch?“

„Nein, Gott hat ihn zu sich genommen. Meine Mutter ist seit lange schon Wittwe, aber der Großvater lebt bei uns.“

„Also Du bist die Tochter von Viktor Walters! Mir schwebt jetzt selbst ein ganz kleines Mädchen vor. . . . .“

„Das oft genug auf einem Ihrer Kniee ritt, während Hermann das andere bestiegen hatte, erinnern Sie sich nicht? Sie nannten mich Ihren blonden Lockenkopf, ich war der Verzug von Mutter und Großmutter Steinvließ.“

„Wie? Was? Du bist die kleine Karoline Walters, das liebliche, anmuthige Kind, das Aller Herzen bezauberte?“

Und sich selbst für den Augenblick vergessend ergriff er die beiden Hände des Mädchens und sah sie an mit inniger Freude.

„Karolinchen Walters,“ murmelte er dann sinnend, „aus dem sanften, anschmiegenden Geschöpfchen sollte ein böses, herzloses Frauenzimmer geworden sein? Unmöglich! Ich kann und will es nicht glauben. . . . . Komm, mein Kind, setze Dich zu mir und sprich weiter; überzeuge mich, daß die Leute im Dorfe Dich verleumdet haben, ich werde Dir aufrichtig dankbar dafür sein.“

„Nun denn“, fuhr Lina fort, „einige Tage nach dem eben gemeldeten Vorfall kam Herr Hermann wieder, er selbst sprach die Befürchtung aus, daß er ein Trinker werden möchte, worüber ich tief betrübt war. — Als wir noch zur Schule gingen, hatte Hermann mich einst aus dem Wasser gezogen, mir das Leben gerettet. — Sie wissen es

vielleicht noch, Herr Steinvließ, denn sie straften ihn, weil er so beschmutzt nach Haus kam."

„Richtig, richtig, da fällt mir's ein, er erndtete einige kräftige Ohrfeigen, wo er vielmehr eine Rettungsmedaille verdient hätte, der arme Junge. Das muß wahr sein, Karolinchen, Ihr wart ein paar reizende Kinder, er so blühend und kräftig, Du so zart und sinnig. Ich sehe noch, wie meine gute selige Frau Euch beide in die Arme schloß, mit gleicher Liebe und Zärtlichkeit, als wärst Du auch ihr Kind! — Du hast sie doch auch nicht vergessen, meine herzensgute Maria?"

„Ich sehe sie noch oft im Traum, wie sie mir freundlich zulächelt."

„Genug davon, Karoline, man darf sich solchen Erinnerungen nicht hingeben, sie stimmen zu weich. — Erzähle nur weiter."

„Wie ich schon sagte, Herr Steinvließ, die Dankbarkeit trieb mich an den Versuch zu wagen, nun auch meinerseits Hermann zu retten. Ich gestehe ein, daß ich zu diesem Ende Alles gethan habe, ihn hierher zu ziehn, die Mutter hat mir redlich dabei geholfen und der liebe Gott unser Bemühen gesegnet. Unser einziges Streben war, Herrn Hermann von den wilden Ausschweifungen, denen er sich in Gesellschaft seiner Freunde ergab, fern zu halten, ihn zu bessern und dieses Streben war nicht erfolglos. Hermann ist gerettet, sich selbst wiedergegeben, mehr verlange ich nicht. Zwar muß ich bitter dafür leiden; heute Morgen noch hat man mich mit Koth und Steinen aus dem Dorfe gejagt, aber ich bedaure doch nicht, was ich gethan, im Gegentheil, ich danke dem Himmel, der mir vergönnte, Hermann die Wohlthat zu vergelten, die er als Kind mir erwiesen hat."

Der Kaufmann fühlte, daß seine Augen feucht wurden, er war nun nicht mehr in Zweifel darüber, was seinen Sohn hierhergezogen hatte.

„Du also bist es, Karoline, die Hermann von der abschüssigen Bahn, auf der er sich befand, zurückgeführt," sagte er, indem er aufstand und den Arm um die Schulter des Mädchens legte. „Nimm meinen herzlichen Dank da-

für. Wie konnte ich nur glauben, daß Du allein die Ursache meines Kummers und Verdrusses seist!"

„Ich, Herr Steinvließ? Die Ursache Ihres Kummers?"

„Hermann soll sich mit einer Dame von vornehmer Herkunft vermählen, und nun erklärte er plötzlich, er liebe sie nicht, es sei ihm unmöglich ihre Hand anzunehmen. . . Woher dieses Aufleuchten Deiner Augen, Karoline? Erfreut Dich seine Weigerung?"

„Nein, ach nein, sie setzt mich nur in Erstaunen; Hermann versicherte ja noch kürzlich, er sei fest entschlossen, sich Ihrem Willen zu fügen."

„Dasselbe hat er mir wiederholt versprochen, und nun nimmt er auf einmal sein Wort zurück. Diese Heirath war der Wunsch, der Traum meines ganzen Lebens, die Erfüllung stand nahe bevor, und nun mußte er, gerade er, ihn vereiteln! Ja, und um sich meinen Mahnungen, meinen Bitten zu entziehn schreibt er mir, er sei in die Fremde gezogen."

„In die Fremde? O mein Gott!" rief das Mädchen, und Thränen glänzten in ihren Augen. „Nun verstehe ich Ihren Kummer, Herr Steinvließ, er ist Ihr einziges Kind! Mir war er nur der ehemalige Spielgefährte, nur ein Freund, und doch bricht mir fast das Herz vor Angst und Mitleid."

„Ja, ja, ich merke es wohl, ein Freund und wohl noch etwas mehr," murmelte der Kaufmann bekümmert. „Ich muß mir unter allen Umständen zunächst Klarheit verschaffen und will sehn, Karoline ob Du wirklich aufrichtig bist und vor einem offenen Bekenntniß nicht zurückscheust. . . . Mein Sohn liebt Dich, Du weißt, daß er Dich liebt, nicht wahr?"

Lina sah ihn zuerst überrascht an, als habe sie ihn nicht verstanden; dann aber bedeckte sich ihr liebliches Gesichtchen mit einer tiefen Röthe.

„Nun, Du antwortest nicht? Es ist also, wie ich sagte," fuhr Steinvließ in seinem Examen fort. „Daß er Dich liebt, ist vielleicht nicht Deine Schuld, aber Dein eignes Herz konntest Du doch beherrschen. Liebst Du ihn?"

„O Herr Steinvließ, wie können Sie nur so etwas

von mir denken," stammelte Lina ohne aufzusehn. „Von solchen Dingen hat Herr Hermann nie zu mir gesprochen."

„Mag sein, doch ich wiederhole meine Frage: „liebst Du ihn?"

„Lieben? Was ist lieben?" sagte sie mit einem Seufzer. „Bereit sein, sich ganz zu opfern, Glück, Frieden Ehre willig hinzugeben, ohne Hoffnung, ohne Lohn, als den Andern glücklich zu wissen, ist das lieben?"

„Es erinnert wenigstens stark daran, ist nur vielleicht edler, schöner. . . ."

„Nun wohl, ja dann liebe ich den, der mich einst vom sichern Tode gerettet hat, — genau so wie ich sagte nicht wie die bösen Leute im Dorfe ausstreun und wie auch Sie zu glauben scheinen, nein, so nicht!"

Sie hatte jetzt den Kopf erhoben und blickte dem Kaufmann ruhig in's Auge.

Eine Weile herrschte tiefe Stille.

„Ich danke Dir, Karoline," sagte Steinvließ dann. „Du bist ein braves, verständiges Mädchen, viele reiche Damen haben das Herz nicht so auf dem rechten Fleck sitzen wie Du. Ich bin ein Millionär wie die Leute sagen, und Hermann ist mein einziger Erbe, er muß eine Gattin haben, die mit ihm auf einer Stufe steht. — Du hast Dir doch wohl nicht eingebildet, daß Du seine Frau werden könntest?"

„Aber bester Herr Steinvließ!" rief Lina fast erschreckt. „Wir sind ja Handwerker, arme Menschen, die im Schweiße ihres Angesichts ihr tägliches Brod verdienen müssen, glauben Sie, das hätten wir einen Augenblick vergessen? Der Gedanke, den Sie da andeuten, wäre ja geradezu unsinnig und lächerlich."

„Also wünschest Du nicht, daß Hermanns Vermählung mit der Freiin von Overburg unterbliebe?"

„Durchaus nicht!"

„Und wenn Hermann wiederkäme, würdest Du Dich stark genug fühlen, ihn zu dieser Heirath zu rathen?"

„Gewiß, Herr Steinvließ."

„Wolltest Du selbst all' Deinen Einfluß geltend machen ihn dazu zu überreden?"

„Die Heirath wird ihn und Sie beglücken, das genügt mir. Ja ich fühle es, mein Einfluß auf ihn ist groß genug, ihn zu überzeugen, daß er Ihren Wünschen nicht länger wiederstehn darf. — Aber er kommt ja nicht wieder."

„Ich möchte wohl das Gegentheil glauben. Jedenfalls versprichst Du mir zu versuchen, ihn auf bessere Gedanken zu bringen, nicht wahr? — Und nach der Hochzeit, dann werde ich auch an Dich denken und Dich und die Deinigen reichlich belohnen für Eure edelmüthige Opferwilligkeit."

„Schenken Sie uns Ihre Achtung, Herr Steinvließ, das ist der einzige Lohn, den wir beanspruchen."

„Meine Achtung!" rief der Kaufmann bewegt. „O, warum verlieh Dir Gott keinen großen Namen, warum ließ er Dich nicht wenigstens in einer vornehmen Familie geboren werden. . . . . Aber sei guten Muths, Karoline: Gott ist gerecht, Du wirst glücklich sein, denn Du verdienst es. . . . . Jetzt muß ich gehn, mein Kind, gib mir die Hand, ich drücke sie Dir mit wahrer Zuneigung . . . Also Du versprichst mir, Hermann, falls Du ihn wieder siehst, zu überzeugen, daß die Ehe mit Clemence von Overburg ein Glück für ihn ist."

„Ja, Herr Steinvließ."

„Du läßt nicht nach, bis Du seinen Widerstand gänzlich besiegt hast?"

„Bis ich seiner aufrichtigen Zustimmung gewiß bin."

„Vortrefflich, Karoline, ich bin kein undankbarer Mensch, wir sehn uns wieder. Lebe wohl."

Seinen Gruß erwiedernd blickte das Mädchen ihm nach, bis er hinter dem Hag verschwunden war. Dann kehrte sie in das Haus zurück und starrte eine Weile schweigend vor sich nieder.

Plötzlich verklärte ein helles Lächeln ihre Züge, während sie flüsterte:

„Er sollte mich lieben? Er?"

Doch dann war ihr, als ob etwas Sündiges in diesem Worte liege. Sie kniete seufzend nieder und betete mit gefalteten Händen:

„O Gott, rechne ihm diese Verirrung seines guten Herzens nicht an, entzieh ihm deinen Schutz, deine Gnade nicht."

Sie ließ den Kopf auf die Brust sinken und verharrte lange im stillen Gebet.

Steinvließ schritt indessen sinnend dem Dorfe zu. Er bewunderte die Großmuth des einfachen Landmädchens, das aus Dankbarkeit sich selbst den Zungen der Verleumder preisgegeben, ein geistiges Martyrium auf sich genommen hatte, um seinen Sohn von der Bahn des Lasters zurückzurufen. Mit einer solchen Bundesgenossin war er gewiß, den Widerstand seines Sohnes zu besiegen, Hermann wurde Clemence's Gatte, und damit war das Ziel seines Strebens erreicht.

Noch war er mit diesen tröstlichen Gedanken beschäftigt, als ihm am Eingange des Dorfes der Adlerwirth begegnete.

„Nun, mein Herr, habe ich Ihnen nicht die Wahrheit gesagt?" begann er zuversichtlich. „Hat die durchtriebene Dirne Ihren Sohn nicht schmählich ausgebeutet?"

„Schweigt, laßt mich in Ruhe," fuhr Steinvließ ihn an, „Ihr seid ein schändliches Lästermaul, nicht werth, dem wackern Mädchen die Schuhe zu putzen. Wenn ich das Gerede der Leute nicht scheute, so erhöbe ich eine gerichtliche Anklage auf Verleumdung gegen Euch, im Gefängnisse solltet Ihr Eure abscheulichen Klatschereien büßen."

Mit diesen Worten ließ er den bestürzten Gastwirth stehn und eilte dem Bahnhof zu.

XIII.

Der Baron von Overburg war im offnen Wagen zur Station gefahren, um seinen Onkel den Marquis, der ihm seine Ankunft telegraphisch gemeldet hatte, abzuholen.

Im Gartensaale des Schlosses erwartete die Baronin mit ihren Kindern den hochgeehrten Gast. Wiewohl im innersten Herzen traurig gestimmt, suchte sie eine heitere Außenseite zu zeigen und auch ihren Töchtern begreiflich zu machen, daß es ihre Pflicht sei, sich fröhlich zu zeigen, damit dem Marquis jeder Zweifel an ihrer Freude über die bevorstehende Verbindung von vorn herein benommen würde.

Alfred allein beantwortete ihre Ermahnungen mit einem unwilligen Brummen. Trotz seiner leichtsinnigen Lebensweise war er im Grunde ein guter Mensch, und von seinen Schwestern hatte ihm Clemence immer am nächsten gestanden. Er wußte, welches Herzeleid es für sie war, ihren Adel opfern zu müssen, und wenn er auch die unvermeidliche Nothwendigkeit dieses Opfers einsah, so konnte er doch nicht Freude heucheln in einem Augenblick, wo das Schicksal seiner Schwester sich besiegeln sollte, es fehlte ihm dazu die Kraft und auch der Wille.

Clemence selbst dagegen versicherte ihrer Mutter, daß sie fest und ohne zu wanken ihr Versprechen erfüllen und weder durch Wort noch Zeichen die wahren Empfindungen verrathen würde, die sie beseelten. Was das arme Mädchen aber nicht zu verbergen vermochte, das waren ihre bleichen Wangen und matten, schwermüthigen Augen, auch konnte es der Aufmerksamkeit des Marquis wohl nicht

entgehn, daß sie seit seiner Abreise nach Monaco auffallend mager geworden war. Bei etwaiger Nachfrage wollte man dies dadurch erklären, daß sie erst seit einigen Tagen von einem bösen Fieber genesen sei.

Was die übrigen Töchter betrifft, so brauchten sie keine Fröhlichkeit zu heucheln, die sie nicht empfanden. Die Heirath ihrer Schwester Clemence rettete sie von einem furchtbaren Loose und eröffnete ihnen eine wolkenlose Zukunft.

Natürlich würde jede Einzelne von ihnen eine solche Verbindung mit Abscheu von sich gewiesen haben, aber da Clemence sich dazu bereit finden ließ und kein anderes Mittel bestand, dem Ruin und der Schande zu entgehn, so waren sie durchaus nicht abgeneigt, vorkommenden Falls diese Ehe ihrem Oheim in möglichst vortheilhaftem Lichte erscheinen zu lassen.

Während die Baronin noch beschäftigt war, sie in diesem guten Vorhaben zu bestärken, meldete ein Diener, daß der Wagen mit den beiden Herren eben in die Allee einbiege, worauf die Familie sich in den Vorhof begab und am Fuß der breiten Freitreppe die Nahenden erwartete.

Sobald der Wagen das große Gitterthor passirt hatte und man des Marquis ansichtig wurde, begannen Alle mit den Taschentüchern zu winken und dem werthgeschätzten Oheim ihren Willkomm entgegen zu rufen.

„Laßt Clemence voraus gehn," sagte die Baronin, „sie ist sein Pathenkind und muß die Erste sein, ihn zu umarmen."

Der Marquis de la Chesmaie war ein Greis von mehr als siebenzig Jahren, mit tiefen Runzeln und eingesunkenen Augen. Sein schneeweißes Haar und sein kluger, scharfer Blick verliehen ihm ein ehrfurchterweckendes Aussehn.

Er mußte eben jetzt nicht gut aufgelegt sein, denn er erwiderte die lauten Begrüßungen seiner Verwandten nur durch ein kaum bemerkbares Lächeln.

Kaum hatte er, von Alfred unterstützt, den Fuß auf den Boden gesetzt, als Clemence an seinem Halse hing und

ihn mit aufrichtiger Zärtlichkeit küßte. Sie hegte in der That große Verehrung für ihren Pathen.

„Meine arme Clemence," sagte der Marquis, „die Liebe ist blind, das weiß ich, aber so Etwas hätte ich doch nicht von Dir gedacht! Eine Mißheirath, Du, mein theueres Pathenkind, die Frau eines Bürgerlichen!"

Wiewohl die Stimme ihr in der Kehle stecken blieb, brachte Clemence es dennoch über sich, zu erwidern:

„Lieber Onkel, er ist so edel, so herzensgut."

„Wenn Du ihn liebst, so feurig liebst, um auf Deinen Adel für ihn verzichten zu können . . . ."

Doch nun kamen die übrigen Mädchen mit fröhlicher Ungeduld herzugelaufen, schlangen die Arme um den Hals des Greises und bestürmten ihn mit Liebkosungen und Glückwünschen zu seiner Genesung.

Die Unterredung mit Clemence wurde so für den Augenblick unterbrochen; von vielen sanften Händen fortgezogen ließ der alte Herr sich in das Schloß und in das Zimmer führen, wo man den bequemsten Sessel für ihn bereit gestellt.

Vorerst hatte er genug zu thun, alle an ihn gerichteten Fragen über seinen Aufenthalt in Monaco, über seine Krankheit und glückliche Genesung zu beantworten. Die Versicherungen der allgemeinen Freude, der Eifer, mit dem dieselben betont und wiederholt wurden, schienen den Marquis nicht angenehm zu berühren; selbst die Aeußerungen des Barons und seiner Gemahlin kamen ihm gezwungen vor. Welche Veranlassung konnte man hier haben, sich so zu freuen und diese Freude in so lauter Weise kund zu geben? Und warum war Clemence, sie die vielleicht allein ihn wirklich lieb hatte, die Einzige, welche still und schweigsam blieb?

Dieser Gedanke trieb ihn an, sein Pathenkind mit größerer Aufmerksamkeit zu beobachten. Wie bleich sie aussah! Nein, er täuschte sich nicht, sie war sehr mager geworden. Was konnte das bedeuten?

„Komm einmal her, Clemence," sagte er gütig, „ich muß Dich Etwas fragen. Dein sonst so blühendes Gesichtchen ist jetzt blaß und trüb; hast Du Kummer?"

„Ja, Onkel, Du hast es errathen," beeilte der Baron sich zu antworten. „Sieh das macht die Furcht, die Angst Du könntest Dich gegen ihre Heirath erklären; und ohne Deine Einwilligung würde sie doch nie daran denken. . ."

„Ist das so, mein Kind?"

„Gewiß, lieber Pathe, die Furcht. . . ."

„Und diese Furcht sollte Dich so mitgenommen haben?"

„Sie war an einem bösen Fieber erkrankt," fiel eine der Schwestern ein, „und ist erst seit acht Tagen völlig hergestellt."

Der Marquis ergriff die Hand des jungen Mädchens.

„Clemence," sagte er, „ich will Dir nicht verbergen, daß Deine Vermählung mit einem Bürgerlichen ein Quell großen Verdrusses für mich ist; es thut mir wahrhaft weh zu denken, daß gerade Du, mein geliebtes Pathenkind, fortan in einer untergeordneten Sphäre leben sollst. . . . Doch wenn Du wirklich Dein Glück in dieser Verbindung zu finden glaubst, wenn schon die bloße Befürchtung, ich könnte derselben hindernd in den Weg treten, Deine Wangen zu bleichen vermag, so bin ich nicht grausam genug, Deine Gesundheit und Dein Lebensglück gesellschaftlichen Rücksichten zu opfern. Komm, bestätige mir also, daß Du diese Heirath wünschest mit der ganzen Kraft Deiner Seele.

Clemence sah ihn an mit einem flehenden Blick; sie zauderte, das verhängnißvolle Wort wollte nicht über ihre Lippen.

„Antworte doch, Clemence," mahnte die Baronin.

„Nun, mein Kind, willst Du mir nicht sagen, daß Du diese Heirath dringend wünschest?" wiederholte der alte Herr.

„Ja, . . ja, ich wünsche sie dringend," stammelte das Mädchen.

„Deine Zustimmung, lieber Onkel, wird sie beglücken," setzte der Baron hinzu.

„Wenn die Sache so steht," fuhr der Marquis fort, „wohlan, Clemence, so werde die Frau von. . . . . Aber was ist denn das? Du zitterst und wirst noch bleicher."

Clemence stieß einen tiefen Seufzer aus und begann so sichtlich zu wanken, daß ihre Mutter herzueilte, um sie zu stützen. Zugleich flüsterte sie ihr einige strenge Worte in's Ohr, um sie an ihr Versprechen und an die Bedeutung des Augenblicks zu erinnern.

Die arme Clemence nahm all' ihren Muth zusammen, wandte sich wieder ihrem Onkel zu und sagte:

„Ich danke Dir, lieber Pathe, die Ueberraschung ist es, die mich so tief bewegt."

Der Marquis ließ sich aber diesmal nicht täuschen, sein Mißtrauen war rege geworden und er begann zu glauben, daß Clemence unter der Einwirkung eines geheimen Zwanges ihm den wahren Zustand ihres Herzens verberge.

Dieser Gedanke erschreckte ihn. Er stand auf, sah den Baron sehr ernst an und sagte in einem Ton, der keinen Widerspruch duldete:

„Die Einwilligung, welche man von mir verlangt, ist ein schwerwiegendes Ereigniß, das ohne mein Wissen zu einem nicht gut zu machenden Unglück werden kann. Da ich hier gewissermaßen die Funktionen eines Richters auszuüben habe, so will ich gründlich unterrichtet sein, bevor ich das Urtheil fälle. Laßt mich einige Augenblicke mit Clemence allein sprechen; beseitigt diese Unterredung unter vier Augen meinen Zweifel, so werde ich ohne Zögern meine Zustimmung geben. — Komm Clemence, Du brauchst nicht zu zittern, Dein Wohlergehn ist mein einziger Zweck. Folge mir, liebes Kind."

Der Baron und seine Gemahlin suchten nach besten Kräften ihre Unruhe zu verbergen, doch durften sie keine Einwendungen erheben und mußten sich darauf beschränken, durch heimliche Winke und bittende Blicke ihre Tochter zur Standhaftigkeit zu ermuntern.

„Tritt in den Gartensaal, Onkel, da wird Dich Niemand stören," sagte der Baron, scheinbar ganz beruhigt über den Ausgang, den die Sache nehmen würde. Der Marquis aber, dem die innere Einrichtung des Schlosses genau bekannt war, schritt durch einen langen Gang und

öffnete die Thür eines kleinen Zimmers, dessen Fenster nach dem Park gingen.

„Setz' Dich, Clemence," sagte er auf einen Stuhl deutend, „Du hast nichts zu befürchten, denn ich will nur wissen, was Du begehrst, Deine Wünsche sollen für mich bestimmend sein. . . . . Und damit Du mir unverschleiert die Wahrheit sagst, ohne jeglichen Zwang, werde ich die Thür von innen schließen."

Zitternd sah das Mädchen ihm nach, ihre Lage war in der That überaus peinlich. Sie schauderte bei der Vorstellung, ihren guten Pathen in einem so feierlichen Augenblicke zu betrügen, und doch, wenn ihr die Kraft dazu gebrach, so verwirkte sie seine Zustimmung und verurtheilte so ihre Eltern, ihre Geschwister und sich selbst zu Elend und Erniedrigung.

Sie nahm noch einmal ihre ganze Kraft zusammen und beschloß, auch diese letzte, schwerste Probe zu bestehn. Aber o Gott, wenn sie nun in diesem Kampfe gegen die Wahrheit erläge?

Nachdem der Marquis neben ihr Platz genommen hatte, sagte er:

„Clemence, Du hast stets mehr als Deine Geschwister gezeigt, daß Du der Pflichten Dir bewußt bist, welche die adlige Geburt dem Menschen auferlegt. Ich fand bei Dir immer die Ueberzeugung vertreten, daß wir vor Allem zurückschrecken müssen, was den Namen unserer Ahnen verdunkeln, die Ehre unseres Geschlechts beflecken kann. Als daher Dein Vater mir schrieb, daß auch Du dringend um meine Erlaubniß bätest, die Ehe mit einem Bürgerlichen eingehn zu dürfen, war ich anfangs wie vom Donner gerührt und sann stundenlang nach über die merkwürdige Veränderung, die in Dir müsse vorgegangen sein. Ich glaubte einer Unmöglichkeit gegenüber zu stehn, aber die wiederholten Versicherungen Deines Vaters mußten endlich meinen Zweifel bannen."

Er schwieg einen Augenblick, als erwarte er ihre Antwort, und fuhr dann fort:

„Ich muß gestehn, diese Heirath, eine Mesalliance im höchsten Grade, hat mich viele Wochen verstimmt, ja gera-

dezu unglücklich gemacht. Wenn ich nicht sogleich ein direktes Veto einlegte, so kam das daher, weil ich einsah, daß Deine Vermählung das einzige Mittel war, Deine Eltern aus ihrer so höchst fatalen und schwierigen Lage zu erretten. . . . Du kennst wohl diese Lage, nicht wahr, mein Kind?"

„Ich kenne sie ganz genau," gab Clemence leise zur Antwort.

„Gleichwohl wenn ich wüßte, daß Du die Hand des jungen Steinvließ nur annimmst auf den Rath Deiner Eltern und also nicht dem Wunsche Deines Herzens folgend, so könnte ich es nicht über mich bringen, durch meine Einwilligung mit schuldig zu werden an Deinem Unglück."

„Ich hoffe glücklich zu sein, mein guter Pathe, Niemand übt einen Zwang auf mich."

„Dann muß eine große, innige Liebe Dich mit dem jungen Mann verbinden und wenn das der Fall ist, wirst Du vielleicht nicht unglücklich, obwohl ich stark daran zweifle. — Also Du liebst ihn aufrichtig? Antworte mir ohne Furcht, ich bin ein alter Mann, und Dein Pathe."

„Ich werde ihn lieben."

„So, die Liebe muß also noch kommen."

„Nein, nein, ich liebe ihn jetzt schon, . . seit lange," stammelte Clemence erschreckt.

„Ist er ein schöner Mann?"

„Er ist schön und gut, und erhält eine Million als Brautschatz. Sein Vater besitzt unermeßliche Reichthümer, Hermann ist sein einziger Sohn und Erbe."

Die letzten Worte hatte Clemence mit fieberhaftem Eifer gesprochen. Der Marquis blickte sie verwundert an und schüttelte unschlüssig den Kopf.

„Armes Kind", sagte er, „sind es vielleicht seine Millionen, die Dich reizen. Ich mag es nicht glauben. Das Geld ist, namentlich für uns, nicht immer ein sichrer Quell des Glücks. Unser Reichthum besteht in den Verdiensten, die unsere Vorfahren, vom Vater auf den Sohn, sich um den König und das Vaterland erworben haben, in dem vergossenen Blut und den vollbrachten Heldentha-

ten, in dem unaufhörlichen Streben, den Namen unseres Geschlechtes, allen Ereignissen der Geschichte und allen Verlockungen der Welt zum Trotz, rein und fleckenlos zu bewahren."

„Ich weiß es, lieber Pathe," seufzte das Mädchen, „und doch . . . ."

„Doch wünschest Du, mit Hermann Steinvließ Dich zu vermählen?"

„Ich wünsche es."

„Aufrichtig?"

„Von ganzem Herzen."

„Du sagst das Alles in so seltsamem Ton, mein Kind. Jedoch es sei . . . nur eine einzige Bemerkung noch will ich mir erlauben, indem ich Dich darauf aufmerksam mache, daß Du diese Sache auch von ihrer dunkeln Seite anschaun mußt."

Clemence seufzte wieder; war es doch gerade die dunkle Seite, die ihr beständig vor Augen schwebte.

„Du wirst Dir klar darüber sein," fuhr der Marquis fort, „daß Du Deinen Adel nicht mit nimmst in die neuen Verhältnisse. Du selbst sowohl wie Deine Kinder, Ihr tretet in den Bürgerstand und werdet Bürger bleiben, ach und es ist so traurig für eine Mutter, herabzusteigen und die Seinigen mit sich zu ziehn. Deine Geschwister und Verwandten, ich selbst, mein Kind, werden aus der Höhe auf Dich niedersehn; wo wir eine vornehme Dame mit edlem Namen, eine Gräfin oder Baronin suchen möchten, da werden wir eine simple Madame Stein . . . . . wie heißt er doch gleich . . . . Madame Steinvließ finden. O mein armes Pathenkind, ich hatte ein glänzenderes Loos für Dich geträumt, aber da Du denn durchaus meine Zustimmung zu dieser Mißheirath verlangst, wohlan. . . ."

Der Qual ihres Herzens fast erliegend ließ Clemence ihren Kopf an der Brust des Greises ruhn und brach in stille Thränen aus. Der alte Herr hatte nur den entsetzlichen Vorstellungen Worte verliehn, welche sie so lange schon marterten, sie krank machten und Tag und Nacht ihr vor Augen schwebten, und doch überwältigte sie jetzt der Schmerz.

Gleichwohl rang sie nach neuer Kraft, um die ihr zugewiesene Rolle zu Ende zu führen, und als der Onkel beim Anblick ihrer Thränen ausrief: „Ha Clemence, ich dachte es wohl, daß Ihr mir etwas verbergt,“ bat sie mit gefalteten Händen:

„Nein, nein, bester Pathe, es sind nur Deine ernsten Worte, die mich so tief bewegen. O ich bitte Dich, willige ein; Du würdest mich sonst tief unglücklich machen.“

Der Marquis aber stand auf und murmelte erbittert:

„Man täuscht mich hier. — Verstelle Dich nicht länger, Clemence, ich sehe klar und deutlich, daß die Heirath Dir Schrecken einflößt. Kein Wunder, daß Du so blaß und mager bist. Kurz und gut: Meine Zustimmung gebe ich nicht!“

„Pathe, lieber Pathe, habe Mitleiden mit mir, . . mit meinem armen Vater!“

„Dein Vater? Er also ist es, der Dir seinen Willen aufdrängt? Nun begreife ich den eigenthümlichen Ton seiner Briefe, er wollte durch falsche Vorspiegelungen meine Erlaubniß erschleichen, aber diesem unwürdigen Spiel muß ein Ende gemacht werden . . . . . Ich will sogleich mit ihm sprechen, und sagt er mir nicht die Wahrheit, so mag er die Folgen meines Unwillens sich selbst zuschreiben.“

Mit dieser Drohung wandte er sich der Thür zu, Clemence aber fiel ihm von neuem mit Thränen um den Hals und suchte ihn zurück zu halten. Der erzürnte Greis blieb taub gegen ihre Bitten, er machte sich los aus ihren Armen, indem er finster sagte:

„Nein, ich will nichts hören, die Wahrheit will ich wissen. — Und wehe Deinem Vater, wenn mein Verdacht gegründet ist.“

„Wohlan, lieber Onkel, so bleib', ich selbst werde Dir die Wahrheit aufdecken,“ sagte plötzlich das Mädchen, ihm voll und fest in's Auge sehend.

Der Marquis sah sie überrascht an.

„Ist das Dein Ernst, Clemence? fragte er. „Täusche Dich nicht selbst, Kind; Du wirst den Muth nicht haben, Deinen Vater anzuklagen.“

„Gewiß nicht,“ versetzte sie, „wohl aber den Muth,

meine unabänderliche Pflicht zu erfüllen, die Pflicht, meinen armen Vater zu rechtfertigen und Dich zu überzeugen, daß Du Deine Zustimmung zu meiner Heirath nicht abschlagen darfst. Da unsere furchtsamen Eröffnungen, unsere berechnete Vorsicht Dir diese Ueberzeugung nicht geben konnten, so wird es vielleicht der rauhen, nackten Wahrheit gelingen. Höre mich ruhig an, lieber Pathe, ich will Dir nichts verheimlichen."

„Welch' sonderbarer Widerspruch tritt bei Dir zu Tage, mein Kind," sagte der Marquis. „Du hast einen unverkennbaren Widerwillen gegen diese Ehe und wendest doch Alles auf, mir die verhängnißvolle Erlaubniß abzuringen. Aber sprich nur, sprich, ich höre."

„Ich habe diesen Herrn Hermann Steinvließ erst dreimal gesehn," begann Clemence, anfangs zögernd, doch dann mit zunehmender Festigkeit. „Er ist ein ganz hübscher Mensch, gut, verständig und bescheiden. Doch als Sprossin des uralten Geschlechtes Derer von Overburg konnte ich ungezwungen mein Herz keinem Bürgerlichen schenken."

„Du liebst ihn also nicht, Clemence."

„Als das Schicksal mir diese Mißheirath zur unabweisbaren Pflicht machte," fuhr Clemence fort, „schauderte ich anfangs voll Entsetzen davor zurück, ich habe Tage- Wochenlang in der Stille geweint, die Blüthe der Gesundheit ist von mir gewichen, Du sagst mit Recht, ich bin abgemagert und lebensmüde; muß ich doch auf meine Geburt, auf meinen Adel verzichten, der mir mehr gilt als das Leben selbst. Und dennoch darf ich nicht zaudern."

„Ist es Dein Vater, der Dich zwingt?"

„Nicht er, sondern das Schicksal, das unerbittliche Schicksal."

„Ich verstehe Dich nicht, mein Kind."

„Mein Vater hat durch den Betrug des Cassirers der Prudentia eine große Summe Geldes verloren, wir sahn uns von Armuth, Untergang und Schande bedroht, alle unsere Güter, auch dieses Schloß, die Wiege unseres Geschlechts, wären verkauft worden. Dieses Unglück konnte

nur verhindert werden durch die Darbringung eines Opfers und das Opfer bin ich."

„Du übertreibst ohne Zweifel," sagte der Marquis kopfschüttelnd. „Dein Vater hat durch den Verlust der Bank zweimalhunderttausend Franken eingebüßt, das ist schlimm, ruinirt ihn aber doch noch nicht. Warum sprichst Du von solch' schrecklichen Dingen?"

„Mein Vater schrieb Dir nicht alles, weil er fürchtete Dich zu betrüben," versetzte Clemence". Sein Verlust beläuft sich auf eine halbe Million."

„Eine halbe Million? Wie ist das möglich?"

„Seit lange schon, lieber Pathe, kämpften meine Eltern mit traurigen Verhältnissen. Unsere Einkünfte reichten nicht aus, wir gingen täglich zurück, von langsamem, doch sicherem Fall bedroht. Da sah mein Vater nach Mitteln aus, unsere Einnahmen zu vermehren; er belastete unsern Grundbesitz mit einer Hypothek von zweimal hunderttausend Franken und kaufte dafür Actien der Bank Prudentia . . . ."

„Das weiß ich Kind, dies Geld ist es ja, was leider verloren ging."

„Was Du aber nicht weißt, und was ich zittere Dir zu sagen, ist daß mein Vater sich durch zwei oder drei Bankdirektoren verleiten ließ, mit ihnen gemeinschaftlich an der Börse zu spekuliren und daß sie zu dem Zwecke der Bank zweimal hundert und fünfzig tausend Franken entliehn."

„Nun, und diese große Summe . . . ."

„Ist gleichfalls fort."

„Wie, was sagst Du da!" rief der Marquis aufspringend. „Dein Vater hat an der Börse gespielt mit Geld, das ihm nicht gehörte? Aber das ist ja schändlich!"

„Er ließ sich durch Herren, welche die allgemeine Achtung genossen, durch Edelleute, die er zu seinen Freunden zählte verlocken; unter Andern ist auch der Baron von Listerberg ein Opfer dieses Unternehmens."

Der tief entrüstete Greis hörte nicht auf ihre Erklärung, er wühlte mit den Händen in seinen Haaren, warf

flammende Blicke umher und murmelte Drohungen in sich hinein.

„Ich bitte Dich, lieber Pathe, laß mich ausreden," flehte die junge Dame, „ich habe Dir die Wahrheit gesagt, in der Hoffnung, dadurch Deine Einwilligung zu erlangen. Wir sind arm, man wird uns Alles nehmen, uns aus dem Schlosse unserer Ahnen treiben, wenn ich Hermanns Hand ausschlage, meine Eltern und Geschwister, unser ganzes Geschlecht verfällt dem Elend und der Schande. Das Opfer ist mir wahrlich schwer genug, aber die Pflicht ruft und der barmherzige Gott wird mich stärken."

„Unerhört! Ganz abscheulich!" rief der Marquis, nur seine eignen Gedanken beantwortend. „Was! da verschwendet er eine halbe Million in gemeinen Spekulationen und nachdem er auch den Rest seines väterlichen Erbes Betrügern preisgegeben hat, verkauft er Dich, Clemence, das beste, edelste seiner Kinder, verkauft Deine Geburt, Deinen Adel, Dein Glück, um seine verfluchte Unvorsichtigkeit damit zu bezahlen. Ein schmählicher, wahrhaft empörender Handel! Und darin sollte ich einwilligen? Nun und nimmermehr. Spare Deine Worte, Clemence, mein Zorn ist berechtigt, ich werde unerbittlich sein. Laß mich gehn, Dein Vater soll mir Rechenschaft geben über sein falsches Verhalten gegen mich, ich muß ihn sogleich sprechen, er soll wissen was es heißt, mich so schnöde zu betrügen."

Wieder wandte er sich der Thür zu. Clemence fiel vor ihm auf die Kniee, erhob flehend die gefalteten Hände und bat um Nachsicht für ihren unglücklichen Vater, doch der Marquis schob sie sanft bei Seite, indem er sagte:

„Bleibe hier, mein Kind, und trockne Deine Thränen, Du sollst diesen hochnasigen Bürger nicht heirathen, verlaß' Dich darauf. Sogleich bin ich wieder bei Dir."

Und ohne noch auf ihre Bitten zu achten eilte er zum Zimmer hinaus.

Todtenbleich vor Angst und Aufregung sank Clemence in einen Sessel, sie zitterte bei dem Gedanken, daß sie durch die Enthüllung der Wahrheit das Elend noch vergrößert habe. Der Onkel würde ihren Vater nun nicht

allein mit Vorwürfen überhäufen, sondern ihn wahrscheinlich auch enterben, und so war denn selbst für die Zukunft jede Hoffnung dahin.

Doch zu diesen Befürchtungen, die ihr mit Blitzesschnelle durch den Kopf fuhren, gesellte sich auch ein tröstender Gedanke. Ihr Pathe hatte gesagt: „Du sollst diesen hochnasigen Bürger nicht heirathen, verlaß' Dich darauf.“ Was meinte er damit?

Hegte er etwa die großmüthige Absicht, die Schuld ihres Vaters an den alten Herrn Steinvließ zu übernehmen und ihn so von dem verderblichen Zwang zu befrein? Das war nicht sehr wahrscheinlich, aber doch immerhin möglich. Und dann, wenn ihr Vater nun enterbt wurde, so blieb ihr als letztes Mittel ja doch noch die Möglichkeit, mit Hermann Steinvließ sich zu vermählen und auf diese Weise ihrer Familie einen neuen Quell des Reichthums zu eröffnen.

Ihre Aufmerksamkeit wurde jetzt geweckt durch das Geräusch von Stimmen, die in dem anstoßenden Saale laut wurden. Immer vernehmlicher drangen sie zu ihr herüber und bald unterschied sie deutlich die Stimme ihres Vaters und die des Marquis, ohne indessen zu verstehn, was sie sagten. Es wurde gestritten, heftig gestritten, der Marquis namentlich mußte in großer Aufregung sein, er stieß Laute aus, die Erbitterung, Zorn und Aerger kennzeichneten.

Clemence war aufgesprungen und lauschte zitternd. Wie bereute sie jetzt ihre Unvorsichtigkeit! Mit welcher Inbrunst flehte sie zu Gott um Hülfe für ihren armen Vater!

Doch nun hörte sie, wie die Thür des Saales heftig aufgerissen wurde und wie ihre Mutter einen durchdringenden Angstschrei ausstieß. Sie lief zum Zimmer hinaus und sah den Marquis im Gange erscheinen.

„Nein!“ rief der erzürnte alte Herr, „nein! ich kenne Euch nicht mehr! Euer Kind zu verkaufen, Henker die Ihr seid! Ich kehre nach Monaco zurück, dort will ich mein Leben beschließen. Aus der Erbschaft wird nichts! Lebt wohl!“

Damit schritt er aufgebracht der Hausthür zu.

Clemence eilte ihm nach und erreichte ihn im Vorhof. Weinend schlang sie ihre Arme um seinen Hals und suchte durch Thränen und Bitten ihn in das Schloß zurück zu bringen.

„Laß mich gehn, mein armes Pathenkind," sagte er bewegt, „ich kann nichts mehr für Dich thun, Dein Schicksal ist besiegelt."

„O bester Pathe, Du meine einzige Hoffnung, meine einzige Zuflucht, verlaß mich nicht," flehte sie. „Komm, schenke meinem Vater Deine Verzeihung, ich will Dich dafür lieben, Dir dankbar sein bis zu meinem letzten Athemzuge!"

Die Augen des Greises wurden feucht. Erschöpft durch die große Erregung und von den Bitten des Mädchens besiegt ließ er sich in das Schloß zurückführen.

XIV.

Vier Tage waren bereits vergangen, seit Hermann das Haus seines Vaters verlassen, und noch hatte man nichts von ihm gehört.

Der alte Steinvließ war darüber tief bekümmert, er dachte von Morgen bis Abend an nichts als an seinen Sohn, ohne sich gleichwohl eigentliche Sorge um ihn zu machen. Hermann mußte bald wiederkommen, davon war er fest überzeugt, sei es auch nur um Karoline Walters aufzusuchen, und die hatte ja versprochen ihn zu überreden, die Freiin von Overburg zu heirathen. So würde endlich doch Alles gut werden und Steinvließ wiederum sagen können, daß sein unbeugsamer Wille alle Hindernisse aus dem Wege geräumt.

Da saß er jetzt in seinem Cabinet und lächelte still vor sich hin, während er die Sache überdachte. Wie geschickt hatte er sie angelegt und wie hatte der Zufall ihm dabei geholfen! Das Mädchen, das die einzige wirkliche Schwierigkeit zu werden drohte, sollte nun das Werkzeug zu Hermanns gutwilliger Unterwerfung sein.

Das führte ihn zu der Frage, wie wohl Karoline und ihre Eltern für ihre uneigennützige Gefälligkeit am besten zu belohnen seien. Dies ließ sich leicht machen, meinte er. Der alte Walters war Zimmermann, und, wie Steinvließ im Dorfe in Erfahrung gezogen, ein armer aber sehr tüchtiger Arbeiter. Nun, sobald also die Hochzeit seines Sohnes mit Clemence von Overburg gefeiert war, wollte Steinvließ ihm Geld leihen oder schenken, um eine eigne Werkstatt zu errichten. Er selbst wollte ihm dann Arbeit

verschaffen, ihm mit Rath und That zur Seite stehn, so daß der Mann seine vier- bis fünftausend Franken jährlich verdienen könnte, ja allmählich vielleicht noch viel mehr, wenn es ihm nicht an Thatkraft und Unternehmungsgeist gebräche.

Karoline und ihre Mutter würden auf diese Weise zugleich belohnt sein, und wenn es sich später so treffen sollte daß das Mädchen einen braven jungen Mann aus ihrem Stande heirathete, so wollte er ihr eine gute Aussteuer geben und ihrem Gatten gleichfalls forthelfen.

Während er sich bei diesem Gedanken vergnügt die Hände rieb, trat Jakob ein und legte die Briefe auf seines Herrn Pult, die mit der letzten Post eingegangen waren, worauf er das Zimmer wieder verließ.

Steinvließ setzte seine stillen Betrachtungen noch eine Weile fort, ohne anfangs auf die Briefe zu achten.

„In der That," sagte er zu sich selbst. „Diese Walters sind brave, wackre Leute. Auch der selige Viktor Walters, dessen ich mich jetzt wieder genau entsinne, erwies sich mir immer freundlich und zuvorkommend und hat mir manchen Dienst geleistet. Jetzt ist nun die Reihe an mir. Was kann es mich kosten, diese guten Menschen aus ihren ärmlichen Verhältnissen zu erheben und gewissermaßen reich zu machen? Nichts, beinah nichts. Ich beschäftige so viele hundert Leute; ob ich nun diesen Walters oder irgend einen andern Meister Geld verdienen lasse, bleibt sich für mich ganz gleich. Doch ich will mehr für ihn thun, ich will ihn glücklich machen . . . . . . sobald mein Junge die Clemence geheirathet hat."

Er griff nun nach den Briefen und öffnete sie der Reihe nach; viel Wichtiges mußten sie nicht enthalten, denn gleichgültig legte er sie wieder hin.

Doch halt! Da fiel gerade in dem letzten Briefe sein Auge auf den Namen „Hermann". Er stieß einen Freudenschrei aus und las dann wie folgt:

„Ich habe das Vergnügen gehabt, hier in Antwerpen Ihrem Sohn Hermann zu begegnen; er theilte mir mit, daß Sie gesund und wohl sind. . . . ."

„Ha, der Schlingel!" unterbrach er sich selbst. „In

Antwerpen steckt er! Das also ist das fremde Land, mit dem er mir droht! Er denkt wohl, seine Abwesenheit würde mich dergestalt betrüben, daß ich auf die Heirath verzichte nur um ihn wieder zu haben? Da könnte er sich doch schneiden. Ueber kurz oder lang wird er die Sache selbst schon müde werden und sich von dem Bedürfniß nach Geld oder von dem Verlangen nach Karoline Walters zurückführen lassen."

Noch einmal warf er einen Blick in das Schreiben.

„Aber was bedeutet denn das?" rief er erschreckt. „Da steht es ja, klar und deutlich:

„Ich habe Herrn Hermann dringend ersucht, die Schleusenwerke mit mir zu besichtigen, damit er Ihnen melden könne, daß hier Alles auf's Beste geht, doch versicherte er, durchaus keine Zeit zu haben und verließ mich, um an Bord des Amerikanischen Dampfers Philadelphia zu gehn, der am Samstag nach New-York fährt.

„Gern hätte ich ihn noch einmal gesehn und ihm glückliche Reise gewünscht, doch wie lange ich auch wartete, er kam nicht wieder."

„Großer Gott, der Junge auf einem Amerikanischen Dampfer? Nach Amerika will der Unglückliche, den Ocean bringen zwischen mich und ihn? Nein, nein, das geht nicht an, das darf nicht sein, o nur das nicht!"

Er schlug sich mit der Hand vor die Stirn und sann lange und ängstlich nach, wie er den gefürchteten Schlag abwenden könnte. Dem Brief zufolge sollte das Dampfschiff erst übermorgen abgehn, es fehlte ihm mithin nicht an Zeit, nach Antwerpen zu fahren und Hermann dort aufzusuchen. Ja das wollte er thun, aber wie ihn zurückhalten? Sollte er bitten? drohn? seine väterliche Autorität geltend machen? Das alles konnte an einem hartnäckigen Entschlusse seines Sohnes scheitern; der Junge war großjährig und dem Gesetze gegenüber vollständig frei!

Sollte er denn wirklich auswandern wollen, ohne Karoline noch einmal gesehn zu haben? Offenbar ging er doch nur fort, um an der gefürchteten Heirath vorbei zu kommen. Das einzige Mittel, einen entschiedenen Einfluß

auf ihn auszuüben, würde also die Versicherung sein, daß sein Vater von dieser Heirath absähe . . . . Aber nein, auf das Streben eines ganzen Lebens verzichten, das war unmöglich, undenkbar. Was sollte er ihm also sagen?

Wie schade, daß Hermann nicht noch einen Besuch in dem Arbeiterhäuschen gemacht hatte! Karoline Walters allein wäre im Stande gewesen, ihn auf andere Gedanken zu bringen, doch nun war auch diese Hoffnung vereitelt!

Lange Zeit saß der Kaufmann da, von Furcht und bangem Zweifel hin und hergeworfen. Zwanzig mal stieg die Frage in ihm auf, ob er nicht besser thäte, die Verbindung mit dem Hause von Overburg fallen zu lassen, aber eben so oft empörte sich sein Vaterstolz gegen diese demüthigende Vorstellung und so verwickelte er sich mehr und mehr in seine Pläne und Befürchtungen, ohne einen Ausweg zu finden. Nur das Eine war ihm klar, er mußte nach Antwerpen gehn.

Eben legte er die Hand an die Klingelschnur, um zu bestellen, daß der Wagen angespannt würde, während er die zu der Reise nöthigen Vorkehrungen traf, als plötzlich die Thür aufging und zu seiner größten Ueberraschung Hermann vor ihm stand.

Der junge Mann sah traurig und niedergeschlagen, aus; mit einem leisen Gruß näherte er sich seinem Vater.

„Ich meinte ja, du wärest zu Schiff nach America," sagte Steinvließ; „hast Du den Plan schon wieder aufgegeben?"

„Mein Vater; der Dampfer geht erst übermorgen," versetzte Hermann mit gedämpfter Stimme.

„Ach ich verstehe, Du brauchst Geld. Bei einem Unternehmen, das keineswegs meinen Beifall hat, mußt Du indessen nicht auf meine Hülfe rechnen."

„Auch bedarf ich derselben nicht, Vater; ein Freund dem ich früher eine Summe vorgeschossen, hat sie mir zurückbezahlt und mir überdies einen Credit eröffnet."

„Trotzdem scheint die Reise Dir nicht sehr zu behagen, mein Junge, Du siehst blaß aus und fühlst Dich unglück-

lich, wie ich sehe. Sei also vernünftig, Hermann, bleib hier und schlag Dir den Unsinn aus dem Kopf."

„Nichts ist im Stande, mich zurückzuhalten, Vater."

„Wirklich! Aber was willst Du dann hier?"

„Vater", versetzte der Jüngling bewegt, „jetzt wo ich im Begriff stehe, Dich auf lange Zeit zu verlassen, fühle ich es an meinem eigenen Schmerz, wie es Dich betrüben würde wenn ich, scheinbar als ein undankbarer Sohn, ins Ausland ginge, ohne von Dir Abschied genommen, ohne Dir noch einmal die Hand gedrückt zu haben. Du bezweckst nichts als mein Wohl, davon bin ich fest überzeugt, nur irrst Du in den Mitteln, die mein Glück herbeiführen sollen, und da ich Dir weder widerstreben, noch mich Deinem Willen fügen kann, so muß ich gehn, mir bleibt keine Wahl.

„Laß meine zeitweilige Abwesenheit Dich nicht betrüben, Vater, und mache Dir keine Sorge um mich", fuhr er nach einer kleinen Pause fort. Dein Andenken in dankbarem Herzen tragend, will ich mich ehrlich durchzuschlagen suchen und mich keinen unnöthigen Gefahren aussetzen. . . . Sei großmüthig bis zum Ende, Vater; schenke mir Deine Verzeihung und deinen Segen und laß mich noch einmal an deinem Herzen ruhn."

Mit diesen Worten warf er sich in die Arme seines tiefgerührten Vaters, der ihn so fest an sich schloß, als wollte er ihn nimmer lassen. Thränen glänzten in Beider Augen, eine Zeitlang herrschte tiefe Stille.

„Du bist ein wunderlicher Mensch", murmelte endlich der alte Steinvließ, „hast mich lieb, das weiß ich, und willst mir nun doch aus freien Stücken solchen Kummer machen, das heißt gar nichts, komm, sag mir, daß Du bei mir bleiben wirst. . . . Du schüttelst den Kopf, beharrst bei Deinem unseligen Entschluß? Ich habe mich vielleicht übereilt, Dir nicht Zeit gelassen, Dich an die Vorstellung der Heirath zu gewöhnen. Nun, so will ich Dir Ausstand geben, die Hochzeit aufschieben, es soll mir selbst auf ein paar Monate nicht ankommen. Was kannst Du durch die Annahme meines Vorschlags riskiren?"

„Ach, auch das ändert meinen Entschluß nicht."

„So verlangst Du, ich soll dem Baron von Overburg die Schmach anthun, die Hand seiner Tochter auszuschlagen?“

„Selbst dieser Beweis Deiner endlosen Güte würde mich nicht hier halten können.“

„Daraus werde der Henker klug!“ rief der Kaufmann ungeduldig. „Ich beginne zu glauben, Hermann, daß es in Deinem Gehirn nicht ganz richtig ist. Setz' Dich einmal zu mir, und laß uns ruhig mit einander reden . . . So, nun sag' mir aufrichtig, was Du denn eigentlich vor hast.“

„Ich gehe zunächst nach New-York, Vater, und von da nach Chicago.“

„Nach Chicago!? Dreihundert Stunden weit in das Inland?“

„Du weißt, in dieser Stadt wohnt Dein ehemaliger Compagnon, der Herr Patels. Vor einigen Monaten schrieb er Dir, daß er mit Arbeiten und Aufträgen aller Art überhäuft sei und fragte an, ob Du ihm nicht einige junge Leute schicken könntest, die sich auf die Decorationsmalerei verständen. Ich kann zeichnen, lernte auch früher mit Pinsel und Farbe umgehn, Herr Patels wird mir Beschäftigung geben, er war Dir ein ergebener Freund und bezeigte auch mir stets große Zuneigung. Habe ich mir bei ihm einmal die nöthige Uebung angeeignet, so werde ich, von ihm unterstützt und von Deinem Vorbilde geleitet, allmählich selbst kleine Unternehmungen wagen.“

„Also um Geld zu verdienen willst Du das Vaterhaus verlassen?“ sagte Steinvließ spottend. „Aber, einfältiger Junge besitzen wir nicht Geld genug? Habe ich Dir jemals Etwas abgeschlagen?“

„Geld verdienen ist nicht mein einziger Zweck, Vater.“

„So? Was denn sonst noch, wenn man fragen darf.“

„Ich will mir eine unabhängige Stellung zu erwerben suchen, um frei über mein Herz und mein Schicksal verfügen zu können.“

„Ei, ei! Also ein Aufstand gegen mich!“ sagte der Kaufmann gekränkt. „Der junge Herr geht darauf aus, mir allen Einfluß auf seine Zukunft abzuschneiden.“

„O nein, glaube das nicht, ich will nur dem Unglück aus dem Wege gehn, mir eine Frau aufdringen zu lassen, die ich selbst nicht gewählt habe, oder wählen würde. In allen andern Dingen bin ich gern bereit, mich mit grenzenloser Ergebenheit jedem Deiner Wünsche zu unterwerfen."

Steinvließ schüttelte nachdenklich den Kopf, ein Lächeln, traurig und spöttisch zugleich, schwebte um seine Lippen.

„Nun, und angenommen, Du hättest in einigen Jahren Dein Ziel erreicht, was dann?" fragte er.

„Dann kehre ich zurück."

„Und heirathest?"

„Allerdings, Vater."

„Du bist nicht aufrichtig gegen mich," scherzte der Kaufmann, „glaubst Du, ich wüßte nicht, was Dir für Gedanken im Kopfe spuken? Ja, Du willst zurückkehren, so bald es Dir möglich ist, und heirathen, aber wen? So sprich doch! . . . . Du schweigst? Den Namen dieser sonderbaren Braut wagst Du Deinem Vater nicht zu nennen, weil Du fürchtest, daß er Dich auslacht. Sollte es etwa eine Zimmermannstochter, Deine ehemalige Spielgefährtin sein? Versuche nicht, mir Deine Herzensgeheimnisse zu verbergen, Hermann, ich weiß Alles. Das also wäre der Lohn, das Resultat meines mühe- und arbeitvollen Lebens, meinen Sohn ein armes Handwerkermädchen heirathen zu sehn, in deren süße Augen und verlockendes Lächeln . . . ."

„O um Gotteswillen, Vater, sprich nicht in diesem Ton von ihr in meiner Gegenwart," rief der junge Mann flehend, „sie ist gut, edelmüthig und rein wie, wie ein Engel!"

„Es fällt mir gar nicht ein, etwas gegen sie zu sagen, ich gestehe Dir vielmehr bereitwillig zu, daß sie wirklich alle Eigenschaften besitzt, die Du ihr zulegst."

„O Gott, hast Du sie gesehn?"

„Gesehn und gesprochen."

„Ist's möglich? . . . Nun?"

„Hör, lieber Junge, wenn Karoline Walters auch nur die Tochter eines angesehnen Bürgers wäre, so würde ich vielleicht begreifen, daß Du sie zu heirathen begehrst . . .

„Aber nun nimm doch nur ein wenig Verstand an, Hermann, viel gehört ja nicht dazu um einzusehn, daß der Sohn, der einzige Sohn eines Millionärs nicht ein Mädchen zur Frau nehmen kann, das in einer Hütte wohnt und von dem Taglohn eines Handwerkers lebt! Die ganze Welt würde ja mit Fingern auf uns weisen!“

„Der Hohn der Welt währt nur kurze Zeit, Vater,“ versetzte der junge Mann mit Nachdruck, „aber eine Ehe ohne Liebe ist eine Kette, an der man fest geschmiedet ist das ganze Leben hindurch, bis zum Grabe. Was frage ich nach der Welt, wenn ich um den Preis ihrer Mißbilligung mein Lebensglück und das meines Vaters erkaufen kann?“

„Mein Glück?“

„Ja Vater, die Freude und Ruhe Deiner alten Tage.“

„Du bist toll! Mein Glück sollte mithin in der Vernichtung alles dessen bestehn, was ich gewünscht und erstrebt habe?“

Wie um einen äußersten, letzten Versuch zu wagen ergriff der Jüngling seines Vaters Hand und sagte bewegt:

„Lina ist so sanft, so liebevoll, so dankbar! Sie würde Dich so lieben und verehren, Dir nach den Augen sehn, um Deine leisesten Wünsche zu errathen! Ich könnte mit ihr auf einem Landgute wohnen, weit entfernt von der Welt, deren Urtheil Dir so unbequem erscheint, da würden wir in aller Stille die Tage hinbringen, nach den Stunden uns sehnend, die Du uns schenken wolltest. Du fändest nach den Wirren der Stadt einen Ruheplatz, wo Alles Dir entgegen lächelte, einzig darauf bedacht, Dir das Dasein angenehm zu machen. Niemand würde daran denken, daß Du einst ein Arbeiter warst, als um Deinen Verstand Deine Willenskraft zu bewundern und die edlen Hände zu segnen, die unser aller Wohlfahrt begründet ...... Und träten mit der Zeit die Beschwerden des Alters an Dich heran, so würdest Du dort Kinder finden, die, belehrt durch eine dankbare Mutter, Deinen Namen in keinem ihrer Gebete vergäßen.“

Der Kaufmann konnte sich bei diesen begeisterten Wor-

ten der Rührung nicht erwehren, doch suchte er sie unter einem zweifelhaften Lächeln zu verbergen.

„Ach bester Vater," fuhr Hermann fort, „gestehe es doch nur zu, daß ein solches Loos unendlich schöner wäre, als das ganze Leben hindurch in den Säälen hochedler Herrschaften um einen Blick der Huld und Beachtung betteln. Gibt es wohl eine edlere, würdigere Existenz als die, zu wissen, daß alles was uns umgibt, allein uns sein Glück verdankt, daß kein Auge sich zu uns erhebt, in dem nicht Dankbarkeit und Liebe glänzen!"

Steinvließ schwieg, er schien mit seinen eignen Gedanken zu kämpfen. War er, unter dem Eindruck von Hermanns ergreifenden Worten, im Begriff, seine Zustimmung zu dessen Vermählung mit Karoline Walters zu geben, so dauerte dieser Zweifel jedenfalls nicht lange, denn schon im nächsten Augenblick sagte er mit grämlichen Spott:

„Ich wußte nicht, daß mein Sohn über eine solche Beredtsamkeit verfügt, hätte er doch beinah selbst mich den klaren Einblick in die Sachlage verlieren lassen. Zum Glück besinne ich mich noch zur rechten Zeit, daß er träumt mit offnen Augen, und daß er doch nur kindische Thorheiten vorgebracht hat. — Deine Vermählung mit Clemence ist eine abgemachte Sache, Hermann, wenigstens in meinen Augen; ich halte mich dem Baron von Overburg gegenüber für gebunden und kann mein Wort nicht brechen . . . . . Uebrigens steht Deinen unvernünftigen Wünschen noch ein anderes Hinderniß im Wege: Karoline Walters liebt Dich nicht."

„Sie liebt mich nicht!? O Gott, wenn das wahr wäre!"

„Ich weiß es ganz gewiß, Du sollst es gleich hören. Weil Du Dich zu dem Mädchen hingezogen fühlst, glaubst Du, die Neigung müsse erwiedert werden. Welche Einfalt! . . . Sag' einmal selbst, hast Du sie je gefragt, wie, sie gegen Dich gesinnt ist?"

„Nein, allerdings nicht, doch bedarf es dessen nicht durch ihr klares Auge kann ich in ihrer Seele lesen."

„Armer Schelm, glaubst Du das wirklich? Wie sehr bist Du da im Irrthum!"

„O Gott, sollten Deine Zweifel ernstlich begründet sein?“ rief Hermann erbleichend.

„Gewiß, sie hat mir selbst gesagt, daß sie Dir dankbar ist, weil Du ihr einst das Leben gerettet, aber daß sie Dich keineswegs liebt in dem Sinne wie Du das verstehst. Karoline versichert mir, Du habest ihr gegenüber von Deiner Liebe nie etwas verlauten lassen; wie willst Du also wissen, was sie für Dich empfindet?“

„Das ist freilich wahr,“ seufzte der junge Mann niedergeschlagen.

„Und nun wolltest Du wahrhaftig in die weite Welt gehn, ohne über ihre Gesinnung im Klaren zu sein! Unschuldiger Träumer, siehst Du denn nicht ein, was während Deiner Abwesenheit geschehn würde? Karoline macht die Bekanntschaft dieses oder jenes jungen Menschen aus ihrem Stande, und bei der Heimkehr fändest Du sie als seine glückliche Frau.“

„Aber ich will ihr schreiben!“ stammelte Hermann bestürzt.

Ein schalkhaftes Lächeln blitzte in den Augen des Kaufmanns, seine Absicht war, Hermann zu einem Besuche in der Arbeiterwohnung zu veranlassen, wo dann Karoline schon dafür sorgen würde, daß er nicht nach Amerika ging, sondern die Hand der Freiin von Overburg annähme.

„Schreiben?“ scherzte er, „aus Chicago? Was erreichst Du damit? Ihre Eltern werden ihr nicht erlauben, Dir zu antworten, die armen Leute sind so eingeschüchtert durch die Redereien, welche man in Umlauf gesetzt hat, daß sie schon vor dem Gedanken, mit Dir eine geheime Verbindung zu unterhalten, zurückschrecken.“

„Du übertreibst, Vater. Ich habe dem Meister Walters versprochen, daß ich nicht suchen wollte, Lina wiederzusehn und will das Versprechen halten. Liegt aber erst der weite Ocean zwischen mir und ihnen, so werden sie die Verleumdung nicht mehr fürchten und meine Briefe beantworten, davon bin ich fest überzeugt.“

Der Kaufmann biß sich auf die Lippen; er mußte es auf eine andere Weise versuchen.

„Aber Du weißt nicht, starrköpfiger Mensch, was in Deiner Abwesenheit dort vorgefallen ist,“ sagte er. „Es sind so schreckliche Dinge, daß ich am liebsten darüber geschwiegen hätte, um Dich nicht zu betrüben. — Arme Karoline, eine solche Schande, mag sie nun verdient sein oder nicht, klebt dem Mädchen an bis zu ihrem Lebensende.“

„O Gott, was willst Du damit sagen, Vater?“ rief Hermann entsetzt.

„Die Geschichte ist so arg, daß man sie kaum glauben sollte,“ begann Steinvließ. „Vor etwa vier oder fünf Tagen war Karoline zum Dorfe gegangen, die Leute haben sie dort mit den gräulichsten Schimpfwörtern überhäuft, sie mit Koth beworfen, mit Steinwürfen aus der Gemeinde getrieben. Wenn sie eine schwere Krankheit davon trüge, es würde wahrlich nicht zu verwundern sein.“

„Ach Gott, ist es möglich,“ rief der junge Mann vor Entrüstung bebend, „man hat die arme Lina mit Steinwürfen aus dem Dorfe gejagt? Und ich allein bin schuld an dem Unglück! Vater, Vater, was bisher in mir ein selbstsüchtiges Gefühl war — ein Sehnen nach Glück, — das verwandelt sich nun in die Ueberzeugnng einer heiligen Pflicht . . . Ich gehe sogleich zu Lina . . . . . Du hast Recht; vor meiner Abreise muß ich wissen, ob man mir gestatten will, das Uebel gut zu machen, das ich angerichtet habe.“

„Für die Genugthuung übernehme ich die Sorge, Hermann, wenn Du nur ruhig und mit gutem Herzen das anhören willst, was Karoline Dir sagen wird, denn sie ist in der That ein braves verständiges Mädchen.“

„Laß mich eilen, Vater, ich vergehe vor Ungeduld. Heute also werde ich erfahren, was ich zu hoffen und zu fürchten habe.“

„Du kommst doch wieder, nicht wahr? Ich bin eben so neugierig als Du.“

„Ich denke bis morgen Abend bei Dir zu bleiben.“

„Gut denn, ich erwarte Dich.“

Er drückte seinem Sohne herzlich die Hand und rieth ihm noch einmal, ruhig und vernünftig zu Werke zu

gehn und den Worten des Mädchens volles Vertrauen zu schenken. Als Hermann dann das Kabinet verlassen hatte, rieb er sich mit triumphirendem Lächeln die Hände.

„Ha ha," jubelte er, „da habe ich ihn nun glücklich auf dem Wege zu Karoline Walters, meine Karten sind gut gemischt, ich bin nun wieder ganz beruhigt. Karoline wird ihm schon klar machen, daß er eine große Thorheit beginge, wollte er die Hand der Freiin von Overburg ausschlagen, und eine schändliche Undankbarkeit gegen seinen Vater nebenbei; ich habe ihr festes Versprechen und sie weiß ihr Wort wohl zu machen.

„Im Grunde hat der Junge doch ein gutes Herz und es schmerzt ihn tief, mich so zu betrüben. Er schwankte bereits sichtlich. — Gott sei Dank, allen Hindernissen zum Trotz werde ich endlich siegen."

Es klopfte. Der Diener trat ein und überreichte seinem Herrn eine Visitenkarte, die schon aus der Ferne einen feinen Wohlgeruch von sich strahlte.

„Welchen Besuch meldest Du mir denn da, Jakob?" fragte Steinvließ lächelnd, „es muß wenigstens eine Gräfin sein."

„Nein, ein alter Herr, der im Saal auf Antwort wartet."

„Der Marquis de la Chesmaie!" murmelte der Kaufmann, den Blick auf die zierlichen Schriftzüge heftend. „Der hätte nur noch ein paar Wochen in Monaco bleiben können! .... Er bringt mir jedenfalls seine Zustimmung. Was soll ich ihm antworten? Bah, er braucht nicht zu wissen, daß Hermann kopfscheu geworden war. — Geh, Jakob, und melde dem Herrn Marquis, daß ich im Augenblick kommen werde."

Als dann der Kaufmann in den Saal trat, sah er einen Greis von hoher Gestalt vor sich, der mindestens siebzig Jahre zählen mußte und dessen ausdrucksvolle, feingeschnittene Züge ihm ein ehrfurchtgebietendes Aussehn verliehn.

„Gehorsamster Diener, Herr Marquis," sagte Steinvließ mit einer tiefen Verbeugung. „Ich erwartete nur

Ihren Befehl, um mich zum Schlosse des Herrn Barons von Overburg zu begeben, doch da Sie mich mit Ihrem Besuche beehren, so seien Sie mir herzlich willkommen. Gestatten Sie mir, Ihnen die Hand zu drücken."

Gleichzeitig griff er nach der Hand des Edelmannes, der den Druck indessen gar nicht oder nur sehr kühl erwiderte.

Steinvließ fühlte sich unangenehm dadurch berührt, ohne selbst recht zu wissen warum; konnte er doch nicht erwarten, daß der Marquis, den er heute zum ersten Male sah, ihn gleich wie einen alten Freund behandeln würde. Diese Erwägung half ihm, seinen Aerger zu unterdrücken.

„Belieben Sie, Platz zu nehmen, Herr de la Chesmaie!" sagte er auf einen Sessel deutend. „Wir haben über eine, für uns Beide gleich wichtige Sache zu verhandeln. Da ich indessen bereit bin, jede Bedingung anzunehmen, welche Sie etwa an diese Heirath knüpfen werden, so dürften wir bald einig sein."

Der Marquis schüttelte langsam den Kopf.

„Sie bezweifeln das?" fragte der Kaufmann, der einen abschlägigen Bescheid zu fürchten anfing, „sollten Sie Bedenken hegen . . . ."

„Bevor ich diese Frage beantworte, gestatten Sie mir an Ihr gutes Herz und an Ihr Vatergefühl zu appelliren Herr Steinvließ," versetzte der Marquis. „Als mein Neffe, der Baron von Overburg durch einen unerwarteten Schicksalsschlag so hart betroffen wurde und nirgendwo Hülfe fand, seine gesellschaftliche Stellung, ja seine Ehre zu retten, haben Sie ihm großmüthig Ihre Casse geöffnet und bei dieser Gelegenheit um die Hand meines Pathenkindes Clemence für Ihren Herrn Sohn angehalten. Ohne Zweifel glaubten Sie dadurch das Glück der beiden jungen Leute zu sichern, doch haben Sie in Ihrer edeln Absicht sich vollkommen getäuscht. Ich werde mir erlauben, Sie hiervon zu überzeugen und zweifle keinen Augenblick, daß die Liebe zu Ihrem Sohn Sie veranlassen wird, von dieser Verbindung abzustehn."

„Hat mein Sohn etwa gesagt, daß er nur widerstre-

bend die Hand der jungen Dame annehmen würde?" fragte Steinvließ.

„Nein, keineswegs, ich gehe selbst von der Voraussetzung aus, daß er dringend wünscht, ihr Gatte zu werden. Aber der junge Mann ahnt nicht, welch' trauriges Loos seiner wartet, besonders wenn er wirklich eine aufrichtige Zuneigung zu meiner Nichte hegen sollte."

Unzufrieden und gekränkt durch die immer wahrscheinlicher werdende Abweisung antwortete Steinvließ mit schlecht verhohlenem Aerger:

„Ich verstehe, Herr Marquis; Sie beabsichtigen den Baron von seinen Verbindlichkeiten gegen mich zu befrein und was Sie mir sagen werden soll nur dazu dienen, diesen Hohn zu verblümen, aber ich lasse mich nicht so leicht an der Nase herumführen."

„Herr Steinvließ! Was denken Sie von mir?"

„Ich denke, daß Sie gekommen sind, das feierliche Ehrenwort des Barons zurückzunehmen, das wird Ihnen jedoch nicht gelingen; unser beiderseitig gegebenes Versprechen muß rfüllt werden, oder . . ."

„eBitte beruhigen Sie sich, verehrter Herr," unterbrach ihn der Marquis, „ehe Sie meine Aufrichtigkeit in Zweifel ziehn, hören Sie gütigst an was ich zu sagen habe; hernach mögen Sie dann selbst urtheilen ob meine Worte begründet sind oder nicht. Darf ich sprechen?"

„Bitte sehr, ich höre."

„Sie haben, nach allem was ich von Ihnen in Erfahrung gezogen, ein edles Herz, Herr Steinvließ, und werden daher mit Wissen und Willen niemals veranlassen, daß eine schuldlose Jungfrau zu ewigem Kummer, zur Verzweiflung und vielleicht selbst zum Tode verurtheilt wird."

„Reden Sie von Fräulein Clemence?"

„Allerdings; sie hat ein böses Fieber, weint Tag und Nacht und ist bleich und abgemagert; mit einem Worte sie vergeht vor Angst und Noth."

„Wirklich, Herr Marquis! Und der Gedanke, daß sie die Gemahlin meines Sohnes wird, sollte sie so angreifen?"

„So ist es, mein Herr."

„Nein so ist es nicht! Ihr Vater hat mir vor fünf oder sechs Tagen noch versichert, daß Fräulein Clemence mit großer Freude die Hand meines Sohnes annehmen wird.“

„Mein Neffe getraute sich nicht, Ihnen die Wahrheit zu sagen; sein Vaterherz blutet zwar bei dem Opfer seiner armen Tochter, doch fühlte er sich von der verhängnißvollen Lage beherrscht. Er fürchtete, Sie möchten ihm Ihre Hülfe entziehn und ihn so in den Abgrund zurückstürzen, aus dem Sie ihn großmüthig gerettet haben.“

„Ei! Und nun fürchtet er das nicht mehr?“

„Ich suchte die Hoffnung in ihm zu wecken, daß Sie aus Erbarmen mit der armen Clemence ihm sein Wort zurückgeben würden.“

„Daran thaten Sie Unrecht, Herr Marquis!“ rief der Kaufmann erzürnt aufspringend, denn er glaubte, daß man ihn zu betrügen suche. „Die Sache ist zu weit gediehn, ich stehe von dieser Heirath nicht ab. Wie, glauben Sie, ich ließe meinen Sohn so schmählich beleidigen? Wenn wir auch nicht von adliger Herkunft sind, so haben wir doch unsern Stolz und ein eben so feines Ehrgefühl wie Sie gegen Herabsetzung und Beleidigungen.“

„Das glaube ich gern, Herr Steinvließ,“ versetzte der Edelmann mit unverwüstlicher Ruhe, „aber ich glaube auch, daß Sie als Vater vor einer That zurückschrecken werden, die Ihrem Sohne nur Schmerz und andauerndes Unglück bringen kann.“

„Schwindel und nichts weiter!“ rief der Kaufmann; „mein Hermanu wird Fräulein Clemence glücklich machen und auch seinerseits glücklich sein, mit ihr.“

„Das nenne ich eine traurige Verblendung,“ erwiderte der Marquis mit einem Seufzer. „Wie kann sie glücklich sein mit dem, den sie als die Ursache ihrer Leiden und ihres frühen Todes betrachten muß?“

Wieder sprang Steinvließ von seinem Stuhle auf, er vermochte seinen Unmuth nicht länger zu beherrschen und sagte beinah barsch:

„Ich muß Sie darauf aufmerksam machen Herr Marquis, daß unsere Unterredung in dieser Weise nicht länger

fortgesetzt werden kann. Spielen wir mit offnen Karten: Sie wollen Ihre Zustimmung verweigern, doch scheinen Sie zu vergessen, daß die fragliche Heirath die Grundbedingung des bedeutenden Anleihens ist, daß Ihr Herr Neffe bei mir gemacht hat. Was sind Ihre desfalsigen Absichten?"

„Ich bin bereit, meine Güter als Bürgschaft für Ihre Schuldforderung zu stellen und Ihnen gute Zinsen zu geben."

„Das genügt mir nicht, Herr Marquis."

„Wenn es selbst sechs Procent wären."

„Halten Sie mich für einen Wucherer? So fasse ich die Sache nicht auf. Wenn Sie wirklich Ihre Einwilligung zu der Heirath meines Sohnes abschlagen, so verlange ich das ganze geliehene Kapital von zweimalhundert und fünfzigtausend Franken sofort zurück."

„Ich hoffe Sie werden einige Rücksicht nehmen, Herr Steinvließ," sagte der Marquis gelassen. „Ohne große Schwierigkeiten und Opfer ist eine solche Summe nicht wohl plötzlich zu beschaffen. Ich möchte unter der Hand und ohne Aufsehn zu erregen einige meiner Güter verkaufen und wartete gern eine günstige Gelegenheit ab. In drei oder vier Raten denke ich die Schuld meines Neffen zu tilgen."

„Rücksicht nehmen!" wiederholte Steinvließ entrüstet, „wer nimmt denn Rücksicht auf mich? Entweder oder heißt es hier, Herr Marquis, entweder Sie geben Ihre Zustimmung zu der Vermählung meines Sohnes mit Fräulein Clemence, oder ich betreibe die sofortige Rückzahlung der zweimalhundert fünfzigtausend Franken."

Der alte Herr ließ den Kopf auf die Brust sinken und schien ernstlich mit sich zu Rathe zu gehn. Steinvließ athmete auf, er glaubte sein letztes Argument habe den Andern zur Besinnung gebracht und er würde schließlich doch ihm den Willen thun.

Wie aus einem Traume erwachend richtete der Marquis sich endlich auf. Seine Augen hatten einen feuchten Schimmer.

„Was Sie von mir verlangen ist unmöglich," sagte

er. „Haben Sie doch Mitleiden mit der armen Clemence, sie würde sterben vor Kummer.“

„Sterben! So leicht stirbt sich nicht,“ sagte Steinvließ spottend. „Wenn die junge Dame auch zufällig krank jetzt ist und ein Fieber hat. — Das wird schon wieder vorübergehn.“

„Für uns zeigen Sie wenig Mitgefühl, sei es drum, aber Ihren Sohn sollten Sie doch nicht schonungslos einem trostlosen Schicksal weihn.“

„Meinen Sohn? Bitte kümmern Sie sich nicht um ihn, Herr Marquis.“

„Und auch mit sich selbst haben Sie kein Erbarmen?“

„Mit mir selbst? Ich verstehe Sie nicht, geruhen Sie, sich deutlicher auszudrücken.“

„Wohlan: Fühlen Sie denn nicht, Herr Steinvließ, daß die von Ihnen so eifrig betriebene Heirath Sie beide Vater und Sohn, in eine ganz unerträgliche Lage bringen würde? Denken Sie doch nicht, daß Sie dadurch steigen in der Welt, daß Ihr Blut edler wird, weil Sie mit Geld die Hand einer Tochter aus adligem Geschlechte kaufen! Das arme Opfer würde ihre unmenschlichen Henker bis zu ihrem letzten Seufzer bei Gott anklagen, und wir, die Sprossen des alten Stammes, wir würden Sie hassen und verachten.“

„Uns verachten! Habe ich recht gehört?“

„Ja, denn wir sähen in Ihnen ein ewiges Denkzeichen unserer Erniedrigung und Schande.“

So empört war der Kaufmann ob dieser demüthigenden Auseinandersetzung, daß er dem Andern wüthende Blicke zuwarf und bereit schien, ihm mit geballten Fäusten zu Leibe zu gehn. Des alten Herrn hoheitvolle, ruhige Haltung aber hielt ihn in Schranken.

„Sind Sie denn rein toll vor Hochmuth?“ polterte er. „Mir ins Gesicht zu sagen, daß man uns hassen und verachten würde, weil wir Bürger sind, weil wir von Kindsbeinen auf gearbeitet und unser Theil an der allgemeinen Last getragen haben! Nicht wahr, Herr Marquis, das ist doch wohl der einzige Grund Ihrer Verachtung!“

„Nein, das nicht,“ versetzte der Edelmann mit Würde.

„Alle redlichen Menschen haben uns gegenüber das gleiche Anrecht auf Achtung, wir schließen davon nur diejenigen aus, die durch Geld oder listige Umtriebe sich in unsere Reihen drängen wollen und deren Mangel an Ehrgefühl so groß ist, daß sie bei uns um nachsichtige Blicke betteln, in der eitlen Hoffnung, sich selbst und Andere dadurch vergessen zu machen, wo ihre Wiege gestanden hat. — Auf welcher Seite ist da der tolle Hochmuth?"

„Genug, genug!" schrie der Kaufmann, zitternd vor Wuth. „Verlassen Sie augenblicklich mein Haus, Herr Marquis, denn ich fürchte mich nicht länger beherrschen zu können. Gleich morgen werde ich die nöthigen Aufträge zur gerichtlichen Eintreibung der zweimalhundertfünfzigtausend Franken geben .... das heißt, wenn Sie sich nicht vielleicht noch anders besinnen. Ich gebe Ihnen Bedenkzeit bis zehn Uhr."

„Das ist vollständig überflüssig, mein Herr," antwortete der Marquis mit ruhigem Lächeln. „Anfangs war mir der Gedanke unbequem, mein Vermögen so erheblich angreifen zu müssen, ich hoffte noch auf Ihr Entgegenkommen. Wie aber jetzt die Sachen stehn, ziehe ich es vor, einen Theil meines Grundbesitzes sofort zu veräußern, meiner armen Clemence zu Liebe. Ich erkläre Ihnen also, Herr Steinvließ, daß Sie vor Ablauf von vier Tagen Ihr Eigenthum, Kapital und Zinsen, zurückerhalten werden und halte mich kraft dieser Erklärung für befugt, Ihren mit meinem Neffen geschlossenen Vertrag hiermit aufzuheben."

Der Kaufmann stand wie vom Blitz gerührt. Hatte der Baron ihm nicht wiederholt versichert, sein Oheim sei ein hartherziger Geizhals, der noch keine tausend Franken zu seiner Rettung hergeben würde.

„Sie, Herr Marquis," murmelte er verlegen, und die Röthe der Scham färbte seine Stirn, „Sie wollten innerhalb vier Tagen die ganze Summe bezahlen?"

„Wundert Sie das?" versetzte der alte Herr lächelnd. „Ich bin auch nicht mittellos und weiß, wo ich das nöthige Geld erheben kann."

„Meinem armen Sohn bleibt also keine Hoffnung mehr?" seufzte der Kaufmann entmuthigt.

„Nehmen Sie doch Vernunft an,“ mein guter Herr Steinvließ,“ sagte der Edelmann in einem Tone des Mitleids, der dem Andern wie ein Dolch in das Herz drang. „Glauben Sir mir, solche Mißheirathen sind immer ein Unglück, für die sowohl, welche dadurch empor zu kommen meinen, wie für jene, welche hinuntersteigen. Sie werden das später selbst einsehn und mir dann aufrichtig dankbar sein, denn ich hüte nicht allein Clemence vor einem traurigen Loose, sondern erweise zugleich Ihnen und Ihrem Sohne eine unschätzbare Wohlthat .... Und nun lassen Sie uns scheiden ohne Mißmuth und Hader. Ich empfehle mich Ihnen.“

Mit diesen Worten schritt der Marquis de la Chesmaie zum Saal hinaus.

Der Kaufmann war so außer Fassung vor Aerger und Scham, daß er nicht einmal daran dachte zu schellen und den Edelmann zur Hausthür begleiten zu lassen.

Er schlug sich mit der geballten Faust gegen die Stirn und sank in den nächststehenden Sessel, wo er lange sitzen blieb, eine Beute der heftigsten innern Bewegung.

Plötzlich sprang er auf, riß heftig an der Klingelschnur und murmelte mit heiserer Kehle:

„Ja, ja, das soll meine Rache sein!“

Und zu dem herbei eilenden Diener gewendet fügte er hinzu:

„Laß sogleich den Landauer anspannen, Jakob, so rasch als möglich; in fünf Minuten muß er vor dem Hause stehn.“

Der Diener entfernte sich, um den Befehl seines Herrn zu vollziehn.

Steinvließ maß den Saal mit großen Schritten; er redete laut mit sich selbst, stampfte mit dem Fuß auf den Parquetboden und lachte mitunter krampfhaft auf. Wer ihn in diesem Zustande überrascht hätte würde geglaubt haben, einen Wahnsinnigen vor sich zu sehn.

XV.

Am Morgen desselben Tages saß Mutter Anna am Ofen in ihrer Wohnstube, beschäftigt Gemüse zu lesen für das Mittagsmahl.

Hin und wieder blickte sie besorgt zum Fenster hinaus. Der Regen schlug rasselnd gegen die Scheiben und die gute Frau seufzte bei der Erwägung, daß es heute unmöglich sein würde, die so nothwendige Gartenarbeit fortzusetzen.

Jetzt wurde ihre Aufmerksamkeit durch ein Geräusch im Stalle abgelenkt. Sie horchte auf, und murmelte dann leise vor sich hin:

„Arme Lina! Sie singt jetzt niemals mehr, ist so still, daß man kaum weiß, wo sie sich aufhält. Das Herz ist ihr schwer, wenn sie es auch vor uns zu verbergen sucht.

„Ja, ja, mir thut es auch leid, daß Herr Hermann, um nicht heirathen zu müssen, in ein fremdes Land geflohen ist und seinen Vater dadurch so sehr betrübt hat, doch wir sind nicht Schuld daran. Dächten wir nur an unser eigenes Wohl, so müßten wir uns im Gegentheil darüber freuen, denn nun kommt er sicher nicht mehr her und die Leute werden dann doch endlich einsehn, daß sie uns verleumdet haben."

Lina trat eben jetzt in die Stube und blieb einen Augenblick sinnend stehn. Ihre Mutter sah sie mitleidig von der Seite an und schüttelte dann betrübt den Kopf.

Mit müdem Schritt wandte sich das Mädchen einer Ecke des Zimmers zu, nahm ihr Spitzenkissen und setzte sich dann, noch immer schweigend, an die andere Seite des Ofens.

„Bist Du denn heute wieder gar so traurig, Kind?“ fragte die Wittwe.

„Das böse Wetter hat mich aus dem Gemüsegarten vertrieben,“ lautete die Antwort.

„Nein, das ist es nicht, was Dich drückt: Du denkst beständig an Herrn Hermann.“

„Das kann ich nicht leugnen, Mutter.“

„Es ist aber sehr unverständig, Mitleid haben mit denen die unglücklich sind, ist gewiß sehr lobenswerth, doch darf es nicht so weit gehn, daß man sich selbst krank dadurch macht.“

„Aber ich bin nicht krank und denke auch nicht krank zu werden,“ antwortete das Mädchen mit einem Lächeln, das eher Schmerz als Frohsinn verrieth.

„Du hast dem Großvater doch so fest versprochen, Dir die traurigen Gedanken aus dem Sinn schlagen zu wollen,“ begann die Mutter wieder.

„Gewiß Mutter, wenn man nur immer könnte wie man möchte; die Gedanken kommen oft gegen den eignen Willen.“

„Da Herr Hermann nun doch in die Fremde gezogen ist, sehn wir ihn wahrscheinlich niemals wieder und Du thust am besten, ihn ganz zu vergessen.“

„Mutter, das ist unmöglich, sein Bild umschwebt mich wachend und träumend. Heute Nacht noch sah ich ihn, wie er, die Augen voll Thränen, mich bat, Mitleid zu haben mit seinem harten Schicksal.“

„Du bist ein thörichtes Kind, Lina; übrigens muß man von Träumen immer das Gegentheil glauben, und danach haben wir also Grund anzunehmen, daß Hermann nicht so unglücklich ist als Du denkst.“

„Nicht so unglücklich? O doch, doch! Sein Vater hat eine Braut für ihn ausgesucht, eine reiche, vornehme Dame. Der gute Herr Steinvließ — denn er ist von Herzen gut, das kannst Du mir glauben — freut sich unsäglich über die glänzende Verbindung und sieht in ihr den Lohn der Arbeit seines ganzen Lebens.

„Herr Hermann aber, der einen unbegreiflichen Wider=

willen gegen die Ehe zu haben scheint, geht auf und davon und läßt seinen armen Vater allein.

„Ach, er hat es gewiß in einem Augenblick der Geistesverwirrung gethan, aber wie dem auch sei, glaubst Du, Mutter, daß ein Mensch nach einem solchen Schritt noch Ruhe finden kann? Das Bewußtsein, seinen alten Vater unglücklich gemacht zu haben, wird wie ein Wurm an seinem Herzen nagen. Und dann wundert Ihr Euch noch, daß ich Mitleiden mit ihm habe!"

„Es liegt wohl etwas Wahres in Deinen Worten Lina, aber Du übertreibst."

„Ach Mutter, wie kannst Du das sagen! Stelle Dir doch einmal vor, der Großvater hätte beschlossen, mich mit einem braven, achtbaren Mann zu verheirathen und ich liefe fort von Euch, weil ich ihn nicht möchte, wäre das nicht eine himmelschreiende Undankbarkeit? Und würde ich nicht selbst vergehn vor Reue und Schmerz?"

„Gewiß, Kind, gewiß, aber das ist etwas Anderes. Jedenfalls — wir können nichts daran ändern."

„O das könnte ich wohl, Mutter, wenn ich nur noch einmal mit ihm sprechen dürfte."

„Ja, daran ist nun nicht zu denken. Wer weiß, vielleicht ist er schon hundert Meilen von hier."

„Sein Vater meinte aber, daß er bald zurückkehren würde."

„Nun, es kann ja sein, doch Du scheinst zu vergessen, daß der Großvater uns streng verboten hat, je wieder mit Herrn Hermann zu sprechen. Müßtest Du also nicht, falls er erschiene, sofort seine Gegenwart fliehn? Die Verleumder schlafen nicht, sie bewachen uns unaufhörlich."

„Was frage ich nach den Verleumdern?"

„Aber der Verdruß, der Kummer Deines Großvaters?"

„Freilich!" seufzte Lina, und setzte dann muthiger hinzu:

„Komm, Mutter, lassen wir diese trüben Dinge ruhn. Der Regen hat aufgehört, ich will nur wieder an die Arbeit gehn."

Damit schob sie ihr Spitzenkissen auf die Seite, deckte ein Tuch darüber und verließ das Zimmer.

Die Wittwe fuhr indessen still in ihrer Beschäftigung fort. Sie setzte einen eisernen Topf auf den Ofen, füllte ihn zur Hälfte mit Wasser und fing dann an, Kartoffeln zu schälen. Doch plötzlich stieß sie einen Schrei ängstlicher Ueberraschung aus. Sie traute ihren Augen nicht, o Gott, das war ja Hermann Steinvließ, der in der offnen Hausthür stand.

Sein Gesicht war auffallend bleich, seine Lippen bebten, während er suchend in der Stube umhersah.

Frau Anna sprang auf und schloß eilig die Hinterthür; dann kehrte sie zu dem jungen Mann zurück und sagte mit gedämpfter Stimme:

„O Herr Steinvließ, was wollen Sie hier? Bitte, gehn Sie sogleich wieder, damit die Lästerzungen nicht von neuem über uns herfallen."

„Ich will Lina sehn," antwortete er bestimmt.

„Das leidet der Großvater nicht; wüßte sie, daß Sie gekommen sind, sie würde fliehn oder sich verstecken, wo Sie sie nimmer fänden."

„Dennoch muß ich sie sprechen. Wo ist sie? Im Garten?"

Er wandte sich der Gartenthür zu, die erschreckte Wittwe aber stellte sich ihm in den Weg und bat mit gefalteten Händen:

„O um der Liebe Gottes willen, gehn Sie von hier! Man hat sie gewiß beobachtet und in unser Haus treten sehn; was werden die Leute im Dorf sich wieder zu erzählen haben!"

„Das gilt mir gleich! versetzte er mit Nachdruck, ich reise morgen nach Amerika."

„Ist's möglich! Nach Amerika! Und schon morgen?"

„Ja, aber nicht, ohne Lina vorher gesehn zu haben. Was ich ihr sagen muß, entscheidet über mein ganzes Leben. — Sein Sie gütig gegen mich, Mutter Anna, vielleicht zum letzten Mal: rufen Sie mir Lina aus dem Garten."

„Ich darf nicht", sagte die Wittwe seufzend, doch schon ging die Thür auf und Lina trat ein, ein seliges Lächeln in den Zügen.

„Guten Tag Herr Steinvließ"; ich habe Sie erwartet, sagte sie.

„Mich erwartet? O haben Sie Dank für dieses Wort", rief er leidenschaftlich. „Die Verzweiflung zerriß mir das Herz, Ihre Stimme gibt mir wieder Muth und Hoffnung. — Hören Sie mich an Lina, und auch Sie, Frau Walters . . . ."

„Es geht nicht!" rief Mutter Anna ängstlich. „Sie müssen fort, Herr Steinvließ. — Denke an den Großvater, Lina, geh hinauf!"

„Nein Mutter, laß doch Herrn Hermann erst sprechen, er kommt uns mitzutheilen, daß er sein Vaterland nicht verlassen, sondern sich mit der Freiin von Overburg vermählen will."

„Unsinn! Thorheit!" rief der junge Mann; „ich Clemence zur Frau nehmen? Nun und nimmermehr! Eher sterben!"

Beide Frauen sahen ihn erschrocken an; sie dachten wohl auch, es müsse in seinem Gehirn nicht ganz richtig sein.

„Die Ungeduld, über mein Schicksal ins Klare zu kommen, erhitzt mir das Blut," fuhr er fort, „zu Umwegen fehlt mir die Zeit und darum frei heraus mit der Sprache. — Lina, als Kinder haben wir zusammen gespielt, wir waren unzertrennliche Freunde. Ja, ich habe Sie mit eigner Lebensgefahr vom Tode gerettet. Was verlieh mir schwachem unerfahrenem Knaben den Muth und die Kraft zu solcher That? O schon damals hatte Gott in meine Seele den Keim gelegt, der nach einer Trennung von sechzehn Jahren zu einem unwiderstehlichen Gefühl sich entfalten sollte . . . . ."

„Ich sah Sie wieder, Lina, und was Niemanden möglich geschienen hätte, wurde Ihnen leicht: von der Bahn des Lasters zogen Sie mich zurück, Sie versöhnten mich mit meinem Gewissen. Meine glückliche Jugendzeit, das Bild meiner Mutter tritt mir vor die Seele, so oft ich Ihrer gedenke; Ihre reine Herzensgüte, Ihre engelgleiche Unschuld, der Wille des Himmels, alles dieses drängt mir die Ueberzeugung auf, daß für mich kein Glück auf Erden zu hoffen ist als an Ihrer Seite."

Lina war auf einen Stuhl gesunken ihrer Sinne kaum mächtig; sie kämpfte mit den Thränen die aus ihren Augen hervorbrechen wollten. Frau Anna, durch die Leidenschaft des jungen Mannes wie gebannt, starrte bestürzt in seine erregten Züge. Eine Einwendung zu machen wäre nicht möglich gewesen, denn schon fuhr Hermann fort:

„Und da kommt man nun und sagt ich soll Clemence von Overburg heirathen, eine Dame, die ich kaum kenne, die, ganz anders geartet, von ganz anderem Blute ist als ich. Ein Verbrechen wäre es, wenn ich schwach und feige genug wäre, darin zu willigen, ein Verbrechen, zwei Seelen aus einander reißen zu lassen, die Gott für einander bestimmt hat. Nein nein, Sie, Lina, gehören mir an, Sie müssen mein werden, oder ich will einsam den Weg durch das Leben gehn."

„Aber um Gottes willen Herr Steinvließ, was fällt Ihnen denn eigentlich ein?" ermannte sich endlich die Wittwe zu sagen. „Nehmen Sie sich doch zusammen, ich glaube Sie haben den Verstand verloren."

„O Hermann, denken Sie an Ihren Vater," fügte das Mädchen bei, die feuchten Augen zu ihm erhebend.

„Den Verstand habe ich verloren?" wiederholte der Jüngling. „Zu verwundern wäre das freilich nicht, doch ich will mich zu fassen suchen und Ihnen sagen, warum ich hergekommen bin. Mein Vater, durch seine übertriebene Zärtlichkeit irre geleitet bleibt unerbittlich und versucht, mich zu der Vermählung mit Clemence zu zwingen, aber es gelingt ihm nicht. Morgen reise ich ab nach Amerika, und dann noch dreihundert Stunden weiter in das Innere dieses Welttheils. Dort will ich durch eigne Arbeit so viel Geld zu verdienen suchen, daß ich, von allem Zwange frei, der Erwählten meines Herzens eine bescheidene Existenz bieten kann. Einige Jahre werden darüber vergehn und so lange bleibe ich dem Vaterlande fern; dann aber kehre ich zurück und frage Sie, Lina, ob Sie mir mit Ihrer Hand das Glück des Lebens schenken wollen . . . .

Schon jetzt stellten seine Augen mit flehendem Ausdruck diese Frage, doch als Lina beharrlich schwieg fuhr er fort:

„Sie kennen nun meine Absicht; als ich sie vorhin mei-

nem Vater auseinandersetzte, suchte dieser meinen Muth zu vernichten durch die Versicherung: Lina liebt Dich nicht und wird Deine Rückkehr nicht erwarten. Wenn das wahr ist, so bleibt mir nichts übrig, als das Haupt zu beugen unter der Last meines Elendes und einer hoffnungslosen Zukunft entgegen zu gehn . . . .

„Was muß ich glauben, Lina? Sprechen Sie mein Urtheil aus, oder befreien Sie mich von dieser entsetzlichen Verzweiflung. Ist es wahr? Lieben Sie mich nicht?"

Lina sah ihn an mit einem Blick voll unendlichen Mitleids, ließ aber seine Frage unbeantwortet.

„Sie schweigen, Ihre Lippen scheuen zurück vor dem Bekenntniß," begann er wieder, „doch wissen Sie, was mein Vater ferner gesagt hat? Daß Sie während meiner Abwesenheit einem Andern Ihre Hand geben würden. Eine solche Befürchtung will ich nicht mitnehmen auf die weite Reise. Wie, während ich dort im Westen wie ein Sclave arbeite, immer nur von dem einen Hoffnungsstern geleitet, sollte hier mein Lebensglück für alle Zeiten vernichtet werden? Ich bitte Sie, Lina, sagen Sie, daß Sie warten wollen."

Mutter Anna trocknete sich mit ihrer Schürze die Thränen von den Wangen, auch Lina war tief bewegt, doch behielt sie Fassung und Kraft genug zu erkennen, was die Pflicht von ihr verlangte und was sie dem alten Herrn Steinvließ versprochen hatte.

Sie stand jetzt auf und sagte mit einer Stimme, die zwar ihre innere Rührung, zugleich aber Ruhe und Festigkeit verrieth:

„Sie haben mir Ihr Herz geöffnet, Hermann, lesen Sie nun auch in dem meinen. Ihre große Liebe zu mir erfüllt mich mit so innigem Dank, daß ich Ihnen die Hände dafür küssen möchte. Sie fragen, ob ich Ihnen angehören will. Wäre ich ein Mädchen aus Ihrem Stande und dürfte ich auf den Segen Ihres Vaters hoffen, ja dann wollte ich warten, sollten es auch zwanzig Jahre sein, die Hälfte meines Lebens wollte ich freudig hingeben, um eine so große Gnade des Himmels zu verdienen . . . .

„Lina, Lina! Unglückliches Kind!" rief die Mutter erschreckt, und:

„O, das ist mir genug!“ jubelte Hermann.

„Nein Sie irren, das ist nicht genug!“ widerredete Lina fest. „Ich will den Sohn nicht von seinem Vater trennen, will Sie und mich nicht ins Unglück stürzen.“

„Mein Vater wird endlich nachgeben, sich mit unserer Ehe aussöhnen, Lina.“

„Hoffen Sie das nicht. Was würde ich ihm sein? Die Ursache Ihres Ungehorsams, eine Feindin, welche ihm die Liebe seines einzigen Kindes geraubt hätte. Mit dem Bewußtsein könnte ich nicht leben, Hermann.“

„Es war also Wahrheit, schreckliche Wahrheit,“ klagte der junge Mann. „Nicht das kleinste Opfer wollen Sie für mich bringen. Lina, Lina, nein Sie lieben mich nicht.“

„Gott im Himmel weiß, was ich Ihm seit Ihrem letzten Hiersein so oft bekannt habe.“

„Nun warum denn . . . .

„Aber gerade die Liebe legt mir die Pflicht auf, Sie mit Ihrem Vater zu versöhnen.“

„Und das Mittel dazu?“

„Ist die Heirath mit der Freiin von Overburg.“

„Sie wissen nicht, was Sie sagen, Lina.“

„Ich weiß es nur zu gut.“

„Sie zerreißen mir das Herz.“

„Ihr Gram wird sich allmählich besänftigen; Feindschaft zwischen Ihnen und Ihrem Vater wäre ein endloses Unglück.“

„Also Sie wollen nicht meine Gattin werden?“

„Ohne die Zustimmung Ihres Vaters? Nein, ganz gewiß nicht . . . . Und nnn hören Sie mir einmal ruhig zu, Hermann, ich werde Sie überzeugen, daß Sie nichts thun können, als sich dem Willen Ihres Vaters fügen.“

Wie vernichtet von diesem Ausspruch sank Hermann auf einen Stuhl und verbarg das Gesicht in beiden Händen, indeß Lina fort fuhr ihm sanft zuzureden und ihn zur Unterwerfung zu mahnen. Sie sprach von dem arbeitsamen Leben des Kaufmanns, von seiner Güte, von seiner Liebe zu dem einzigen Sohne, von seinem Kummer. Als Hermann immer noch schwieg ging sie in ihrem Eifer selbst so weit, daß sie neben ihm niederkniete und ausrief:

„Hermann, bester Hermann, erhören Sie meine Bitte! Geben Sie mir diesen letzten Beweis Ihrer edelmüthigen Freundschaft: werden Sie der Gemahl von Clemence von Overburg!"

Der junge Mann sprang auf, bleich wie der Tod und ein bitteres Lachen auf den verzogenen Lippen.

„Sie wollen es also? Gut, dann mag mein schreckliches Loos sich erfüllen! rief er aus. „Ich heirathe Clemence, ... in der Hoffnung, daß der blutige Dolch, den Sie, Lina, mir ins Herz stoßen, dieses Band bald zerschneiden wird. — Leben Sie wohl auf ewig!"

Und ohne die bangen Ausrufe der Frauen zu beachten, eilte er der Thür zu, die er jedoch noch nicht erreicht hatte, als er stehn blieb und bestürzt murmelte:

„O Gott mein Vater!"

Aus einem Wagen, der vor dem Häuschen hielt, stiegen zwei Männer, Herr Steinvließ und Johann Walters. Der Kaufmann war es, der zuerst eintrat.

„Du willst fort?" fragte er seinen Sohn; „bitte, bleib noch einen Augenblick."

Dann näherte er sich der zitternden Lina und reichte ihr gütig die Hand.

„Karoline, Du hast mir zwar gesagt, daß Du meinen Hermann nicht liebst, ich möchte aber doch wohl das Gegentheil glauben und hoffe sogar, daß Du auch für den alten Steinvließ ein Plätzchen in Deinem Herzen übrig hast. Willst Du versuchen, ihn als Deinen Vater zu lieben?

„Ach ja, ich thue es jetzt schon, so recht aus ganzer Seele", stammelte sie gerührt.

„Wohlan denn, Hermann und Karoline, hört was ich Euch zu sagen habe: Da steht der Meister Zimmermann Johann Walters, er gibt seine Einwilligung zu Eurer Verlobung und ich gebe die meine. — Komm her, Du mein eigensinniger, aber braver Junge, und gib Deiner Karoline die Hand; binnem Kurzen sollt Ihr Eure Hochzeit feiern."

Mit einem lauten Freudenschrei sprang Hermann vor und schloß den Vater und die Braut gleichzeitig in die Arme, während Johann Walters und Mutter Anna, bittend und dankend zugleich, die Augen zum Himmel erhoben.

Aschendorff'sche Buchdruckerei.

Sammlung ausgewählter Schriften

von

Heinrich Conscience.

Aus dem Vlämischen.

Fünfundsiebenzigstes Bändchen:

Ein Duell und seine Folgen.

Die blinde Rosa.

Münster, 1884.

Verlag der Aschendorff'schen Buchhandlung.

Sammlung

ausgewählter Schriften

von

Heinrich Conscience.

Aus dem Vlämischen.

Fünfundsiebenzigstes Bändchen.

Münster, 1884.

Verlag der Aschendorff'schen Buchhandlung.

Ein
Duell und seine Folgen

von

Heinrich Conscience.

Münster, 1884.

Verlag der Aschendorff'schen Buchhandlung.

I.

Es konnte ungefähr zehn Uhr Morgens sein. Die Sommersonne brannte heiß, kein Windhauch bewegte das Laub der Bäume, die Luft war drückend schwer. Trotz der frühen Stunde mußte es auffallen, daß die schöne Promenade mit ihren schattigen Bäumen und grünen Rasenplätzen gänzlich vereinsamt lag; so weit das Auge reichte gewahrte man, außer fünf oder sechs Kindern, nur einen einzigen Spaziergänger.

Ein Cavallerieofficier war es, der, einen offnen Brief in der Hand, langsam durch die Allee schritt. Von Zeit zu Zeit warf er einen Blick in das Schreiben, sah eine Weile hinein und richtete dann den Kopf wieder auf, mit allen Kennzeichen einer großen inneren Freude.

Da er allein war, lag ihm nicht daran, diese Kennzeichen zu unterdrücken. Er lachte, sprach vor sich hin und verrieth durch jede Bewegung, daß Empfindungen des Glücks und der Hoffnung ihn beseelten.

Er stand noch in jugendlichem Alter, mochte höchstens fünf- oder sechsundzwanzig Jahre zählen, wiewohl die glänzend schwarzen Augen unter den dichten Braunen und der Ausdruck der Entschiedenheit und des festen Willens in seinen regelmäßigen Zügen ihm ein älteres Aussehn gaben. Jedenfalls war er ein schöner stattlicher Mann, der nach seinem ganzen Aeußern zu schließen, mit einem gefühlvollen Herzen und männlichen Charakter begabt war.

Nachdem er noch einmal den Brief durchgelesen hatte, schob er ihn in die Tasche und ging sinnend seines Weges.

Eine kleine Strecke weiter, da wo der Wall einen Winkel bildete, sah er in einiger Entfernung Jemand lesend auf einer Bank sitzen.

„Sieh da, mein Freund Daniel Lecourt, der Doktor," murmelte er erfreut. Er beschleunigte seinen Schritt, näherte sich der Bank und klopfte dem Lesenden auf die Schulter, mit den Worten:

„Guten Morgen Daniel! Wie froh bin ich, Dich hier zu finden. Seit längerer Zeit schon habe ich Dich nicht gesehn."

Ueberrascht ob dieser plötzlichen Störung sprang der Andere auf, sagte aber, alsbald den Officier erkennend:

„Du bist es, Eduard? Woher des Weges? Und wie geht es Dir?"

„Nun, ich kann nicht klagen. Aber wie kommst Du hierher, mit einem Buch auf den Knieen, das wenigstens seine sechs Pfund wiegt! Dies ist doch ein sonderbares Studierzimmer."

„Der Garten des Lazareths reicht hier bis an die Promenade. Wenn der Dienst und die Versorgung der Kranken mir ein wenig freie Zeit lassen, so schöpfe ich hier frische Luft, denn da drinnen ist es furchtbar heiß. Was aber das Buch angeht, so muß ein junger Arzt jeden Augenblick zum Studieren benutzen, denn nicht allein die Erfahrung der alten, sondern auch die Wissenschaft der neuen Zeit liegt ihm zu ergründen ob . . . Du lächelst so vergnügt heut Morgen, wenn ich nicht irre, ist Dir etwas Erfreuliches passirt."

„In der That, da könntest Du Recht haben. Ich erhielt Nachrichten aus der Heimath. Meine Mutter ist munter und wohlauf, ebenso Dein Vater, Daniel. Die Krankheit unter den Kühen, welche dort zu Lande herrscht, gibt ihm viel zu thun. Deine Schwester Clotilde heirathet demnächst einen reichen Viehhändler aus Dirant, es wird eine große Hochzeit gefeiert. Das sind doch lauter gute Nachrichten, nicht wahr?"

„Freilich, aber ich wußte sie längst, hatte noch am Sonntag einen langen Brief von meinem Vater, gleichwohl

danke ich Dir von Herzen für Deine Theilnahme. Uebermorgen gehe ich für vier Tage auf Urlaub nach Haus, um der Hochzeit Clotildens beizuwohnen."

„Und bist noch immer der alte Philosoph, Daniel?"

„Nach wie vor, Eduard."

Der Lieutenant sah auf die Uhr und setzte sich dann neben seinem Freunde auf die Bank.

„Es ist so kühl und angenehm hier," sagte er. „Wenn ich Dich nicht störe, so bleibe ich ein Weilchen."

„Du mich stören? Du spottest wohl."

„Gut so laß uns plaudern."

„Gewiß Eduard; ich habe auch Dir etwas zu erzählen doch das ist weniger angenehm."

Die Hand des jungen Militärarztes ergreifend, rief der Lieutenant:

„Ist es denn nicht ein Glück zu wissen, daß die Lieben in der Heimath gesund und heiter sind? Ich fürchtete immer, meine gute Mutter würde das einsame Leben nicht ertragen, aber Gott sei tausendmal Dank, bis jetzt scheint sie sich ganz wohl dabei zu befinden."

Der junge Arzt beobachtete lächelnd die Erregung, mit welcher Eduard sprach, kam aber dann auf seine vorhergegangene Bemerkung zurück.

„Ich stimme Dir zu," sagte er, „wir beiden dürfen für den Augenblick nicht klagen, nicht alle unsere Freunde sind in derselben glücklichen Lage. Gestern noch wurde mir fast das Herz gebrochen vor Mitleid und Entrüstung über das Schicksal, das Viktor Steins getroffen."

„Viktor Steins aus Laroche?"

„Ja, den Lieutenant im vierten Infanterieregiment."

„Und was ist ihm denn so Uebles widerfahren?"

„Er ist das Opfer der entsetzlichsten Thorheit geworden, die sich aus der Zeit der Barbaren in die unsere verpflanzt hat."

„Was willst Du damit sagen?"

„Die Sache verhielt sich folgendermaßen: Unser Landsmann ist einer der besten Menschen die ich kenne, er hat, wie man zu sagen pflegt, ein goldenes Herz. Unter den Officieren seines Regiments fand er einen Freund,

einen jungen Lütticher, der eben so gut und brav ist wie er selbst.

„Ich war mit Beiden längere Zeit zu Namen in Garnison; sie lebten aus einer gemeinschaftlichen Kasse, waren überhaupt unzertrennlich, man konnte sie ein Bild der wahren aufrichtigen Freundschaft nennen. Gegenwärtig stehn sie hier, und bis gestern war nichts geschehn, das ihre gegenseitige Zuneigung beeinträchtigt hätte. Da aber ist, wie es so häufig zu geschehn pflegt, eine Frau zwischen sie getreten und in einem Augenblick der Uebereilung, der verletzten Eitelkeit vielleicht, hat der Lütticher seinem Freunde jenes verhängnißvolle Wort zugerufen, welches das Leben Tausender gekostet hat. Verstehst Du, Eduard?"

„O Gott, das Wort Feigling?"

„Ja, das Wort Feigling, dieses verhängnißvolle Wort, das es uns zur Pflicht macht, das Blut unserer besten Freunde zu vergießen."

„Und sie haben sich geschlagen?"

„Natürlich, obgleich beide eine Stunde nach dem Wortstreit einander umarmt und der Lütticher mit bitterem Schmerz seine Uebereilung bereut hatte."

„Aber wenn sie sich versöhnten, wenn der Lütticher sein Unrecht einsah und um Verzeihung bat, wie brauchten sie dann sich zu duelliren?"

„Das ist ja gerade das Uebermaß der Grausamkeit und Thorheit. Der Streit hatte im Beisein Anderer stattgefunden und die Cameraden der Beiden erklärt, die Ehre des Regiments könne nur durch Blut reingewaschen werden, man hat die Freunde zum Duell gezwungen. Unser Landsmann trug einen tiefen Säbelhieb am Oberarm davon, der ihn für sein ganzes Leben verstümmeln wird. Seine Zukunft ist zerstört, er muß den Dienst verlassen . . . Und der Lütticher, der bekam aus Verzweiflung das Nervenfieber, man bewacht ihn Tag und Nacht aus Furcht, er möchte sich ein Leid anthun."

„Der arme Steins," sagte der Lieutenant mit einem Seufzer, „ich bedaure ihn von ganzem Herzen."

„Und was kommt bei der ganzen Geschichte heraus?" fragte der Doktor ärgerlich.

Die soldatische Ehre ist nun einmal unantastbar, Daniel," war die Antwort, „man darf doch nicht dulden, daß Officiere der Armee einander Schimpfwörter zuwerfen wie Leute aus dem gemeinen Volk?"

„Also auch Du, Eduard, wärst im Stande, Deinen besten Freund um einer verletzenden Aeußerung willen zu tödten."

„Ihn zu fordern, wenn es nicht anders anginge? Natürlich ich würde keinen Augenblick zögern."

„Aber das ist doch ein Todtschlag wie jeder Andere," rief der Doktor. „Ich begreife wahrhaftig nicht, wie ein Mensch gegen alle Vernunft, gegen alles göttliche und menschliche Recht einer Verwirrung das Wort reden kann, die sein eigenes Gewissen verdammen muß."

„Von Deinem Standpunkte aus magst Du so urtheilen, Daniel; Du bist kein Soldat, wenigstens betrachtest Du Dich nicht als solchen."

„Ich bin Christ und Philosoph," versetzte der Doktor nicht ohne Selbstgefühl, „und wenn die ganze Welt gegen mich aufstände, würde ich dennoch verabscheun, was der Vernunft widerstreitet und jenem heiligen Gesetz der Liebe, das allein den Menschen zu seiner sittlichen Vervollkommnung führen kann, folgen. Fort mit Haß, Rache, Gewaltthat, Blut und Mord, diesen echt christlichen Grundsatz soll man durch Wort und Beispiel lehren und im Gewissen der Völker allmählich zur Wahrheit machen, das würde die Menschheit mehr und mehr Gott näher bringen, jenes Reich des Friedens und der Eintracht begründen, das alle edlen Seelen erstreben."

„Ein schöner Traum in der That," bemerkte der Lieutenant lächelnd, „aber eben nur ein Traum. Was mich angeht, so trüge ich gern bei zu dieser allgemeinen Verbrüderung des Menschengeschlechtes, aber wie die Sachen nun einmal stehn, muß ich die Welt nehmen, wie sie ist und darf selbst keine Gedanken hegen, welche die Ehre des mir von meinem Könige anvertrauten Degens beflecken könnten. Jede Menschenclasse hat eben ihre besonderen sittlichen Begriffe; ein Officier aber ist mehr als jeder Andere der Sclave von Ehre und Pflicht."

„Seltsame Auslegung der Worte Ehre und Pflicht," rief der Doktor, „seine Mitmenschen morden einer verletzenden Aeußerung, einer nichtigen Kleinigkeit wegen! Und gilt das Gesetz nicht auch für die Soldaten?"

„Welches Gesetz meinst Du?"

„Das vom 8. Januar 1841, welches schwere Strafen und jahrelange Haft über die Duellanten verhängt."

„Das ist nur für die Bürger bestimmt," sagte der Lieutenant.

„Keineswegs, für Euch eben so gut, wenn Ihr dagegen sprecht und handelt, verstoßt Ihr wider die Gesetzgebung des Landes und des Königs."

„Wir wenigstens fassen es so auf, Daniel, und unsere Vorgesetzten selbst vertreten diese Ansicht. Jeder aus uns, der ein Duell verweigern würde, wäre für immer entehrt, man würde gewissermaßen das Todesurtheil über ihn aussprechen, und Du weißt, was das bedeuten will. Daß das Gesetz von 1841 nur für die Bürgerlichen bestimmt ist, geht schon daraus hervor, daß man, wenn nicht außergewöhnliche Umstände vorliegen, die Soldaten für das Duell nicht verfolgt. Wird etwa der Lütticher vor Gericht gezogen werden, weil er Steins verwundet hat?"

„Nein, leider nicht," erwiderte der Doktor mit einem Seufzer, „es besteht eben eine allgemeine Verschwörung gegen das Gesetz, an der selbst der Kriegsminister, die Generale und Obristen sich betheiligen. Jedermann weiß, was geschehn ist, aber diejenigen, welche das Gesetz handhaben sollten, ignorieren es absichtlich. Du darfst mir glauben, es ist ein großes Unglück für ein Land und für seinen sittlichen Fortschritt, wenn ein Theil der Nation sich für berechtigt hält, gesetzlichen Vorschriften zu spotten, die als bindend für Alle verkündigt sind."

„Dennoch kannst Du das Duell nicht bedingungslos verurtheilen," sagte der Lieutenant. „Es gibt Fälle, wo man sich nicht schützen kann gegen Hohn, Verleumdung und Ehrenschädigung. Dann würde die Rache zum Gesetz — man kann doch nicht verlangen, daß ein muthiger Mann dem Schimpf seinen Nacken beuge, er greift mit Recht zu dem einzigen Mittel, das zu seiner Verfügung steht."

„Auch diesen Einwurf kenne ich," sagte der Doktor lächelnd, „er ist eine Wiederholung des alten Rufes nach Rache."

„Ja, und was Du auch einwenden magst, unter gewissen Umständen ist die Rache nicht allein gesetzlich sondern eine unabweisbare Pflicht. Nehmen wir einmal an, daß Jemand sich beikommen ließe, meine Mutter, die ich über alles liebe, zu beleidigen. Ungezogenheiten, welche das Gesetz nicht bestrafen kann, die aber tiefer verwunden als der Dolch des Meuchelmörders . . . Gehn wir weiter: ein böser Mensch verbreitet in schändlicher Weise die elendesten Verleumdungen über diese geliebte Mutter, durch Andeutungen, welche außerhalb des Bereiches des Richters liegen, aber die Ehre einer Frau für immer vernichten. Und ich, ihr Sohn, sollte den Verleumder nicht zur Rechenschaft ziehn, sollte die Ehre meiner Mutter nicht rächen? Straflos und hohnlachend sollte der Schurke auf sein Opfer niedersehn? Nein, nein, so sehr wirst Du mit Deinem zu weit gehendem Sehnen nach Frieden den Menschen nie verweichlichen, daß er ruhig dem Unrecht und der Bosheit zusehn kann, ohne zur Hülfe und, wo diese zu spät kommt, zur Rache den Muth aufzurufen, den Gott ihm in's Herz gelegt hat."

„Du wirst ja ganz beredt, mein guter Eduard," sagte der Doktor, „aber Deine begeisterte Ueberzeugung geht von einer falschen Grundlage aus. Du siehst in dem Duell eine Art Rechtsausübung, ein Mittel, Dich zu rächen, und darin liegt gerade das Unvernünftige und — entschuldige das harte Wort — das Kindische dieses Vorurtheils. Laß mich Dir das gleichfalls durch ein Beispiel klar machen. Ein Vetter von mir lebte in Frankreich mit seiner Schwester, es bewarb sich ein junger Mann um die Hand des Mädchens, wurde jedoch abgewiesen, weil die hübsche Hertha keine Neigung zu ihm hegte. Was that er in Folge dessen? Er streute die entsetzlichsten Verleumdungen über sie aus, und zwar so geschickt, daß das Gericht ihm nichts anhaben konnte.

„Der Bruder wollte ihre Ehre rächen und den feigen Verleumder züchtigen. Sie duellirten sich; Herthas Bruder

fiel von einer Kugel mitten in der Brust getroffen, der böse Mensch lebt in der Schweiz und setzt von dort aus seine Angriffe auf ihre Ehre fort. Wo ist da die Kraft dieses Gerichtes, das man ein Gottesgericht zu nennen wagt?

„Noch eine andere Geschichte: Zwei junge Officiere der Garnison St. Bernards, zwei gute Freunde, gerathen in Streit in einem Wirthshause. Der Eine spricht über den Tod von dem Vater des Andern, der, wie das Gerücht geht, seinem Leben gewaltsam ein Ende gemacht, der junge Mann gebraucht Worte, welche diesem Tode den Beigeschmack der Schande geben.

„Wenn je die Rache gerechtfertigt erscheint, so doch wohl in diesem Falle, wo der Sohn das Grab des Vaters nicht entehrt sehen will. Nun, er hat denn auch wirklich seinen ehemaligen Freund gefordert, und das Resultat war, daß eine Kugel dem unglücklichen Jüngling das Gehirn zerschmetterte; drei Tage später begleiteten die Cameraden seine Leiche zum Kirchhofe. Wo ist da nun, frage ich Dich, die Vergeltung, welche solche Todtschlägereien in Deinen Augen rechtfertigt? Hat der Schuldlose nicht ganz dieselben Aussichten wie der Schuldige?"

„Komm, sprechen wir von etwas Anderem," sagte Eduard, „mir steht heute der Kopf nicht nach so ernsten Erwägungen und mein Gefühl als Soldat und Officier sträubt sich, solche Worte anzuhören."

„So seid Ihr Alle!" rief der Doktor aus, „wenn Ihr auch im Herzen überzeugt seid von der Schädlichkeit und Verderblichkeit des Duells, so wagt Ihr doch nicht, es zu gestehn."

„Ich würde selbst nicht zu gestehn wagen, daß ich Deinen Beweisführungen mein Ohr geliehen habe, ohne sie voll Entrüstung zurückzuweisen."

„Warum? Weil Du fürchtest, man könne Dich der Feigheit beschuldigen."

„Allerdings. Ich bin durchaus kein Freund von Zwist und Uneinigkeit, am allerwenigsten von Duellen, aber das beste Mittel, die letzteren zu vermeiden, ist: sie nicht

fürchten und sich besonders nicht den Anschein geben, als ob man sie unter Umständen fürchten könnte.

„Eduard, Eduard, Du darfst mir's glauben, es gehört mehr Muth dazu, gegen ein fest eingewurzeltes Vorurtheil aufzustehen, denn seine Seele und seine Vernunft sclavisch einem abscheulichen Brauch zu unterwerfen. Klage mich einmal der Feigheit an, ich werde darum doch nicht vergessen, daß ich ein Mensch bin und ein Christ, ich werde das Blut meines Freundes nicht vergießen."

Der Lieutenant zuckte die Achseln und stand auf.

„Wahrhaftig, lieber Daniel, diese Unterhaltung ist mir heute zu schwer, meine Gedanken sind anderswo. Als ich Dich aus der Ferne erkannte, entfuhr mir ein Ausruf der Freude, ich bin so glücklich diesen Morgen, die lieblichsten Bilder umgaukeln mich, ich mußte einen Theil meiner innern Seligkeit in das Herz eines treuen Freundes ausgießen, da kamst Du mir gerade recht, bis mir Deine erhabene Philosophie einen Dämpfer aufsetzte."

„Nun, so verlassen wir das leidige Thema und sprechen von dem, was Du vorziehst. Du weißt, daß Du keinen bessern Freund hast als Deinen Landsmann und ehemaligen Spielcameraden, wenn auch in Folge unseres Berufes unsere Gesinnungen auseinander gehn."

„Laß uns, wenn es Dir recht ist, einen Spaziergang machen."

„Ich muß in der Nähe bleiben, Eduard; hier weiß man mich zu finden, falls man im Lazareth meiner Hülfe bedarf."

„Gut, so brauchen wir uns ja nicht weit zu entfernen."

Der Lieutenant nahm den Arm seines Freundes und sie gingen langsam die Allee entlang.

„Nun? Was gibts denn Neues?" fragte Daniel, als der Andere noch immer schwieg.

Der Officier blieb stehn, faßte beide Hände des jungen Arztes und sagte mit glänzenden Augen und vor Aufregung zitternder Stimme:

„Daniel, ich bin verliebt."

„Wirklich? Das ist nicht zu verwundern."

„Ja, aber verliebt wie ein Wahnsinniger, wie ein Rasender! Tag und Nacht umstrickt eine ganze Zauberwelt mir die Sinne, und meinen Cameraden darf ich nicht davon sprechen, sie würden meiner Thorheit spotten und jedes ihrer Worte würde mich verletzen. Ein Officier, der sich von einer solchen Leidenschaft beherrschen läßt! Ach Daniel, ich bin unaussprechlich glücklich, und dennoch schäme ich mich meiner Schwäche.“

„Immer dasselbe Streben, seine Gefühle zu ersticken oder doch wenigstens zu verbergen,“ murmelte der Doktor, „hat denn ein Officier ein anderes Herz als die übrigen Menschen? Bedenke doch . . . .“

„Um Gotteswillen, Daniel, fang' doch nicht wieder an zu philosophiren!“ rief der Lieutenant, ihm die Hand auf den Mund legend; „die zarte Blume, die in mir erblüht ist, kann den eiskalten Windhauch des Erwägens und Bedenkens nicht ertragen.“

„So ist es wirklich ernst,“ sagte Daniel erstaunt.

„Ernst? Es ist eine mächtige, heilige Empfindung. Seit sie in mir entstanden, bin ich ein anderer Mensch, ein neues Leben ist mir aufgegangen, die Welt verwandelt sich in ein irdisches Paradies, die süßesten Träume umschweben mich wie leichte Zaubergestalten.“

„Sie muß sehr schön sein, die Frau, die einen Officier der Armee zum Dichter und Minnesänger macht,“ sagte der Doktor lächelnd.

„Ja das ist sie, schön, unbeschreiblich schön! O Daniel, ihre Augen sind klar und blau wie der Himmel, und sie blicken so sanft daß man glaubt, die Seligen lächeln zu sehn. Ach und ihr Mund, ihre Stimme, die lieblicher tönt, wie Musik, ihre edlen, regelmäßigen Züge, aus denen Herzensgüte spricht . . .“

„Und Verstand,“ ergänzte der Doktor.

„Natürlich! Nicht leere Schöngeisterei, sondern eine seltene Klarheit der Gedanken.

„Ein wahres Wunder muß ja das Urbild dieses Gemäldes sein, wenn der verliebte Maler nicht übertreibt.“

„Du sollst sie sehen Daniel; ich hoffe bald die Erlaub-

niß zu erhalten, ihr meinen Jugendfreund vorstellen zu dürfen."

„Ist sie von guter Familie?"

„Von guter nicht allein, von sehr guter Familie."

„Und ihre Eltern haben Vermögen?"

Sie sind sogar sehr reich.

„Alle Wetter, Eduard, Du scheinst ja da einen wahren Schatz gefunden zu haben."

„Das will ich meinen! Einen Schatz von Liebe, Herzensgüte und Unschuld. Das Geld ist ohne Einfluß auf meine Neigung."

„Darf man denn fragen, wo die schöne Jungfrau wohnt und wie sie heißt?"

Nach einigem Zögern versetzte der junge Officier:

„Ich weiß nicht recht, ob ich Dir das jetzt schon sagen soll .... indessen Du bist ein vorsichtiger und verschwiegener Freund. Du kennst doch den alten Herrn mit dem grauen Schnurrbart und hochzugeknöpftem Rock, der so häufig auf dem Exercirplatz zu treffen ist, wo er mit großer Aufmerksamkeit den Bewegungen der Truppen folgt. Man nennt ihn den Major, weil er früher Obrist bei der Bürgerwehr gewesen ist."

„Herrn Franken, meinst Du? Gewiß, den kenne ich sehr gut. Als ich vor vier Jahren hier war, habe ich sogar dazu beigetragen, den seltsammen alten Herrn vor dem Asthma zu bewahren. Er hat ein gutes Herz, und seine Soldatenmanie abgerechnet, viel gesunde Vernunft; wir beiden kamen aber schlecht mit einander aus, weil ich den Krieg für das größte aller Übel betrachte, wohingegen ihm die Kunst, Tausende von Menschenleben hinzumorden oder zu verstümmeln, die erhabenste und edelste Sache von der Welt ist."

„Bist Du schon wieder im Gange mit Deiner ewigen Philosophie? Ich bitte Dich bei allem was Dir heilig ist, Daniel, verdunkle mir meine hellen Gedanken nicht."

„Gut; so will ich Dir statt dessen sagen, daß ich im Hause des Herrn Franken wohl einen jungen Mann, niemals aber eine junge Dame gesehn habe. Daß Herr

Franken auch eine Tochter besitzt, war mir völlig unbekannt.“

„Sie ist erst seit kurzem aus der Pension zurück, eine Blume im Lenz des Lebens.“

„Wie bist Du mit dem Herrn Franken bekannt geworden?“

„Durch seinen Sohn Arthur, der mich vor einigen Monaten mit nach seinem Hause nahm, um mir seine Pferde zu zeigen. Bei der Gelegenheit traf ich auch den Vater, dessen Zuneigung ich mir sogleich dadurch gewann, daß ich über Militairangelegenheiten mich mit ihm unterhielt.“

„Nun, und die Tochter?“

„Ich wäre undankbar, wollte ich an ihrer Liebe zweifeln.“

„Lassen denn die Eltern Dich hoffen, daß Du zum Ziel gelangen wirst?“

„Die Mutter wohl, aber der Vater zeigt sich seit den letzten acht Tagen äußerst zurückhaltend gegen mich; seine frühere Vertraulichkeit nimmt mehr und mehr den Charakter der Förmlichkeit an und er scheint meine Besuche in seiner Familie abkürzen und vermindern zu wollen. Diese Veränderung in seinem Verhalten mir gegenüber betrübt sichtlich die beiden Damen und ist mir geradezu quälend.“

„Aber Du warst doch vorhin so freudig erregt“, sagte der Doktor.

„Ja, damit hat es eine ganz besondere Bewandtniß“, versetzte der Lieutenant, „denn weißt Du, Daniel, was meine Mutter mir schreibt? Es ist ein Kaufmann hier aus der Stadt in unser Dorf gekommen und der hat in der ganzen Umgegend, bei Notaren und Bürgermeistern, die genauesten Erkundigungen über alle Glieder unserer Familie, über ihr früheres Leben und ihre gegenwärtigen Verhältnisse eingezogen. Meine Mutter, die eine verständige Frau ist, fragt an, ob ich heirathen wolle, denn anders könne sie sich die Nachforschungen des Kaufmanns nicht erklären. Ich lebe jetzt in beständiger Spannung und Aufregung, aber diese Spannung selbst, diese Hoffnung gewährt mir ein unsägliches Glück.

Der Doktor schüttelte sinnend den Kopf.

„Du mußt mich für mindestens halb verrückt halten,“ fuhr Eduard fort, weil ich so großes Gewicht auf einen geringfügigen Umstand lege, der eine ganz andere Ursache haben kann.“

„Durchaus nicht lieber Freund, der Umstand ist nicht geringfügig, er scheint mir vielmehr sehr bedeutungsvoll zu sein. Dazu das veränderte Benehmen des Vaters . . . Die Sache wird ernst, ich könnte versucht werden, Dich zu beneiden, wenn ich es nicht vorzöge, mich mit Dir Deines Glückes zu freun.“

„Ja meines Glückes!“ rief der Officier, „o Daniel, könntest Du in meiner Seele lesen. Elvira kennt meine Mutter nicht persönlich, sie weiß nur, daß die alte Frau ein einsames Leben führt und mit ihrer kleinen Pension haushalten muß. Da sie aber sieht, wie sehr ich an ihr hänge, so spricht sie mir beständig von ihr. Sie gibt mir zu verstehn, daß ich, falls ich je heirathen sollte, über der jungen Frau die alte Mutter nicht vernachläßigen dürfe und daß es eine heilige Pflicht für mich sei, sie ihrer Einsamkeit zu entreißen und zu mir zu nehmen. Verstehst Du den edlen Sinn dieser Worte? O mein Gott, sollte dieses liebliche und gute Geschöpf wirklich für mich geschaffen, sollte es mir bestimmt sein, in einem Paradiese des Friedens und der Liebe zu leben, mit einer angebeteten Frau, einer geliebten Mutter!“

„Du bist ein wackrer Mensch, Eduard,“ sagte der Doktor gerührt, „es thut mir im Herzen wohl, Dich so reden zu hören, Deine treue Anhänglichkeit an Deine Mutter muß Dir Segen bringen und ich bin überzeugt, in nicht gar zu langer Zeit werde ich Dich mit der schönen Elvira zu den Stufen des Altares begleiten.“

„Wenn ich mich nur nicht täusche in der Bedeutung, die ich den Nachfragen des Kaufmanns beilege.“

„Nein, nein; halte fest an der Hoffnung, die der Himmel Dir sendet; sie ist an und für sich schon ein Glück.“

„Dennoch, Daniel . . . .“

Hier wurde die Unterredung plötzlich durch einen Krankenwärter unterbrochen, der auf Daniel zutrat mit der

Meldung, daß der Oberstabsarzt im Lazareth sei und nach ihm gefragt habe.

Eduard ergriff die Hand des Freundes und fragte:

„Warum kommst Du gar nicht mehr in das Casino? Da könnten wir doch hin und wieder ein Wort zusammen sprechen.“

„Ich muß des Abends studieren, Eduard, und überdies hat Jeder seine eignen Neigungen und Gedanken. Im Casino hört man nichts als von Pferden verhandeln, Du bist ein Reiter, Dir kann das nützlich sein, aber was mich angeht, so macht mir der Cultus, der mit einem Thiere, sei es auch dem edelsten, getrieben wird, immer einen höchst fatalen Eindruck.“

„Aber morgen gehst Du doch zum wissenschaftlichen Verein? Ein Advokat aus Lüttich wird dort einen Vortrag über, oder vielmehr gegen die Todesstrafe halten.

„Gewiß, das ist ein Thema, das mich interessirt.“

„Mich ebenfalls, da werden wir uns also treffen. Bis morgen denn.“

Nachdem sie sich kräftig die Hand geschüttelt, kehrte der junge Arzt in das Lazareth zurück, indeß Eduard, tief in Gedanken versunken, seinen Weg fortsetzte.

II.

Ueber dem Eingang eines stattlichen Bürgerhauses in einer vlämischen Stadt las man die nachstehende Inschrift:

„Johannes Franken, Seifensieder, Oelschläger, Handlung von Rüb- und Leinöl, Holländischer Asche und Peru-Guano.“

Aus dem anstoßenden Gebäude drang das donnernde Gepolter und Gestampfe der Oelmühlen hervor, weißer Wasserdampf wogte über den Dachpfannen und der hohe Schornstein blies dicke schwarze Rauchwolken in die Luft.

Vor dem zu den Lagerräumen führenden Thor standen in den Straßen zwei Frachtwagen, welche man beschäftigt war, vollzuladen. Die Arbeiter schleppten Kisten,

Fässer und Säcke herbei, während ein schon bejahrter, gut gekleideter Mann in einem Notizbuche Zahl und Gewichte der verschiedenen Collis verzeichnete.

Ohne Zweifel herrschte in dieser Fabrik große Geschäftigkeit und man hätte denken sollen, der Besitzer sei gänzlich durch die Leitung derselben in Anspruch genommen.

Gleichwohl befand sich im ersten Stockwerk des Hauses ein Zimmer, das dieser Vermuthung direkt widersprach und das man in der Wohnung eines Seifensieders gewiß nicht gesucht haben würde.

Es war ein geräumiger Saal, ganz angefüllt mit Gegenständen, die dem Soldatenstande angehörten, da waren Gewehre von den verschiedensten Arten, Pistolen, Revolver, Degen und Säbel, ja selbst zwei kleine Messingkanonen mit ihren Lafetten.

In der Tiefe des Saales, dem hohen Kamin gegenüber, hatte man an der Wand einen Ehrenplatz errichtet für den vollständigen Anzug eines Obristen der Bürgergerwehr. Da hing der blaue Frack mit den silbernen Epauletten und Knöpfen, der Hut mit der weißen Feder, der Degen in der stählernen Scheide.

An der andern Seite des Zimmers, wo immer zwischen den aufgehangenen Waffen einiger Raum geblieben war, prangten in goldenen Rahmen allerlei Schlachtenbilder, Pläne und eine Anzahl Portraits, darunter die von Gustav Wasa, Kaiser Karl, Friedrich dem Großen, Blücher, Wellington und Napoleon.

In der Nähe des Fensters saß an einem Tische ein Mann, der den Kopf tief über das vor ihm liegende Buch beugte und sichtlich in eingehenden Studien vertieft war.

Neben dem aufgeschlagenen Buch sah man eine Menge von Zinnsoldaten, vereinzelt oder in langen Reihen. Fünf oder sechs Berittene waren darunter, welche wohl die Rolle der Anführer spielten.

Der Herr an dem Tische, dessen graue Haare ein schon vorgerücktes Lebensalter kennzeichneten, trug einen braunen, bis unter das Kinn zugeknöpften Rock. Sein Schnurrbart,

über der Oberlippe kurz abgeschnitten, war steif und stachelig, ebenso sein Haar.

Alles dies gab ihm das Ansehn eines ehemaligen Officiers, wenngleich seine kurze gedrungene Gestalt, seine Hängebacken, seine vorstehenden Augen und schwerfälligen Bewegungen der militärischen Turnüre Eintrag thaten.

Aus seinen Betrachtungen plötzlich auffahrend machte er mit einem Stück Kreide weiße Striche auf den Tisch, er zeichnete Etwas, das einer Brücke über einen Fluß glich: Dann theilte er seine Bleisoldaten in verschiedene Bataillone ab, ließ Commandos erschallen, tadelte Officiere und Sergeanten, die Mißgriffe machten, und ließ die schlecht ausgeführten Bewegungen auf's Neue beginnen Jeden anweisend, was ihm zu thun oblag, wie ein Major, der zu Pferde auf dem Exercierplatz die Uebungen der Truppen leitet.

Allmählich sprach er sich, in der Einbildung über begangene Fehler, so in die Wuth hinein, daß er zuletzt mit lauter Stimme ausrief:

„Attention! Pour passer le défilé en arrière de l'aile gauche! . . . Premier peloton, par fil à droite! . . . Marche! — Par section en ligne donc! Allez! Suivez! Second peloton, c'est trop tard . . . Mauvais, tres-mauvais! Bataillon halt!"

Dabei stampfte er mit den Füßen auf dem Boden und vollführte einen Lärm wie ein Unterofficier, dessen Mannschaften bei der Inspection ihre Sache schlecht gemacht haben.

Die Thür ging auf und eine Dame trat eilig ein.

„Hast Du mich gerufen, Martin?" fragte sie. „Ich hörte Dich so laut sprechen, daß ich erschrack, ich fürchtete, es möchte Dir Etwas zugestoßen sein."

„Kann man denn nicht einmal etwas studieren, ohne gleich gestört zu werden," brummte der alte Herr.

„Entschuldige," versetzte sie lächelnd, „hätte ich gewußt, daß Du beschäftigt warst, Krieg zu führen, so würde ich Dich nicht belästigt haben. Es ist das einmal Dein Vergnügen und ich habe nichts dagegen einzuwenden, wenn

ich auch den Nutzen solcher Studien für einen Seifensieder nicht einsehn kann."

„Um des Himmelswillen, laß mich in Ruh! Was versteht ihr Weiber von solchen Dingen?"

„Ja früher, als Du noch Oberst der Bürgerwehr warst, da hatte die Sache doch einigen Sinn, aber seit den letzten sechs Jahren . . ."

„Schweig, Pauline!" rief Herr Franken erregt, „Du bringst mir das Blut in Wallung. Matthis, der Lederhändler war es, der durch seine hintertückischen Umtriebe mich damals um die Epauletten brachte, warum mußt Du mich immer wieder daran erinnern."

„Komm, beruhige Dich, lieber Mann, es lohnt sich wahrhaftig nicht der Mühe, die Dummheiten im Gedächtniß zu behalten. Ich würde ganz gewiß gegen Deine seltsame Liebhaberei nichts einwenden, wenn Du Dich nur zugleich auch ein wenig um die Angelegenheiten kümmern wolltest, die unsere Familie betreffen."

„Nun, und was ist denn dabei zu erinnern? Gehn die Geschäfte nicht nach Wunsch?"

„Die Seifenfabrik ist gänzlich unbeaufsichtigt, und wenn im Uebrigen der Handel blüht, so verdanken wir das ganz allein der Umsicht und Treue des alten Dalmann."

„Warum hast Du aus Deinem Sohn eine Zierpuppe gemacht und ihn schlecht erzogen? Ein schöner Kerl, der sich ekelt vor Seife und Guano, der ganze Tage im Sattel verbringt, den Cavallerieofficieren nachläuft, der nichts trinkt als Champagner und in einem Tage oft mehr verzehrt, als wir die ganze Woche verdienen können."

„Du beurtheilst unsern Arthur gar zu streng, lieber Mann," sagte die Dame. „Er ist noch jung und darf sich doch ein wenig seines Lebens freuen. Außerdem ist es ganz allein Deine Schuld, wenn die Gesellschaft der Officiere ihm so sehr behagt, seit seiner frühesten Kindheit hast Du ihm immer nur von Soldaten, von Kanonen und Krieg erzählt.

„Vom Reiten aber sagte ich nichts, uud vor allem gab ich ihm nicht den Rath, Krieg gegen die Champagne

zu führen und mich so am Ende zum armen Mann zu machen."

„So arg ist es nicht, Martin, und das weißt Du auch selbst. Und Dank dem Fleiß des treuen Dalmann wirft das Geschäft doch auch ein gutes Sümmchen ab. Ich wiederhole Dir: alles was ich wünsche ist, daß Du Dich etwas eingehender mit unsern Familienangelegenheiten befassest, aber so bald ich davon anfange, wendest Du den Kopf ab."

Franken war in der That schon wieder mit seinen Bleisoldaten beschäftigt.

„Du thust, als ob ich gar nicht da wäre, Martin," fuhr die Dame fort, „das ist weder höflich noch recht."

„Ich weiß doch schon im Voraus, daß Du wieder kommst, um meine Pläne zu kreuzen, Pauline. In Gottes Namen denn, ich will Dich geduldig anhören, nur laß mich vorher noch diese Affaire vollenden, dann höre ich für diesen Nachmittag auf . . . Tritt einmal näher, ich zeige Dir, was ich hier ausstudiere. Angenommen also: ich bin der Major. Das dort ist ein Fluß, über den eine schmale Brücke führt. Mein Bataillon steht dem Feinde gegenüber und soll vermittelst der Brücke den Rückzug antreten. An und für sich ist das nichts, aber es handelt sich darum, in Schlachtordnung zu bleiben, und eine Linie zu bilden, die dem Feinde zugekehrt bleibe und das Feuer nicht einstelle. Nun also aufgepaßt, und Du wirst sehn: „Auf dem rechten Flügel, links um kehrt! Erstes Bataillon rechts aus der Flanke! Marsch! . . ." Siehst Du nun, Pauline, wie die ersten Pelotons hinter der Schlachtlinie eins nach dem andern sich über die Brücke ziehn, sich am jenseitigen Ufer aufstellen uud Feuer geben, während ihre Cameraden noch auf dem Marsche sind? Ist das nicht vortrefflich ausgedacht und von großer Wichtigkeit?"

„Gewiß, Martin; besonders auf einem Tische."

„Hätte ich mich nur in meinen jungen Jahren mit solchen Dingen beschäftigt, ich wäre längst General, das weiß Gott! Im Jahre 1831 rückten die Holländer mit einer großen Armee an die belgische Grenze, das Vaterland war in Gefahr. Ich zog mit den andern Freiwilligen als

Sergeant der Bürgerwehr dem Feinde entgegen. Es war in der Nähe von Maldeghem, bei der Stroobrücke. Von der großen Zahl der feindlichen Truppen überwältigt mußten wir den Rückzug antreten, er artete aus in eine Art von Flucht, die mir heute noch als entsetzliche Erinnerung auf dem Herzen lastet."

„Ja, ja, ich weiß! Die Bewohner von Eecloo, welche der Ansicht waren, daß Ihr das Schlachtfeld schimpflich verlassen hättet, steckten die fliehende Bürgerwehr ohne Weiteres in's Gefängniß; Du mußtest hinein, so gut wie die Andern."

„Ich hatte Alles aufgeboten, was in meinen Kräften stand, um meine erschrockenen Kameraden zum Stillstehn zu bewegen und sie den Linientruppen wieder zuzuführen, welche tapfer standhielten, aber es ließ sich nichts daran machen, und, obwohl rasend vor Verzweiflung und Scham, mußte ich doch bei meinen Leuten bleiben und ihr Schicksal bis zum Ende theilen, das ist die Pflicht und die Schuldigkeit eines guten Sergeanten."

Madame Franken lächelte, und zuckte ungläubig die Achseln.

„Ach, wären unsere Truppen nur besser einexercirt, unsere Officiere tüchtiger gewesen," fuhr ihr Gatte fort. „Durch die einfache Bewegung die ich Dir so eben gezeigt habe, Pauline, wären wir in Ordnung über die Brücke gekommen, und hätten, den Fluß als Schutzwehr nehmend, vielleicht einen schönen Sieg erfochten, jedenfalls aber unser Leben theuer verkauft."

„Tritt noch einmal eine solche Gefahr an uns heran, so wird das Vaterland in mir einen Vertheidiger finden, der nicht allein von Heldenmuth beseelt, sondern auch mit der nöthigen Wissenschaft ausgerüstet ist."

„Ich glaube es Dir, Martin; der Himmel wolle uns gleichwohl vor einer so großen Noth bewahren, daß alte Leute, Seifensieder und Guanohändler sollten aufgerufen werden zur Vertheidiguug des bedrohten Landes."

„Nichts ist unmöglich, man muß sich auf Alles gefaßt halten. Im Jahre 1830 habe ich Männer von siebenzig Jahren das Gewehr wie Jünglinge tragen sehn."

Nach einer kleinen Pause fragte Madame Franken:

„Darf ich nun ein paar Worte über unsere Familienangelegenheiten sprechen?"

„Jedenfalls wieder von Elvira und dem Lieutenant."

„Allerdings, von unserer einzigen Tochter und Herrn Eduard Neven."

„Ich weiß wahrhaftig nicht, wie Dich das so sehr beschäftigen kann."

„Aber Martin, bedenke doch nur, es sind jetzt mehr als zwei Monate, daß Du den jungen Officier bei uns eingeführt hast. Seither kommt er beinah täglich, und es hat sich zwischen ihm und unserm Kinde ein Verhältniß gebildet, daß vielleicht ernster ist als wir glauben."

„Bah, was schadet das? Mach Dir deßhalb keine Sorge! Bist Du denn nicht immer dabei, wenn der Lieutenant mit Elvira spricht? Daß die jungen Leute sich zusammen amüsiren, legt uns keinerlei Verpflichtungen auf und wir sind immer noch da, der Sache ein Ende zu machen, sobald es uns behagt."

„Die Nachbarn und Bekannten aber, die den jungen Herrn so häufig bei uns aus- und eingehn sehn, fangen an zu vermuthen, daß er nicht blos deßhalb kommt, um mit Dir über Schlachtpläne und Kriegsführung zu verhandeln. Die Ehre unserer Tochter fordert von uns, daß wir sie sorgsam vor aller üblen Nachrede bewahren."

„Ist denn der Lieutenant nicht ein durchaus braver, anständiger Mensch? Beträgt er sich nicht, wie es einem wohlerzogeneu Mann zukommt?"

„Ganz gewiß," antwortete die Dame mit großer Entschiedenheit, „aber damit ist es nicht genug und man läßt überhaupt in zwei jungen Herzen eine solche Neigung nicht entstehn und wachsen, es sei denn, daß man eine Heirath für wünschenswerth und wahrscheinlich hält."

„So weit sind wir aber noch lange nicht, Pauline. Wenn es Zeit ist, wollen wir allen Ernstes über diese wichtige Sache nachdenken."

„Es ist mir überaus zweifelhaft, daß Du jemals zu dieser Verbindung Deine Einwilligung geben wirst, Martin," sagte Madame Franken mit gut gespielter Unzufrie-

denheit. „Eduard Neven ist ohne alles Vermögen, seine Mutter, eine Hauptmannswittwe, lebt von einer geringen Pension, man erzählt sich, der Sohn spare sich von seinem mageren Gehalt noch hin und wieder etwas ab, um es ihr zu geben. Das ist schön von ihm, ich kann es nicht leugnen; die Liebe, welcher er zu seiner alten Mutter hegt, hat mich wiederholt schon zu Thränen gerührt. Indessen von Liebe allein kann im Haushalt der Topf nicht kochen, und angesichts des guten Vermögens, das wir unsern Kindern hinterlassen, erscheint die Frage wohl gerechtfertigt, ob Elvira nicht nach einer besseren, glänzenderen Parthie aussehn könnte."

In Ton und Stimme der Mutter Franken trat unverkennbar eine gewisse List zu Tage, ihre Worte waren offenbar darauf angelegt, eine bestimmte Wirkung auf ihren Gatten zu üben, und er hätte das bei einiger Aufmerksamkeit in ihreu Zügen lesen können. Er bemerkte aber nichts davon, sondern erwiderte heftig:

„Was will das alles bedeuten? Braucht ein tapferer Officier auch noch ein anderes Vermögen als seine Epauletten und seinen Degen? Du siehst wohl nach einem Adligen für Deine Tochter aus, der mit ihrem Brautschatz seine Schulden bezahlen möchte? Daraus wird nichts, verstehst Du? Mein Vater war ein braver Bürger und ehrlicher Handwerksmann, und ich selbst bin blind und taub für solchen Schwindel, wie er Dir im Kopfe spukt."

„Das ist alles schon recht und gut," murmelte Frau Franken, „aber die Leute, die Welt, die öffentliche Meinung . . ."

„Ich weiß wohl, wo Du hinaus willst," fiel Franken ihr in's Wort. „Arthur hat Dir wieder allerlei in die Ohren gehängt, nicht wahr?"

„Arthur? Der ist ja des Lieutenants bester Freund!"

„Wie es zugeht weiß ich nicht, aber unsere Cavallerieregimenter wimmeln von Officieren, die dem Adel oder den reichsten Familien des Landes angehören, da heißt es Herr Graf hier, Herr Baron dort. Wird einmal einer aus dem bescheidenen Bürgerstande zum Lieutenant erhoben,

dann sehn die Vornehmen und Reichen von oben auf ihn hinab, weil er ihre großen Ausgaben oder richtiger Verschwendungen nicht mitmachen kann. Ich respectire in dem Officier zuerst den Officier, wenn ich ihn als Mensch zugleich achten kann, desto besser! Uebrigens sind in diesem speciellen Fall die eben gemachten Bemerkungen nicht zutreffend, da Eduard Neven von allen seinen Cameraden sehr in Ehren gehalten wird."

„Das wollte ich auch angerathen haben!" rief Frau Franken stolz, „es sollte ihn nur einmal einer über die Schulter ansehn."

„Wie meinst Du das, Pauline?"

„Der Lieutenant würde ihn sogleich zum Zweikampf fordern und ihn seinen Uebermuth theuer bezahlen lassen."

„Schlimm genug," sagte Franken mit einem Seufzer, „ich glaube in der That, er ist in dieser Hinsicht etwas vermessen. Es hat mir leid gethan, diesen einzigen, aber großen Fehler an ihm wahrzunehmen."

„Aber Martin," rief seine Frau, „sei doch vernünftig! Du, der so kriegerisch gesinnt ist, wirst einem jungen Officier doch nicht männlichen Stolz und Muth zum Vorwurf machen? Das Duell ist nichts anderes, als der Krieg im Kleinen."

„Ja, aber im Kriege vertheidigt man das Vaterland, während man im Zweikampf nur persönlichen Rachegelüsten fröhnt. Du, eine Frau, schreckst nicht zurück bei dem Gedanken, Blut fließen zu sehn?"

„O, ich habe ein wahres Entsetzen vor Blut, besonders wenn es auf Schlachtfeldern in Strömen vergossen wird. Ihr Männer aber seid ungerecht, Ihr bewundert, haßt und verfolgt ein und dasselbe Ding, je nach Lust und Gefallen."

„Ich glaube, Du bist gekommen mich zu betrüben und zu quälen," sagte Franken, traurig den Kopf schüttelnd. „In meinen Jugendjahren, da ich als Sergeant im Dienst bei der Bürgerwehr stand, habe ich einmal durch unvorsichtigen Scherz zwei meiner besten Freunde auf einander gehetzt, und bin dann Zeuge ihres unseligen Duells gewe-

sen. Vor meinen Augen sank der Gespiele meiner Kindheit mit gespaltenem Schädel zu Boden, der Andere hatte einen Stich über dem Ohr erhalten und starb wenige Tage später in meinen Armen. Von Zeit zu Zeit, wenn ich auf dem Rücken liegend schlafe oder des Abends etwas Unverdauliches gegessen habe, erscheinen mir noch immer die Beiden im Traum und zeigen mir ihre blutenden Wunden . . .

„So viel steht jedenfalls fest," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „von hundert Zweikämpfen sind neun und neunzig, die durch einen unzeitigen Scherz, durch ein leichthingeworfenes Wort, durch ein Mißverständniß veranlaßt worden. Vor vierzehn Tagen erst geriethen zwei tüchtige Advokaten unserer Stadt aneinander beim Discutiren der Frage, ob die alten Römer Gilden gehabt, und in wie weit diese unsern frühern Zünften entsprochen hätten. Ihre Uneinigkeit nahm solche Dimensionen an, daß sie endlich zur französischen Grenze gingen um zu duelliren. Als echte Advokaten fingen sie zum Glück auf dem Kampfplatze wieder zu disputiren an und gelangten endlich zu einem Einigungspunkte. Wenn nun statt dessen der Eine dem Andern eine Kugel durch den Kopf gejagt hätte, wäre das nicht höchst bedauerlich gewesen? Nein, nein, sprich mir nicht von Duellen, Pauline, das Wort allein macht mich schaudern und überzieht mich mit einer Gänsehaut. Der arme Franz Kasteels, mich dünkt ich sehe noch . . ."

„Martin, Martin, Du könntest die Geduld eines Engels erschöpfen," unterbrach ihn seine Gattin, „das alles hast Du mir bereits hundertmal erzählt. Ehe ich von hier gehe, sollst Du mir eine bestimmte Antwort geben."

„Was für eine Antwort?"

„Du vergißt, oder thust wenigstens als ob Du vergäßest, weßhalb ich gekommen bin. Als Mutter Elviras liegt mir die Pflicht ob, über ihre Ehre und ihren guten Namen zu wachen. Eduard Neven verkehrt in unserm Hause, als ob er ihr Bräutigam wäre, dem muß ein Ende gemacht werden."

„Verlangst Du denn wirklich von mir, Pauline, daß ich dem Lieutenant die Thür weise?"

„Gewiß, wenn der Umgang nicht mit einer Heirath endigen soll. Und eine solche Heirath wäre doch gegen alle Vernunft und Erwartung, eine Unvorsichtigkeit vielleicht, die Dir eben so wenig wie mir zu gefallen scheint.“

„O, davon weißt Du einstweilen noch nichts, liebe Frau. „Stille Wasser sind tief,“ sagt das Sprichwort, wie, wenn ich mir nun fest vorgenommen hätte, diese Verbindung dennoch gut zu heißen.“

„Nun, so sprich Dich in Gottes Namen darüber aus damit wir endlich in's Reine kommen.“

„Frau, Frau,“ sagte Franken mit einem Seufzer, „Du entreißest mir da ein Geheimniß, das ich gern auf einige Tage noch für mich behalten hätte. So höre denn, aber schweig', vor allem Elvira gegenüber. Ja, ich wünsche, daß unsere Tochter die Gattin des braven wackren Officiers werde, da es sich bei dieser Frage aber um das Glück des Kindes handelt, habe ich keinen voreiligen Entschluß fassen, sondern erst genaue Erkundigungen einziehn wollen.

„Nun reis'te kürzlich mein Freund, der Kaufmann Becker, nach dem Luxemburgischen und versprach mir, das Dorf zu besuchen, in dem Eduard geboren ist und in dem seine Mutter lebt. Bei seiner Rückkehr, die morgen oder übermorgen zu erwarten steht, wird Becker mir genaue Auskunft über die Familie Neven geben. Was ich wissen will ist, ob sich hinsichtlich der Ehre und Achtbarkeit derselben nichts einwenden läßt, die Vermögensfrage ist mir in diesem Falle gleichgültig, Eduard ist jetzt Lieutenant, er wird später Hauptmann, Major, vielleicht Oberst und General. Wie Viele auch von Adel und Reichthum träumen mögen, ich habe etwas Anderes im Sinne! Siehst Du nicht schon im Geiste unser Kind am Arme ihres Gemahls, des Major Neven einherschreiten, Pauline? Unterscheidest Du die glänzenden Epauletten an seinen Schultern nicht? Siehst Du, wie alle Soldaten und Officiere die Hand an die Mütze legen, wenn Elvira vorübergeht, neben ihrem Major? . . . Major! Was sage ich! Im Laufe der Jahre wird er Oberst, General, denn verlaß Dich auf mein Wort: Eduard Neven ist aus dem Holz, daraus man die höchsten Officiere schneidet.“

„Wenn also der Bericht Deines Freundes günstig lautet, so ist die Sache beschlossen?“ fragte Madame Franken.

„Da Du es denn durchaus wissen mußt, ja! — Das scheint Dir nicht zu behagen?“

„Nein, aber ich kann mich irren. Der Lieutenant hat in der That ein gutes Herz und ist ein hübscher, wohlerzogener junger Mann, seine Beförderung zum Officier verdankt er vorwiegend einer That der Menschenliebe und des Muthes. Wer weiß, unsere Elvira wird vielleicht glücklicher mit ihm als mit einem aufgeblasenen und anspruchsvollen Reichen. Von jetzt werde ich den Herrn Neven etwas freundlicher als bisher behandeln und mir wegen seiner häufigen Besuche keine Sorgen mehr machen.“

In diesem Augenblicke wurde an die Thür geklopft. Die eintretende Magd meldete, daß der Kaufmann Becker unten sei und Herrn Franken zu sprechen wünsche.

„Ach, wollte Gott, daß sein Bericht günstig ausfiele!“ rief Elviras Mutter in freudiger Ueberraschung.

Franken blickte sie verwundert an.

„Pauline, Pauline,“ sagte er halb erzürnt und mit dem Finger drohend, „Du scheinst mir der Verbündete des jungen Paares zu sein. Welche Hinterlist! Das war nicht recht von Dir.“

„Sei mir nicht böse, Martin,“ bat sie, „ich gestehe, daß Elviras Kummer mir Mitleid eingeflößt hat. Du ließest uns über Deine Ansicht gänzlich im Dunkeln, da fürchtete sie denn, eine Neigung gefaßt zu haben, die bei ihrem Vater auf Widerstand stoßen könnte. Nun ist ihre Liebe auch vor ihrem Gewissen gerechtfertigt.“

Franken hatte schon das Thürschloß erfaßt, im Begriff, hinunter zu gehn.

„Sag' dem Kinde einstweilen noch nichts,“ bedeutete er seine Frau, „die Nachrichten, welche Becker bringt, könnten nachtheilig sein.“

„Nein, ich will sie nur trösten und ihr ein wenig Hoffnung machen.“

Beide gingen mit einander die Treppe hinab. Franken begab sich dann in den nach der Straße belegenen Saal, in-

deß seine Gattin ihre Schritte einem Zimmer zuwandte, dessen Fenster die Aussicht in einen schattigen Garten gewährten.

Hier saß an einem Stickrahmen ein schönes, blühendes Mädchen mit freundlichen blauen Augen von zartem, schlankem Wuchs. Sie hielt die Nadel in der Hand, ohne jedoch zu arbeiten. In ihren auf die Thür gerichteten Blicken drückte sich eine ängstliche Spannung aus.

„Nun liebe Mutter, ist es gelungen?" rief sie der Eintretenden entgegen, „weißt Du etwas Näheres über die Absichten des Vaters?"

„Gute Nachrichten, mein Kind," lautete die Antwort, „ich setze mich zu Dir und wir sprechen leise, der Vater darf nicht wissen, daß ich sein Geheimniß verrathe."

„Ach schnell, schnell! Ein Geheimniß? Du erschreckst mich! Aber es ist ein gutes, nicht wahr? Wir brauchen Eduard nicht zu sagen, daß er seine Besuche einstellen muß."

„Im Gegentheil, sei ganz ruhig, Du hast alle Ursache, froh und glücklich zu sein."

„O wie ich Dir für diese Worte danke!" rief Elvira, die Hand der Mutter ergreifend, „aber bitte, nun erzähle auch."

„Du kennst Deinen Vater," begann Madame Franken, „er ist herzensgut, hat aber eine Menge von Eigenheiten, und zu diesen gehört, daß er, wenn man ihm von vorn herein zustimmt, nicht selten seine erste Ansicht verläßt, um sich einer andern zuzuwenden. Darum habe ich mich gegen Eduard erklärt und selbst zu verstehn gegeben, daß ich eine glänzendere Verbindung für Dich erwartete."

„Ach Mutter, war das nicht sehr gewagt?" rief Elvira besorgt, „wie, wenn er Dir zugestimmt hätte?"

„Hat nichts zu bedeuten, ich kenne ihn zu genau! Ich brachte ihn auf diese Weise dahin, Eduards Partei gegen mich zu nehmen, bis ich endlich über seine Pläne im Klaren war. Er ist durchaus nicht abgeneigt, seine Zustimmung zu Eurer Vermählung zu geben."

„Wäre es möglich, Mutter!" rief Elvira erregt, „sollte

ich ihm wirklich angehören dürfen? Ach der gute Eduard, er wird außer sich sein vor Glück und Freude."

„Wie, Du hast doch wohl nicht etwa schon mit ihm darüber gesprochen?" fragte die Mutter ernst.

„Nein, kein einziges Wort, das darfst Du mir glauben, und doch ist es, als sprächen wir schon seit einem ganzen Monat von nichts Anderem. Eduard weiß mit so innigem, wahrem Gefühl die Sorge und Liebe zu schildern, welche er seiner Frau, wenn er verheirathet wäre, widmen würde, daß ich ihm voll Seligkeit zuhöre. Und die treue Liebe, welche er seiner Mutter widmet, wird auch auf Dich übergehn, wenn Du seine Mutter sein wirst."

„Schweig, kleine Närrin, und laß mich Dir Alles sagen, was ich weiß. Dein Vater hat bereits ernster als wir selbst an Deine Heirath gedacht, das muß ich rühmend anerkennen. Während er uns gegenüber allen Erklärungen auszuweichen suchte, veranlaßte er einen seiner Freunde, in Eduards Geburtsort genaue Erkundigungen über die Familie einzuziehn . . . Und wie sonderbar der Zufall waltet: eben jetzt ist dieser Freund aus dem Luxemburgischen zurückgekehrt und befindet sich bei Deinem Vater im Saal. Lauten seine Angaben günstig, so wird auch die Entscheidung Deines Vaters günstig sein."

„Und darf ich Eduard sagen, daß ihr Beiden einwilligt?" rief Elvira, in die Hände klatschend.

„Nein, mein Kind, das schickt sich nicht; überlaß das Weitere nur mir und Deinem Vater, wenn der richtige Augenblick gekommen ist, werden wir die Sache schon in Ordnung bringen . . . Still, da höre ich, wie er seinen Freund an die Hausthür begleitet. Halte Dich ganz ruhig und laß den Vater nicht merken, daß ich mit Dir gesprochen habe, er hatte es mir verboten."

Franken trat ein, mit sehr vergnügtem Gesicht, er hielt ein vergilbtes Zeitungsblat in der Hand und sagte zu seiner Tochter, die neugierig darauf hinsah:

„Du möchtest wohl lesen, was hier in der Zeitung steht, nicht wahr, Töchterchen? Ja, und wenn Du erst wüßtest, von wem darin die Rede ist!"

„So laß mich doch sehn, Vater."

„Nein, nein, so schnell geht das nicht; hernach kannst Du in aller Ruhe Dich in den Artikel vertiefen.“

„Wie heiter und vergnügt Du aussiehst, lieber Vater.“

„Ich habe auch alle Ursache dazu, ist es doch immer eine Freude wenn man Gutes hört von Leuten, die man ohnehin schon schätzt und zu seinen Freunden rechnet.“

„O danke, danke, Vater!“ rief Elvira.

„Wie so, danke,“ wiederholte Franken verwundert, „weißt Du denn, von wem die Rede ist?“

„Mein Herz sagt es mir, ich täusche mich nicht! Der, den Du schätzest und zu Deinen Freunden zählst ist Niemand anderes als Eduard Neven.“

„Diesmal ist Dein Herz ein Wahrsager gewesen, Elvira. Der Kaufmann Becker, der aus dem Luxemburgischen zurückgekehrt ist, hat die Mutter gesehn und gesprochen, nennt sie eine achtenswerthe, liebenswürdige Dame, die mit großer Zärtlichkeit an ihrem Sohn hängt. Becker sagt, er sei zu Thränen gerührt gewesen, als die alte Frau ihm von ihrem Eduard erzählt habe. Das freut mich, zwei Dinge gibt es in der Welt, die den Menschen wahrhaft zieren und erheben, nämlich Muth und Herzensgüte. Becker sagt mir außerdem, daß die Familie Neven in der ganzen Umgegend großes Ansehn genieße. Des Lieutenants Vater war Hauptmann bei den Jägern ein tüchtiger, braver Officier, ein Oheim von ihm ist Gutsbesitzer, unter seinen Vettern sind Juristen, Ingenieure, Steuerbeamte, mit einem Wort, gegen die Familie ist nichts einzuwenden.

Elvira hatte die Hand ihrer Mutter ergriffen und drückte sie, je nachdem die Worte des Vaters sie mehr oder minder bewegten. Nun, da er schwieg, machte sie von neuem einen Angriff auf das Zeitungsblatt.

„Nur nicht so eilig,“ mahnte der alte Herr. „Dies hier ist eine Reliquie von Nevens Mutter, die sie meinem Freunde nur für kurze Zeit anvertraut, weil er ihr sagte, das könne ihrem Sohne nützlich sein; meiner Ansicht nach ist das Blatt für den jungen Mann von größerem Werth als ein Barons- oder Grafentitel . . . Noch einen Augenblick, mein Kind, laß mich erst ausreden. In der gegen-

wärtigen Zeit hält es schwer für einen jungen Mann von bürgerlichem Stande, unter die Cavalleriofficiere zu kommen; es mußte also die Beförderung Eduard Nevens aus einem besonderen Grunde erfolgt sein. Auf unser Befragen nach diesem Grunde sagte er mit seltener Bescheidenheit, er habe einmal bei einem Brande Gelegenheit gehabt, sich auszuzeichnen. Mich setzte es nicht wenig in Erstaunen, daß eine gute That, einfach wie er davon sprach, ihm solche Frucht getragen haben solle, aber wenn man einen Blick in diese Zeitung wirft, begreift man Alles. Hier, nun lies, Elvira, oben auf der zweiten Spalte fängt es an, aber lies laut und deutlich, daß auch Deine Mutter es verstehn kann."

Mit zitternden Händen entfaltete Elvira das Blatt und las dann wie folgt:

Heute Nacht gegen zwei Uhr brach in der Gemeinde Solperdange ein heftiges Feuer aus, das die Gebäude der Brauerei des Herrn Fröhlich bis auf den Grund zerstörte. Da ein frischer Wind die Flammen anfachte und an Wasser Mangel war, blieben alle Löschversuche vergeblich. Die Brauerei war bei zwei Brüsseler Gesellschaften versichert.

Bei Gelegenheit dieses Brandes ist eine bewunderungswürdige That geschehn, welche als glänzendes Beispiel von Selbstaufopferung und Heldenmuth verdient, allgemein bekannt zu werden. Augenzeugen, welche heute Morgen in der Redaction unseres Blattes darüber Bericht erstatteten, wußten ihrer Begeisterung kaum genügenden Ausdruck zu geben.

Als auf das Läuten der Brandglocke die ersten Nachbarn herzugelaufen kamen, stand die Brauerei bereits ganz im Feuer, die Flammen schlugen aus sämmtlichen Fenstern des untern Stockwerks heraus. Man lief verwirrt durcheinander, schrie nach Wasser, schleppte Eimer und Fässer herbei, doch ließ sich alsbald erkennen, daß nichts zu retten sei, nicht allein der furchtbaren Gluth, sondern mehr noch des dicken schwarzen Rauches wegen, der aus den

Kellern aufstieg und Jeden, der sich näherte, zu ersticken drohte.

In diesem Augenblicke erscheint an einem Fenster des obersten Stockwerks eine Frau mit aufgelös'ten Haaren, welche die Arme ausstreckt und laut um Hülfe schreit. Man erkennt sie, es ist die Wittwe Fröhlich. Der Anblick eines menschlichen Wesens, das zum Tode in den Flammen verurtheilt scheint, erfüllt Alle mit Grausen und Entsetzen. Die Frauen schreien und klagen, die Männer laufen nach Leitern, aber Alles umsonst, die Leitern, welche man endlich bringt, müssen mitten in die prasselnden Flammen gestellt werden, die aus den untern Fenstern hervordringen. Inzwischen ist die Unglückliche verschwunden, aller Wahrscheinlichkeit nach fiel sie erstickt oder verbrannt in das Feuermeer, jede Hülfe ist unmöglich.

Da kommt ein Unterofficier der Cavallerie, der sich auf Urlaub in Solperdange befindet, eiligst herangelaufen. Er vernimmt die Wehklagen über den entsetzlichen Tod der Wittwe Fröhlich, und hört zugleich, daß man sie eben noch am Fenster gesehn hat. Der junge Mann wirft einen Blick auf das Gebäude und ergreift dann die Leiter. Man glaubt, er wolle versuchen, zu dem Fenster emporzuklettern, er aber rennt quer durch die Flammen, stößt die Hausthür auf und verschwindet im Innern des brennenden Gebäudes.

Da er zu den Freunden des Hauses gehört, kennt er die Treppen und Gänge desselben ganz genau; gleichwohl steht zu befürchten, daß Feuer und Rauch ihn ersticken werden, und der in athemloser Spannung zuschauenden Menge entringt sich der Ruf: „Der arme Mensch! Der arme Mensch!" Man ist überzeugt, daß die Flamme ein neues Opfer verschlingen wird.

„O mein Gott!" seufzte Elvira, das Lesen unterbrechend.

„Fahre fort,“ sagte ihr Vater, „Du bist noch nicht zu Ende.“

Ihre Rührung bezwingend, begann das Mädchen von Neuem:

Die Befürchtung verwirklichte sich indessen nicht. Wenige Augenblicke später kam der Unterofficier, eine Frauengestalt in den Armen tragend, wieder zum Vorschein, lief denselben Weg zurück, den er gegangen war und legte die Wittwe Fröhlich unter dem Jubel der Zuschauer sanft auf den Boden. Die arme Frau, die bis dahin ohnmächtig gewesen war, stieß einen entsetzlichen Schmerzensschrei aus und machte eine Bewegung, als wollte sie in das brennende Haus zurückkehren. Man hielt sie gewaltsam auf, sie aber jammerte in herzzerreißendem Ton:

„Mein Kind! Mein Kind!“

„Ihr Kind!“ klang es ringsum, „Ihre kleine Cecilia?“

„Ja meine arme unglückliche Kleine!“ schrie die Mutter, und sank wie vernichtet in die Kniee.

Was nun thun? Die Treppe war hinter dem Unterofficier eingestürzt und aus der offnen Hausthür drang ein wahres Flammenmeer hervor. Der unverzagte Jüngling lief eine Weile rund um das Gebäude herum, da bemerkte er an einer fensterlosen Seitenmauer eine Dachrinne, die in schwindelnder Höhe zu dem Hauptgiebel sich hinzog. Er stellte eine Leiter dagegen, eilte mit Blitzesschnelle hinauf klammerte sich mit beiden Händen an die Renne fest und gleitet so, zwischen Himmel und Erde schwebend, dem Vordergiebel zu, bis sein Fuß das Gesimse des verhängnißvollen Fensters erreicht. Gleich darauf verschwindet er noch einmal in Rauch und Flammen.

Mehrere Minuten der angstvollsten Spannung vergehn, viele Zuschauer vergießen Thränen des Mitleids mit der verzweifelnden Mutter, dem armen Kinde und dem heldenmüthigen Soldaten . . . Doch da steht er plötzlich wieder auf der Fensterbank, er hat sich seines Rockes entledigt und trägt Etwas darin

auf dem Rücken gebunden. Funken sprühn um seine Füße, Flammen schlagen ihm nach aus dem Zimmer, dem er entflieht.

Er schlägt wieder denselben Weg ein, windet sich mit den Händen die Dachrinne entlang, als hätte er Riesenkräfte. Jetzt erreicht er die Leiter, klettert hinab, legt das Bündel, das er auf dem Rücken trug, auf die Erde nieder und sinkt dann selbst zusammen neben dem geretteten Kinde, erschöpft, blutend und furchtbar verbrannt.

Elviras Stimme war allmählich in ein unterdrücktes Schluchzen übergegangen, jetzt ließ sie die Zeitung fallen, legte die Hände vor die Augen und brach in ein schmerzliches Weinen aus.

Auch ihre beiden Eltern waren tief bewegt; in den Augen der Mutter glänzten Thränen und Franken machte sich mit seinem Taschentuch zu schaffen, als ob er nießen müsse. Erst als er sah, daß die beiden Frauen sich schweigend umarmten, gewann er seine Fassung und sagte lachend:

„Ihr sollt mir wohl sonderbare Leutchen sein! Weint da über Etwas, das schon vor Jahren geschehn ist, und worüber Ihr Euch vielmehr freuen müßtet. Man sollte glauben, es sei ein Unglück geschehn.“

Elvira blickte zu ihm auf und sagte mit dem Ausdruck der innigsten Dankbarkeit:

„Aber Du selbst, lieber Vater, bist ja auch ganz gerührt ob dieser schönen Geschichte.“

„Ich? Ja bei mir ist das Bewunderung. Siehst Du, Muth gilt für die erhabenste aller Tugenden, und bei diesem Vorgange tritt er in glänzender Weise hervor. Der junge Mann hat mehr Muth bewiesen, als man mit Recht von einem Menschen verlangen kann. Da wir nun aber zu lesen begonnen haben, so laß uns den Artikel auch beendigen, es bleiben uns noch einige Zeilen, und zwar die gerade, welche über Eduards Beförderung Auskunft geben.“

Er nahm das Blatt wieder auf und fuhr nun selbst da fort, wo Elvira aufgehört hatte:

Besinnungslos wurde der arme Jüngling in die

Pastorat getragen, wo man ihm die erste Pflege angedeihen ließ, er hatte große Brandwunden auf dem Rücken und an den Schultern, und eine Menge geringerer an Händen, Armen und Füßen, der Arzt aber versichert, daß sein Leben nicht bedroht ist. An demselben Morgen noch haben die Bewohner des Ortes, der Bürgermeister und der Pastor an der Spitze, eine Bittschrift an den König erlassen, in der sie für den heldenmüthigen Unterofficier die Gnade Seiner Majestät anrufen und ihn bitten, eine so glänzende That der Menschenliebe und des Muthes durch einen eben so glänzenden Beweis königlicher Gunst zu belohnen.

Elviras Herz schlug höher, ihre Augen strahlten, aber sie sagte nichts.

„Das ist also die Ursache von Eduards Beförderung zum Officier. Ich wiederhole noch einmal, dieses Blatt hat größeren Werth in meinen Augen als ein Adelsdiplom, und er, der solcher Aufopferung fähig war, dürfte den Edelsten des Landes zugezählt werden, selbst wenn er nicht Officier wäre. Das heißt, das Letztere ist darum doch auch nicht zu verachten."

Auf ihren Vater zutretend und die Arme um seinen Hals schlingend sagte Elvira gerührt:

„Lieber Vater, ich danke Dir aus dem Grunde meines Herzens. Bis zu meinem letzten Athemzuge werde ich Dich dafür segnen und lieben."

„Wofür?" fragte Franken, sich verwundert stellend.

„Aber das weißt Du ja doch, Väterchen," schmeichelte sie.

„Ja, ja, kleine Hexe, ich kann mir wenigstens so etwas denken. Einige Hoffnung darfst Du Dir schon machen, wenn auch nicht gar zu viel."

Elvira faltete die Hände und sah ihn flehend an.

„Was willst Du denn nun noch?" fragte er lachend.

„Ein einziges Wort Vater; es wird mein Herz mit endloser Dankbarkeit erfüllen."

„Nun, so setze Dich einmal neben mich und gib mir

die Hand .... Du schätzest wohl den Lieutenant sehr hoch?"

„O gewiß, Vater, sehr!"

„Und ein noch stärkeres Gefühl hegst Du für ihn. Du liebst ihn, nicht wahr?"

Elvira seufzte und schlug erröthend die Augen nieder.

„Es ist gut, mein Kind. Aber bist Du auch ganz gewiß, daß er Deine Liebe erwidert?"

„Ach Vater, daran ist nicht zu zweifeln, sein edles Herz gehört mir, ganz allein."

„Und Du glaubst, daß er Dich glücklich machen wird?"

„Ich bin so gewiß davon, wie von meinem Leben."

„Dann sage ich Dir noch einmal, sei gutes Muthes, mein Töchterchen, ich will mit dem Lieutenant über diese wichtige Angelegenheit reden, und wenn nicht etwas Unerwartetes dazwischen tritt, so bist Du binnen Kurzem Eduard Nevens Braut."

Jetzt warf sich das Mädchen jubelnd dem Vater um den Hals und streichelte und küßte ihn unter einer Fluth von Dankesworten. Als er sich sanft aus ihren Armen losgemacht hatte, sagte er:

„Ich will mich mit Deiner Mutter über den Brautschatz verständigen, den wir Dir mitgeben können, oder vielmehr über eine Jahresrente, denn die Kapitalien müssen einstweilen noch im Geschäfte bleiben. Wieviel glaubst Du wohl, daß Ihr brauchen würdet?"

„Sei großmüthig, Väterchen," antwortete sie bittend.

„Du scheinst Gewicht auf das Geld zu legen."

„Es ist nicht für mich," entschuldigte sie sich.

„Nicht für Dich? Für wen denn sonst? Heraus mit der Sprache."

Frau Franken kam ihrer Tochter zu Hülfe.

„Du thust dem Vater Unrecht, Elvira, wenn Du an seiner Güte zweifelst," sagte sie.

„Ich will Dir erklären, Martin, warum sie eine reichliche Mitgift wünscht. Eduards Mutter lebt von einer kleinen Pension und muß sich sehr einschränken, sie ..."

„Wenn weiter nichts ist," unterbrach sie Franken.

„Der Lieutenant mag meinetwegen seinen ganzen Sold der Mutter abtreten, ich habe nichts dawider, finde es im Gegentheil lobenswerth.“

„Nein, lieber Vater, das wäre nun mir wieder nicht nach dem Sinn,“ antwortete Elvira, „auch ich möchte meinen Antheil haben an den Früchten seiner Arbeit. Mein Gatte möchte sich sonst gedemüthigt fühlen, und ich weniger glücklich sein.“

„Ja da hast Du einen richtigen und guten Gedanken, Elvira,“ stimmte Franken ihr zu. „Die Frau muß in der That wissen, daß ihr Mann für sie schafft. Sei ruhig, mein Kind, ich werde es so einrichten, daß Ihr der Mutter Eduards ein behagliches, angenehmes Leben verschaffen könnt. Nur ein paar Tage noch Geduld, dann wird Alles geordnet sein, so hoffe ich wenigstens.“

„Laß mich jetzt gehn,“ sagte er aufstehend, da Elvira seine Hand noch immer fest in der ihrigen hielt, „ich muß die Infanterie exercieren sehn. Ueberlege die Sache gründlich mit Deiner Mutter, den Lieutenant aber laßt Ihr nichts merken, sonst schweige ich, — verstanden? Uebrigens kömmt er ja nie vor 6 Uhr, und dann bin ich zurück. Lebt wohl, Ihr Beiden, und lest den Zeitungsartikel nur noch einmal, ich muß ihn hernach meinem Freunde Becker wieder zustellen. Der General wird heute zur Inspection auf dem Exercierplatze sein, da werden große und interessante Uebungen ausgeführt, für tausend Franken möchte ich sie nicht versäumen. Adieu, bis nachher.“

Er verließ das Zimmer und stieg die Treppe hinauf um noch etwas an seinem Anzuge zu ordnen und ein Buch einzustecken, das den Titel führte: évolutions de ligne.

Dann eilte er die Straße hinunter, vor sich hin murmelnd:

„Zum Henker, ich komme schon eine halbe Stunde zu spät! Wenn nur das Beste nicht bereits vorüber ist! Schnell vorwärts! Pas accéléré! Marche!“

III.

Einige Minuten vor sechs Uhr schritt der Lieutenant Neven über den Markt und schlug eine der langen Straßen ein, die von dort nach den verschiedenen Stadtthoren führen. Er trug weiße Handschuhe, Lackstiefel und seine besten Epauletten, alles an ihm strahlte, sowohl sein Gesicht wie sein Anzug.

Vor der Thür des stattlichen Hauses, an der mit vergoldeten Buchstaben der Name Franken zu lesen war, blieb er stehn und schellte, und das erste, das ihm begegnete, nachdem die Magd geöffnet und ihn in das Zimmer geführt, waren Elviras freundliche blaue Augen, die mit überglücklichem geheimnißvollem Ausdruck auf ihm ruhten.

Eine Welt voll Seligkeit lag heute in diesen Augen, nie zuvor hatten sie so ihn angesehn, es leuchtete aus ihnen eine Liebe, die nicht mehr sucht sich zu verbergen. — Sollte ihr Vater seine Einwilligung gegeben haben?

Herr Franken saß mit seiner Frau an einem kleinen Spieltische, doch standen bei Eduards Eintreten Beide auf und begrüßten ihn auf das herzlichste. Auch auf ihren Gesichtern kennzeichnete sich eine außergewöhnlich glückliche Stimmung.

„Ich war gerade im Begriff, mit meiner Frau die althergebrachte Abendparthie zu machen," sagte Franken, „sie hält an dem Herkommen fest und ist nicht zufrieden, wenn ihr Spielchen einmal unterbleiben muß. Ich selbst frage nicht viel danach. Ja, wenn es noch Schach wäre! Das Schachbrett gleicht dem Schlachtfelde, da heißt es, überlegen, berechnen. Heute sind mir die Karten nun

ganz besonders langweilig, ich weiß selbst nicht warum. Bitte vertreten Sie meine Stelle, Eduard, ich setze mich neben Sie und helfe Ihnen aus, wo es sein muß."

Ein unterdrückter Seufzer entfuhr Elviras Brust; auch der Lieutenant schien nicht gerade entzückt von dem Vorschlag, gleichwohl unterwarf er sich bereitwillig seinem Schicksal und nahm an dem Tische Platz, indeß Frau Franken still vor sich hin lächelte und sich an der Verlegenheit der beiden jungen Leute zu weiden schien.

Während dann der Lieutenant mit aller Aufmerksamkeit, deren er fähig war, dem Spiel sich widmete, erzählte der Hausherr von dem militärischen Schauspiel, dem er heute beigewohnt hatte. Er lobte, tadelte, corrigirte wie ein echter Sachverständiger und richtete zugleich eine Menge von Fragen an seinen jungen Freund, der so vieler Störungen gar nicht bedurft hätte, um recht schlecht zu spielen und einen Fehler über den andern zu machen. Er verlor denn auch eine Parthie nach der andern.

Was ihn jedoch am meisten in Erstaunen setzte, war die ungewöhnliche Fröhlichkeit von Elviras Mutter. Ganz gewiß, hier war, seit gestern, Etwas geschehn, das sie Alle in eine so glückliche Stimmung versetzte . . . Und durfte er hoffen, in irgend einer Weise dabei betheiligt zu sein?

Elvira war eine Weile an dem Spieltisch stehn geblie- und hatte hin und wieder ein Wort in die Unterhaltung geworfen. Der Neckereien der Eltern überdrüssig, setzte sie sich endlich an ihren Stickrahmen und that, als ob sie in ihre Arbeit ganz vertieft sei. Eduard warf von Zeit zu Zeit einen Blick zu ihr hinüber, er las den Verdruß auf ihrer Stirn und sein Herz flüsterte ihm zu, was die Ursache davon sei. Das nahm ihm den letzten Rest von Interesse für das Spiel, er war jetzt so weit, daß er selbst die Karten nicht mehr von einander unterschied und Karokönig für Treffbuben ansah. Franken hatte endlich Erbarmen mit ihm und rief aus:

„So wahr der Magnet das Eisen anzieht, Ihre Gedanken sind nicht mehr bei der Sache, mein wackrer Lieutenant. Geben Sie die Karten nur wieder her und setzen

Sie sich etwas zu Elvira, der auch die Petersilie verhagelt scheint."

Eduard ließ sich das nicht zweimal sagen; er stand erfreut auf, um sich dem jungen Mädchen zuzugesellen, doch da wurde plötzlich im Hausflur eine Stimme laut, die Alle aufhorchen machte.

„Ich werde Dich lehren, meine Pferde schlecht putzen, verfluchter Kerl," schallte es draußen, „wenn das noch einmal passirt, so werfe ich Dich aus dem Stall. Fort mit Dir, Schurke, beeile Dich! Benno gibst Du sogleich eine Metze Hafer, und dann sorge nur, daß Esmeralda morgen läuft wie der Teufel! Schweig, und thu was ich Dir befohlen habe, Esel!"

Die Thür des Zimmers wurde aufgeworfen, und ein junger Herr in hohen Reitstiefeln, die Jockeymütze auf dem Kopf, die Reitpeitsche in der Hand, trat ein.

Er mochte etwas mehr als zwanzig Jahre zählen, da er aber bartlos und sehr mager war, machte er einen viel jüngeren Eindruck und man hätte es kaum für möglich halten sollen, daß die rauhen, heftigen Worte aus seinem Munde kamen.

Die Gesellschaft mit einem kurzen bonjour begrüßend näherte er sich dem Spieltische und sagte zu Madame Franken:

„Mutter, ich möchte gern ein Wort allein mit Dir sprechen."

„Du stehst nicht auf, bevor das Spiel zu Ende ist," rief Franken erzürnt. „Er ist den ganzen Tag umhergelaufen, da kann er nun einen Augenblick Geduld haben. Was bedeutet eigentlich . . ."

„Aber ich habe keine Zeit, Vater," unterbrach ihn der Jüngling.

„So mußt Du Dir Zeit nehmen."

„Unmöglich! Man erwartet mich im Kaffeehause."

„Das bleibt sich gleich. Zuerst wird das Spiel beendet."

„Meinetwegen!" brummte der junge Mann und warf sich auf einen Stuhl in der Nähe des Fensters, die Beine

weit auseinanderstreckend, wie Jemand, der zu Pferde sitzt.

Arthur mußte sehr schlechter Laune sein, denn gewöhnlich zeigte er sich viel freundlicher seinen Eltern, und besonders auch dem Lieutenant gegenüber. Dieser wollte ihm die Hand reichen und sagte begütigend:

„Sie scheinen verstimmt zu sein, lieber Arthur; ist etwa Ihren Pferden Etwas zugestoßen?“

„Lassen Sie mich in Ruh,“ lautete die unwirsche Antwort. „Gerade Sie sind Schuld, daß ich so ärgerlich bin.“

„Ich? Wie denn das?“

„Es gibt Freunde, die in unserer Gegenwart thun als ob sie uns liebten und achteten, denen es aber nicht darauf ankommt, uns hinter dem Rücken allerlei Schlechtes nachzusagen.“

„Wollen Sie damit zu verstehn geben, daß ich . . .“

„Ja, daß Sie!“

„Ihnen sollte ich Etwas nachgesagt haben?“

„Wenn auch nicht gerade mir, so doch meinem Pferde Esmeralda, und es ist mir noch lieber Sie verleumden mich, als die edlen Thiere, die sich nicht vertheidigen können.“

Franken, der aufgestanden war, zog den Lieutenant sacht bei Seite und flüsterte ihm zu:

„Bitte, überlassen Sie mir diesen unverschämten Burschen.“

Dann seinem Sohn gerade gegenüber tretend, donnerte er:

„Schämst Du Dich nicht, Du Flegel, so mit einem Officier zu sprechen? Dein Treiben wird mir allmählich denn doch etwas zu toll, ich fange an zu glauben, daß Dein Leben im Stall und im Sattel Dich auch mit der Zeit in ein Thier verwandelt. Wie konntest Du Dich unterstehn, den armen Reitknecht vorhin so anzufahren? War das die Sprache eines wohlerzogenen Menschen oder eines Packträgers, sag?“

„Ist es der Sportclub, in dem Du solche Ausdrücke lernst? Ich kann und will das nicht glauben; Edelleute,

Officiere, die Söhne aus den ersten Familien der Stadt werden doch nicht ihre Ehre darin suchen, die Sprache von Stalljungen sich anzueignen. Jedenfalls mißfällt mir Dein Betragen im allerhöchsten Grade und ich dulde nicht länger, daß Deine Gesundheit ein Opfer dieses wüsten, ausgelassenen Lebens wird. Ich habe es Dir schon einmal gesagt und Du kannst Dich darauf verlassen: wenn Du Dich nicht besserst, so verschwinden die Pferde aus dem Stall, und bei meiner Ehre, es kommt mir kein Thier wieder hinein."

Der junge Mann merkte, daß es Ernst war; die feste Haltung seines Vaters imponirte ihm und er sagte beinah bittend:

„Ach Vater, Du rechnest mir auch Alles gleich so hoch an! Ich amüsire mich vielleicht etwas zu viel, aber ich bin nun einmal jung und thue doch Niemandem etwas zu leide."

„Nun, so bitte den Herrn Lieutenant um Entschuldigung," antwortete Franken besänftigt, „ich will dann wieder einmal versuchen, Deine Unhöflichkeit zu vergessen."

„Meiner heftigen Worte wegen will ich mich gern bei ihm entschuldigen, Vater, aber laß er dann auch gestehn, daß er nicht gut an an mir gehandelt hat."

Eduard trat näher und reichte ihm lächelnd die Hand.

„Freund Arthur, ich glaube zu wissen, was Sie meinen," sagte er. „Sie ließen vorgestern Ihr Pferd von dem Hauptmann Vanmoer reiten, ich begegnete ihm mit zweien meiner Cameraden, er war nicht zufrieden mit dem Thier und tadelte an ihm eine Menge eingebildeter Gebrechen, von denen ich die meisten bestritt, Esmeralda herausstreichend, wie sie es verdient. Aber einige kleine Mängel, die sie mit den meisten andern Pferden theilt, konnte ich nicht in Abrede stellen, wie zum Beispiel, daß sie etwas engbrüstig ist und darum rasch ermüdet . . . Sie sehn, die ganze Geschichte hat nichts zu bedeuten, geben Sie mir die Hand, und dann sprechen wir nicht weiter davon."

Arthur folgte der Aufforderung und sagte, bedeutend artiger:

„Bei Lichte besehn, ist es in der That nicht der Mühe werth, sich darüber zu ärgern, aber in Bezug auf meine Pferde bin ich nun einmal äußerst empfindlich, und da ist es mir denn nicht übel zu nehmen, daß ich meine Lieblinge nicht schmähen hören kann, selbst wenn ich einsehe, daß der Tadel begründet ist, doch nun genug davon, die Sache ist abgemacht. — Mutter, willst Du jetzt eben mit mir gehn? Ich muß Dich durchaus einen Augenblick sprechen."

„Brauchst Du schon wieder Geld, Verschwender?" sagte Franken ohne merklichen Verdruß.

„Ja Vater, aber ich habe noch Vorrath von dem Preise, den ich auf dem letzten Rennen gewonnen und der Mutter in Verwahrung gegeben. Morgen gehn wir unserer Zwölf wieder in die Breitfelder Haide, um unser Glück von Neuem zu versuchen."

„Wie? Morgen? Da müssen wir ja alle zusammen nach dem Sandhofe, ich habe auch für Dich die Einladung angenommen."

„Das ist aber ganz unmöglich, Vater! Ich bitte Dich um alles in der Welt, bestehe nicht darauf; es wird eine so prächtige, lustige Parthie, nicht für tausend Franken möchte ich dabei fehlen! Sei nachsichtig, Vater, und gib mir die Erlaubniß."

„In Gottes Namen denn! Amüsire Dich auf Deine Weise, wenn Du nur nicht den Hals dabei brichst."

Frau Franken verließ mit ihrem Sohne das Zimmer kehrte jedoch zurück, bevor noch ihr Gatte die Bemerkungen beendet hatte, zu welchen Arthurs Verhalten ihm die Veranlassung gaben.

„Komm, Pauline, laß uns noch ein Spielchen machen, der Zwischenfall war nur eine vorübertreibende Wolke, Arthur ist zwar ein kurioser Heiliger und ein verwöhnter Sohn, aber er hat doch ein gutes Herz . . . Und Du, Elvira, hast die schwierige Aufgabe, Dich mit dem Herrn Lieutenant zu unterhalten."

Elvira kehrte zu ihrem Stickrahmen zurück, schob ihn noch weiter in den Hintergrund des Zimmers und winkte Eduard, sich zu ihr zu setzen. Als er, ein paar Schritte

von ihr entfernt, auf einem Stuhl Platz nahm, sagte sie lachend:

„Nein, so nicht, mein Herr, ich bedarf Ihres Beistandes, Sie sollen mir als Garnwinde dienen. Näher noch! Strecken Sie beide Hände aus! So! — Aber wie ungeschickt Sie sind! Haben Sie denn noch niemals Garn gehalten?“

„O doch, oft genug — für meine Mutter,“ versetzte der Lieutenant zögernd.

Scheinbar um ihm den Strang Seide über den Arm zu legen beugte Elvira sich über ihn und flüsterte:

„Eduard, das thue ich nur, um über wunderschöne Dinge mit Ihnen zu plaudern. Still! Lassen Sie sich nichts merken und sprechen Sie eben so leise wie ich.“

„Bravo! Bravo!“ rief Franken, in die Hände klatschend. „Herkules in den Banden der . . . der . . . den Namen der Dame habe ich vergessen. Aber so gefallen Sie mir, ich sehe, es steckt ein braver Familienvater in Ihnen. — Heda, Frau, Du pfuschest wieder, Du hast mir in die Karten gesehn. So macht sie es immer, wenn ich die Augen nur einen Moment abwende.“

Beiden Spielenden lag offenbar daran, zu gewinnen, sie betrieben die Sache mit unverkennbarem Eifer, von Zeit zu Zeit entstand sogar ein kleiner Streit und der Lieutenant und Elvira blieben unbehelligt.

Was erzählten sich wohl die jungen Leute beim Abwinden dieses endlosen Fadens? Es muß Etwas gar Schönes gewesen sein, denn Seligkeit strahlte aus ihren Augen. Wie beglückend war die Gegenwart, wie glänzend erschien ihnen die Zukunft; die Stunden vergingen, sie wußten nicht wie, und die ganze Nacht hätten sie so weiter sitzen mögen, doch jetzt sprang der Hausherr von seinem Sitze auf und rief:

„So, nun sind wir fertig! Diese Frau spielte wahrhaftig bis morgen früh, wenn ich mich nicht wehrte. Ich habe gewonnen, ich bin der Sieger!“

Und dann zu dem jungen Paar sich wendend, fragte er verwundert:

„Was, ist der Strang noch immer nicht abgewickelt?

Das ist ja ein wahrer Telegraphendraht; Ihr beiden scheint mir wohl geschlafen zu haben. Komm, Elvira, laß uns nun schnell unsern kleinen Abendspaziergang machen. Heute bitte ich den Herrn Neven noch nicht, sich uns anzuschließen, aber vielleicht später."

Der Lieutenant war aufgestanden und hatte sich dem Hausherrn genähert. Er drückte in so herzlichen Worten seinen Dank für die unverdiente Güte aus, mit der er behandelt würde, seine Augen strahlten dabei in so ungewönlichem Glanz und sein Lächeln verrieth eine solche Glückseligkeit, daß Franken sogleich erkannte, was die Uhr geschlagen hatte.

„Ich sehe schon, mein Töchterchen hat aus der Schule geschwatzt," sagte er, mit dem Finger drohend. „Nun, für diesmal schadet es nicht. Hören Sie, mein junger Freund, ich gehe mit dem Gedanken um, Sie in Ihrer Wohnung aufzusuchen, da ich über wichtige Dinge mit Ihnen sprechen muß. Wann sind Sie zu Haus?"

„Morgen, bis Mittag, und überhaupt zu jeder Stunde, die Sie bestimmen werden. Ich kann mich im Dienst vertreten lassen."

„Morgen nicht, Sie wissen, daß wir dann den ganzen Tag abwesend sind. Aber übermorgen um zehn Uhr. Paßt Ihnen das?"

„Gewiß! Haben Sie tausend Dank! Uebermorgen! Welch' lange Zeit!"

„Und welche Ungeduld!" rief Franken lachend. „Nun, nun, verlieren Sie inzwischen den Muth nicht, mein lieber Eduard, vielleicht werden Sie, wie das Sprichwort sagt beim Warten nicht verlieren. Nun schlafen Sie wohl und lassen Sie sich etwas Schönes träumen, etwa daß Sie über Nacht General geworden sind."

Also scherzend begleitete er den jungen Officier bis zur Thür des Zimmers. Eduard wechselte noch einen vielsagenden Blick mit Elvira, verabschiedete sich von ihrer Mutter und verließ dann das Haus, das all' sein Lebensglück, seine ganze Hoffnung in sich schloß.

Still vor sich hin lächelnd eilte er durch die Straßen seiner Wohnung zu, die sich in dem ersten Stockwerk einer

großen Specereihandlung befand. In seinem Zimmer, angekommen sank er, wie überwältigt von zu großem Glück, in einen Sessel und legte beide Hände vor das Gesicht. Aber nicht lange verharrte er in dieser Haltung; nach wenig Augenblicken schon sprang er auf, zündete seine Lampe an und begann an seine Mutter zu schreiben. Mit wunderbarer Schnelligkeit flog seine Feder über das Papier und er hielt nur von Zeit zu Zeit inne, um einen glückstrahlenden Blick auf das Bild der alten Dame zu werfen, das über seinem Schreibtisch hing.

Endlich, als das Blatt ganz beschrieben war, unterzeichnete er seinen Namen und las dann halblaut:

Geliebte Mutter!

Eigentlich sollte ich erst übermorgen schreiben, aber mein Herz kann seine Seligkeit nicht allein tragen, Du mußt ihm helfen.

Mutter, Deine Ahnung hat Dich nicht getäuscht, ich stehe im Begriff mich zu verloben, mit dem edlen, reizenden Mädchen, das Du schon aus meinen Briefen kennst. Ihre guten Eltern sind mit unserer Verbindung vollkommen einverstanden, sie selbst hat es mir gesagt, übermorgen will Elviras Vater zu mir kommen und mir seine Zustimmung bringen.

O Mutter, wärst Du heut Abend unsichtbare Zeugin unseres Glücks gewesen, Du würdest die Stunde nicht erwarten können, wo Du diesen Engel der Liebe an Dein Herz drücken wirst. Ist schon ihr Körper rein und schön wie eine Lilie, so ist doch ihre Seele tausendfach schöner. Gott sei gepriesen, daß er ihre Eltern so reich gemacht, ihr selbst ein so bedeutendes Vermögen bestimmt hat. Wohlthaten aus den Händen meiner Braut, aus den Händen Deiner Tochter können nicht demüthigend für Dich sein, liebe Mutter, und Elvira denkt an nichts Anderes, als wie sie Deine alten Tage verschönen, es Dir gut und behaglich machen soll. Bei uns wirst Du wohnen, kannst Du Dich aber nicht entschließen, Deine Heimath ganz zu verlassen, so wirst Du auch dort vom Ueberfluß umgeben sein,

das ist Elviras Wille. Wunderbar groß ist die Macht ihrer Liebe, Mutter; es kommt mir mitunter vor, als liebte sie Dich mehr als selbst ich.

Ach wäre der Tag der Hochzeit nur erst da! Ein einziger Blick von ihr wird Dich mit Dank gegen Gott erfüllen, der ein so herrliches Geschöpf für mich, für Deinen Eduard, erschaffen hat. Es ist mir fast wie ein Traum, ich kann es kaum glauben, daß ich Elviras Bräutigam bin, daß so viel Schönheit, Herzensgüte, Seelenreinheit mir gehört, und dazu kommt noch das Vermögen, der Reichthum, der auch das Lebensglück meiner guten Mutter steigern wird.

O bitte zu Gott für sie, segne in Deinen Gebeten den Engel, dessen Liebe uns Beiden die Welt in einen Himmel von unzerstörbarer Freude verwandeln wird! Bis übermorgen, liebe Mutter, dann erfährst Du mehr von

Deinem Eduard.

Schnell versiegelte er den Brief und eilte damit die Treppe hinab, um ihn zur Post zu bringen.

IV.

Von seinem Hauptmann mit einer besonderen Dienstleistung beauftragt, befand sich Eduard Neven am andern Tage um fünf Uhr Nachmittags noch in der Kaserne.

Wiewohl es nicht seine Art und Weise war, selbst in Gedanken gegen seine Pflicht sich aufzulehnen, so verdroß ihn doch dieses Mißgeschick, denn gerade zu dieser Stunde sollte im Wissenschaftlichen Verein der Vortrag über die Todesstrafe gehalten werden.

Der Lieutenant hatte seinem Freunde, dem Dr. Lecourt, versprochen diesem Vortrage beizuwohnen. Er brannte vor Ungeduld, demselben bei dieser Gelegenheit mitzutheilen, welch' guten Fortgang seine Sache inzwischen genommen,

und daß seine Hoffnungen sich in Gewißheit verwandelt hatten.

Von fieberhaftem Verlangen getrieben führte er mit großem Eifer die Befehle seines Vorgesetzten aus, und als er endlich frei war, eilte er, so rasch er konnte, dem Vereinslocale zu, kaum hoffend, daß er den Freund noch finden würde.

In dem weiten Hofraum um das Gebäude bemerkte er Niemanden, das war ein günstiges Zeichen, und bevor er noch das große Portal erreichte, schallte lautes Händeklatschen ihm entgegen. Der Vortrag also war noch im Gange.

Er trat in den Saal und fand kaum noch ein Plätzchen, wo er stehend zuhören konnte.

Der Redner war ein junger Mann mit interressantem Gesicht, hoher Stirn und schwarzen Augen, aus denen das Feuer der Begeisterung sprach, man sah es ihm an, er glaubte eine hohe, edle Aufgabe zu erfüllen.

Nachdem der Beifallssturm sich einigermaßen gelegt hatte, nahm er seinen Vortrag wieder auf.

„Verehrte Anwesende,“ begann er, „noch auf einen Augenblick muß ich Sie bitten, mir Ihre Aufmerksamkeit zu schenken, ich will versuchen, in aller Kürze zusammenzufassen und zu wiederholen, was ich die Ehre hatte, Ihnen vorzuführen und die Schlußfolgerungen daraus zu ziehn, welche meiner Ansicht nach, mit zwingender Wahrheit sich ergeben.“

„Ist die Todesstrafe durch Gott legitimirt?“

„Der höchste Richter hat gesagt: „non occides, Du sollst nicht tödten.“ Die menschliche Gesellschaft ist nicht berechtigt, sich über dieses göttliche Gesetz zu stellen, unter dem Vorwande, daß es nur Einzelnen gelte. Die Religion bezweckt, daß der Sünder sich bekehre und bessere, nicht daß er sterbe; indem man gewaltsam durch das entsetzliche Messer des Henkers das leibliche Leben zerstört, tödtet man nicht selten zugleich die Seele. Der Mensch, der nicht einmal einen Grashalm beleben kann, er sollte befugt sein, kalten Blutes und aus Rachsucht seinen irrenden Bruder zu tödten! Und wenn gar das Gericht einen

Irrthum begeht, und einen Unschuldigen verurtheilt, wer sühnt das geschehene Unrecht und erweckt das arme Opfer aus dem Grabe?

„Ist die Todesstrafe nützlich? Ist der Henker der ausübende Arm einer gesellschaftlichen Nothwendigkeit?

„Ein Blick in die Geschichte belehrt uns, daß die Zeiten und die Länder, in denen das Schaffot eine große Rolle spielte, gerade diejenigen sind, worin die Mordlust wie eine allgemeine Krankheit in der Nation grassirte. Blut schreit nach Blut, sein Anblick nimmt dem Menschen den geheimnißvollen und heilsamen Schrecken, den er davor empfindet.

„Ist die Todesstrafe von hervorragender Wirksamkeit als abschreckendes Beispiel?

„Ich habe Ihnen soeben das Schauspiel einer Hinrichtung vorgeführt. Sie sahen, wie nicht allein Tausende von Männern, sondern auch Frauen und Kinder stundenlang plaudernd und lachend auf den Beginn desselben warteten und dann, nach seinem blutigen Abschluß, lärmend heimkehrten, über die schrecklichen Einzelheiten schwätzend und über die Art und Weise, in der der Verurtheilte und der Henker ihre Rolle gespielt.

„Glaubt man wirklich im Ernst, durch solche Mittel der Menge Ehrfurcht vor dem Menschenleben, Scheu vor dem Blutvergießen einzuflößen? Ganz gewiß, die Todesstrafe wird mit der Zeit aus allen Gesetzgebungen Europas verschwinden.

„Ich tadle die Leute nicht, welche vor einer unbedingten und sofortigen Abschaffung derselben zurückweichen. Die Verwirklichung großer Reformen, wichtiger Gedanken wird erst möglich, nachdem man den Geist der Völker auf ihren Empfang vorbereitet hat. Dies nun ist unsere Mission; wir rufen mit dem deutschen Dichter Schiller: Laßt uns die Menschenliebe säen! Verdrängen wir aus den Gesetzen die Rachsucht und bringen wir jene Liebe an deren Stelle, welche der göttliche Gesetzgeber Christus dem Menschen zugewiesen hat, als einziges Mittel der Rechtfertigung, des Glücks und der Vervollkommnung. Das walte Gott."

Wieder folgte ein betäubender Beifallssturm; man huldigte vielleicht mehr noch der Ueberzeugungstreue des Redners als der Unwiderleglichkeit der von ihm angeführten Gründe, jedenfalls aber war für den Augenblick die Begeisterung allgemein.

Zehn Herren etwa hatten die Rednerbühne bestiegen, um den Advokaten zu beglückwünschen. Eduard sah aus der Ferne, wie sein Freund Daniel Lecourt ihm beide Hände reichte und lebhaft zu ihm sprach. Das wunderte ihn nicht, denn da Daniel Lecourt über das, was er das Gesetz der Liebe nannte, eben so bestimmte Ansichten hatte wie der Redner aus Lüttich, so konnte es nicht fehlen, daß er dessen Aussprüchen aus vollem Herzen beipflichtete.

Der Advokat ging mit denen, die ihn umringten, langsam bis in die Mitte des Saales hinab. Das Publicum hatte sich erhoben und drängte den beiden Ausgangspforten zu, es währte lange, bis der Lieutenant den Strom theilen und sich der Rednerbühne nahen konnte.

Als er endlich bis dahin gelangt war, sah er den Doctor nicht, und wie er auch umherblicken mochte, er gewahrte ihn nicht in dem Saal, der mehr und mehr zu leeren sich begann.

Eduard trat in den Garten, wo jetzt im Schatten von Akazien und Linden viele Bürger und Officiere an kleinen Tischen Platz genommen hatten, um, noch unter dem Eindruck des Vortrags, über das wichtige Thema weiter zu disputiren.

Nachdem er eine Weile mit den Augen gesucht hatte, sah er endlich den Freund ganz im Hintergrund des Gartens und ging eiligen Schrittes auf ihn zu.

Der Doktor saß an einem Tisch mit zwei Herren in Civil und einem Infanterieofficier, dessen Abzeichen ihn als Hauptmann kennzeichneten.

Der Eine der beiden Civilisten war bereits ein Greis, er hatte etwas sehr Ruhiges in seiner äußern Erscheinung, wiewohl das feine Lächeln, das um seine Lippen spielte, einen scharfen Verstand verrieth. Der Andere mochte fünf-

oder sechsundzwanzig Jahre zählen, er schien noch voll Begeisterung über das eben Gehörte.

Als Eduard sich dem Tische näherte, war eben der alte Herr am sprechen und die Uebrigen hörten aufmerksam zu. Das veranlaßte ihn, nachdem er einen flüchtigen Gruß mit dem Freunde gewechselt hatte, sich still niederzusetzen und geduldig das Ende der Unterhaltung abzuwarten, bis sich endlich eine passende Gelegenheit bieten würde, die Gesellschaft mit Daniel zu verlassen.

Der junge Herr fiel jetzt dem Alten in's Wort.

„Bah!" rief er, „das sind Begründungen aus den Zeiten der Barbarei. Fort damit, Herr Professor, das Menschenleben ist heilig, fort mit dem Schaffott. Und wenn die alten Leute vor solchen durchgreifenden Reformen zurückschrecken, so werden wir, wir Jungen, die Welt so gestalten, wie wir sie haben wollen!"

„Das Menschenleben ist heilig, sagen Sie, mein verehrter Herr Baron," entgegnete der Professor mit der gewohnten Ruhe. „Das ist ohne allen Zweifel ein vortrefflicher Grundsatz, die Schwierigkeit besteht nur eben darin, ihn auch von Räubern und Mördern anerkannt zu sehn. Sobald Sie jungen Männer es fertig bringen, Schelme und Banditen von seiner Wahrheit zu überzeugen und sie demgemäß handeln zu lassen, werde ich mit beiden Händen die Abschaffung der Todesstrafe unterschreiben. Mir erscheint dieses feurige Mitleiden mit den Verbrechern, diesen Feinden der menschlichen Gesellschaft, um so auffallender, als es sich schlecht mit der Theilnahme verträgt, die doch mit Recht den von ihnen gemordeten Opfern gebührte. Es ist eine Sache von unendlicher Wichtigkeit, die man gegenwärtig vor das Volk bringt und man begeht eine große Unvorsichtigkeit, indem man ein übereiltes Urtheil abgibt."

„Was mich angeht," sagte der Doktor Lecourt, „so bin ich noch im Zweifel darüber, ob der Augenblick zur bedingungslosen Abschaffung der Todesstrafe bereits gekommen ist; daß er aber kommen wird und daß über kurz oder lang diese Abschaffung durch ganz Europa wird verkündigt werden, ist meine feste Ueberzeugung. Schon der

Verlauf der Weltgeschichte weist darauf hin. In den ersten Zeiten galt das Faustrecht, es hieß damals Auge um Auge, Zahn um Zahn, und da Verwandte und Freunde eines Stammes das diesem widerfahrene Unrecht rächen mußten, floß täglich das theure Menschenblut an hundert Stellen. Die zweite Periode kann man eine Periode der Versöhnung nennen; da durfte man selbst nicht mehr Rache nehmen, sondern war verpflichtet, mit dem Feinde sich zu vertragen, wenn er die Beleidigung zurücknehmen oder Schadenersatz leisten wollte. In der dritten Periode entzieht die menschliche Gesellschaft den Privatpersonen jegliche Ausübung des Rechts und behält sich allein die Pflicht und die Befugniß vor, Verbrechen zu strafen, indem sie dieselben, als gegen sich selbst verübt betrachtet.

„Sie bemerken in dieser Aufeinanderfolge einen sicheren Fortschritt und unaufhaltsame Verbesserung. Ich gebe zu, daß dann eine Zeit der Verfinsterung eintrat, wo das Schwert des Henkers nicht einmal mehr als ausreichend betrachtet wurde; Strafen genügte nicht, man wollte sich rächen, wie ein Mensch in blinder Wuth, man erfand die Folterqualen, die grausamsten Todesarten. Aber was war die Folge? Das von Oben gegebene Beispiel fand allenthalben Nachahmung, die Menschen wurden rachsüchtiger und grausamer, die Verbrechen steigerten sich in demselben Maße wie die unmenschlichen Strafen, die man dagegen in's Feld führte . . .“

„Gestatten Sie mir eine kleine Unterbrechung,“ fiel ihm der alte Herr in's Wort; „Ihre letzte Beweisführung scheint mir in der That denn doch etwas gewagt. Sollte nicht vielmehr das, was Sie als Ursache bezeichnen, Wirkung gewesen sein, mit andern Worten, müssen wir nicht die harten schrecklichen Todesstrafen der damaligen Zeit als eine Folge der großen Verwilderung der Völker und als Mittel zur Besserung betrachten?“

„Nein,“ versetzte der Doktor, „das will ich Ihnen sogleich beweisen. Italien ist ein Land, wo, wie Sie wissen, noch immer die Gewohnheit herrscht, Schwert und Dolch zur Ausübung persönlicher Rache zu gebrauchen. Toscana ist ein Theil von Italien, und seine Bewohner sind nicht

weniger heißblütig als ihre Landsleute. Und, in diesem Herzogthum war seit mehr als einem halben Jahrhundert die Todesstrafe abgeschafft und die Mordthaten waren dort bei weitem nicht so zahlreich wie in dem übrigen Italien.“

„Auf den Rath einer auswärtigen Macht setzte der Großherzog im Jahre 1852 die Todesstrafen wieder ein, aber alsbald stellte sich die Nutzlosigkeit um nicht zu sagen Schädlichkeit dieser Maßregel klar und deutlich heraus, und man beeilte sich, sie im Januar 1860 wieder rückgängig zu machen.“

„Und daraus schließen Sie, daß die Aufhebung der Todesstrafe die Zahl der Verbrechen vermindert?“ fragte der Professor.

„Ich könnte eine solche Schlußfolgerung mit Leichtigkeit rechtfertigen,“ versetzte der Doktor, „vorläufig aber geht aus den geschilderten Verhältnissen für mich nur hervor, daß das Fehlen des blutigen Schaffotts die Verbrechen nicht vermehrt und daß es daher als eine nutzlose Grausamkeit betrachtet werden muß. Doch lassen Sie mich gütigst ausreden. Mir scheint, daß wir uns einer vierten Periode nähern, welche man die der Gerechtigkeit, der Vernunft und der Liebe nennen kann. Freilich herrscht noch immer viel Bosheit und Finsterniß, die Menschheit sieht nur erst ein Bild in der Zukunft scheinen und hat den Weg, der dahin führt noch nicht erkannt, aber sie weiß, daß dieses Licht der Wiederschein des Reiches der Bruderliebe, der Versöhnung und des Glückes ist. Wie immer auch unsere persönlichen Ansichten über die Todesstrafen sein mögen, so müssen wir doch auch die muthigen Männer bewundern, welche, wie vorhin der beredte Lütticher, die Völker reif zu machen suchen für die Verwirklichung des Gesetzes der christlichen Liebe, das in der That das höchste Ideal der menschlichen Vollkommenheit ist.“

Eine Weile schwiegen Alle, der Doktor hatte mit fester Ueberzeugung und zugleich mit auffallender Ruhe gesprochen, und seine Worte hatten auf die Zuhörer einen tiefen Eindruck gemacht.

„Herr Doktor,“ sagte endlich der Professor, „Sie ha-

ben mich beinah zu Ihrer Ansicht bekehrt und ich gebe zu, daß man die Ausführung der Bluturtheile so selten als möglich geschehen lasse. Aber der menschlichen Gesellschaft das Schwert ganz entreißen, der Gedanke erschreckt mich, weil ich die Folgen eines solchen Beschlusses nicht berechnen kann."

„Ich wiederhole noch einmal: Fort mit dem Henker! Fort mit dem Schwerte!" rief der junge Baron dazwischen.

„Auch ich halte es mit meinem Freunde Lecourt," sagte der Lieutenant, der mit getheilter Aufmerksamkeit zugehört hatte. „Es ist besser, das Leben von hundert Verbrechern sparen, als Gefahr laufen, einen Unschuldigen zu tödten."

„In der That," stimmte nun auch der Hauptmann zu, „kraft welchen Rechtes sollte man nehmen dürfen, was man nicht wieder ersetzen kann? Das Gericht irrt mitunter, und welch' entsetzliche Vorstellung ist es, die Menschheit mit blutbefleckten Händen an einem offnen Grabe stehn zu sehn, sie seufzen zu hören: Ich habe ein schuldloses Leben geopfert und bin unfähig, den Mißgriff gut zu machen."

„Also ist die Furcht vor den Gottob sehr seltenen Justizmorden der einzige Grund, der Sie gegen die Todesstrafe einnimmt, Herr Hauptmann?" fragte der Professor.

„Durchaus nicht, mein Werthester, ich pflichte vielmehr der so eben hier ausgesprochenen Ansicht bei und wünsche die absolute Abschaffung des Henkers. Das Menschenleben soll den Menschen heilig sein."

Ein seltsames Lächeln ungläubig und traurig zugleich, spielte um den Lippen des alten Herrn und er schüttelte sinnend den Kopf.

„Herr Hauptmann," sagte er dann, „ich möchte nicht gern Etwas sagen, das Sie verletzen könnte und bin weit entfernt, zu persönlichen Anklagen oder Beschuldigungen überzugehn. Wollen Sie mir gestatten, mit voller Aufrichtigkeit zu antworten?"

„Ohne allen Zweifel! Wir philosophiren ja doch, nicht wahr?"

„Nun dann: Das Reich des Lichtes, der Liebe und Gerechtigkeit, von dem vorhin unser verehrter Freund der Doktor sprach, scheint mir, auf Erden wenigstens, ein Traum zu sein, und zwar ein in weiter Ferne liegender, unsichrer Traum. Im menschlichen Gemüthe herrscht noch eine solche Verwirrung und Dunkelheit, daß es mir vorkommt, als hätten wir seit vielen Jahrhunderten keinen Schritt auf dem Wege der sittlichen Verbesserung gethan."

„O welche Ketzerei, dieser Zweifel an dem menschlichen Fortschritt!" rief der Doktor.

„Der Herr Professor glaubt vielleicht, wir gingen zurück und würden schließlich wieder in der alten Wildniß landen," sagte Eduard lachend.

„Die Frage ist nicht so leicht zu lösen wie Sie glauben," sagte der alte Herr ernst.

„Schwarzseherei des Alters," scherzte der Baron, „Sie meinen also, wir sollten uns wieder in die Zeit zurückversetzen, wo es weder Eisenbahnen, noch Dampfschiffe, noch Telegraphen gab? Danke bestens!"

„Ich spreche nicht von den unbestreitbaren Siegen, welche die Wissenschaft über die Natur davongetragen hat," erwiderte der Greis, „sondern von denen, die der Mensch über seine Leidenschaften und bösen Neigungen, mit einem Wort über seine sittliche Natur davontragen sollte . . . Herr Hauptmann, Sie sagten, das Menschenleben müsse dem Menschen heilig sein, gerade aus ihrem Munde überraschten mich diese Worte, da Sie Soldat sind und einen Degen tragen. Verstehn Sie ihre ganze Bedeutung?"

„Gewiß; zweifeln Sie daran, Herr Professor?"

„Wenn Jemand Sie beleidigte, Sie verletzte in Ihrer Würde als Mann und als Officier, was würden Sie thun?"

Der Hauptmann legte die Hand auf seinen Degen und entgegnete stolz:

„Ich hoffe, daß ich Ihnen das nicht zu sagen brauche, Herr Professor."

„Nein, thatsächlich nicht, denn ich weiß ganz genau, Sie würden Ihren Feind auf Pistolen oder Degen fordern. Und wenn Sie ihn nun tödteten?"

„So würde mir das vielleicht recht leid sein, was soll ich sonst darüber sagen?"

„Wenn aber dieser noch am Tage vorher Ihr bester Freund gewesen wäre?"

„Das macht keinen Unterschied; die militärische Ehre muß auf jeden Fall hergestellt werden, sie fragt nicht danach, von wem die Beleidigung ausgegangen ist."

Der Doktor rieb sich lächelnd die Hände. Da er als Arzt in den Lazarethen die verhängnißvollen Folgen der blutigen Zwistigkeiten unter den Officieren nur zu oft mit erlebt hatte, war er ein entschiedener Feind der Duelle, und außerdem schauderte seine menschenliebende Natur vor einem Brauche zurück, als dessen Triebfeder er Stolz und persönliche Rachsucht betrachtete. Er war innerlich froh, bei der heiklen Frage einen Verbündeten in dem Professor zu haben.

„Bleiben wir ruhig bei der Sache, meine Herren," sagte dieser, dem es nicht entging, wie wenig Anklang seine Worte bei den übrigen Zuhörern fanden. „Ihrer eignen Aussage gemäß, Herr Hauptmann, soll das Menschenleben als heilig betrachtet werden. Es scheint nun, daß diese Aussage nicht buchstäblich zu nehmen ist, anerwogen Sie ohne Zaudern unter gewissen Umständen das Blut Ihres Nächsten vergießen, ja Ihrem besten Freunde eine Kugel durch den Kopf schießen würden. Gleichwohl hat der, den Sie auf diese Weise kalten Blutes tödten, Niemanden ermordet, die menschliche Gesellschaft braucht keine Vergeltung an ihm zu üben und eben so wenig braucht sie zu fürchten, daß er Verbrechen gegen sie begehen wird. Was ist also eher zu rechtfertigen, das Messer der Guillotine oder der Degen in der Hand eines Duellanten? Ist das Blut, das der Letztere vergießt, nicht auch Menschenblut?"

Ein Sturm von Entrüstung und heftigen Einwürfen folgte dieser Darlegung. Der Hauptmann, der junge Baron, der Lieutenant, Alle überboten sich in der Anführung von Gründen, welche sie für geeignet hielten, den Zweikampf

zu vertheidigen oder doch wenigstens als eine unvermeidliche Nothwendigkeit hinzustellen.

Fast noch lauter als sie erhob der Doktor seine Stimme und erklärte, daß er dem Greise beipflichte in seiner Verwerfung des Duells, ohne deßhalb indessen die Beibehaltung der Todesstrafe zu sanctioniren. Niemand hörte auf ihn, Alle sprachen und schrien wirr durcheinander.

Nur der alte Herr ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Ohne die mindeste Furcht oder Unzufriedenheit zu zeigen schwieg er, bis die Gemüther sich einigermaßen beruhigt hatten; dann fuhr er fort:

„Ich begreife Ihre Erregung, meine Herren; bin ich doch selbst Soldat gewesen und kenne daher den Bann, in dem Sie stehen. Nun sage ich aber mit dem Lütticher Advokaten: man muß ohne zu zaudern und ohne den Blick vom Ziele abzuwenden, dasjenige billigen, was gut sein würde, wenn es ausführbar wäre, weil eben die stets wiederholte Billigung ein untrügliches Mittel ist, das als gut Erkannte ausführbar zu machen. Ich bin weit entfernt, Jemanden persönlich anzuklagen, ja vielleicht thäte ich als schwacher Mensch und Sclave der Mode an Ihrer Stelle genau wie Sie. Das hindert mich aber nicht, einzusehen, daß das Duell ein Mord ist . . .“

Erneuter, heftiger Widerspruch seitens der Zuhörer.

„Nun, so sprechen wir nicht weiter mehr davon,“ murmelte er lächelnd; „es ist ja immerhin möglich, daß das von Gott gegebene Sittengesetz auf verschiedene Personen auch verschiedene Auslegung findet. Gern hätte ich Ihnen gegenüber noch einige andere, gewichtige Gründe geltend gemacht, aber da es Ihnen mißfällt, Dinge anzuhören, die mit Ihren Ansichten und Gefühlen nicht übereinstimmen . . . .“

„Sprechen Sie immerhin,“ rief der Hauptmann im Namen der Andern. „Unsere Entrüstung ist gerecht, Sie aber als Bürger und Philosoph, stehn der Sache ganz anders gegenüber und dürfen Ihre eigene Ansicht vertreten.“

„Ich danke Ihnen, meine Herren,“ versetzte der Greis

mit überlegenem Lächeln, „aber halten Sie nun auch Wort und zürnen Sie mir nicht wegen dessen, was ich sagen werde. Zur Sache also: Das Schwert des Henkers trennt von Zeit zu Zeit einem Mörder den Kopf vom Rumpfe, und Sie sehn darin eine abscheuliche, verwerfliche Grausamkeit. Zeigte ich Ihnen nun ein Land, einen Ort auf der Erde, wo man an einem Tage zwanzigtausend Menschen, die nichts verschuldet haben, den Kopf abschlägt, so würden Sie das natürlich zwanzigtausendmal scheußlicher finden."

„Jetzt wird er uns gar von der schwarzen Majestät von Dahomy sprechen," murmelte der Baron, jedoch laut genug um verstanden zu werden.

„Gut, ja verlegen wir den Schauplatz der Handlung nach Afrika. Ein König möchte gern das Land eines andern Königs besitzen. Ein Volk, das die Erzeugnisse seiner Industrie nicht unterzubringen weiß, möchte ein anderes Volk zwingen, seine Waare für schweres Geld anzukaufen. Oder auch, es gelüstet die Machthaber nach Kriegeswehn, der immerwährende Friede wird langweilig, Könige oder Königinnen haben ein beleidigendes oder nur zweifelhaftes Wort mit einander gewechselt. Was geschieht? Hunderttausende von jungen Männern, die ruhig und fleißig im Felde, in den Werkstätten schafften, werden hinter dem Pflug hinter dem Arbeitstisch hervorgeholt und, sie mögen wollen oder nicht, zu Kriegern gestempelt. Sie ziehen in den Krieg, ihre Mütter weinen und fluchen der unmenschlichen Gewalt, die ihre Söhne zwingt sich tödten zu lassen oder zu tödten . . . ."

In den Augen des Hauptmanns glühte das Feuer der Entrüstung, doch hielt er den aufsteigenden Zorn noch zurück, aus Furcht, er könnte sich über die Absichten des Andern getäuscht haben.

„Einen Augenblick noch, Herr Hauptmann," sagte dieser, „ich bitte, regen Sie sich nicht auf; wir verhandeln hier nicht über bestimmte Persönlichkeiten oder Länder, sondern sprechen ganz allgemeine Grundsätze aus. Ich sage also weiter: Diese hunderttausend Helden werden in's Feld geführt gegen andere hunderttausend Helden, die sie

— man weiß selten warum — ihre Feinde nennen. Von Kopf bis zu den Füßen bewaffnet, rücken sie aus, unter Trommel- und Trompetenschall und fallen in das feindliche Land. Wenn es etwas lebhaft hergeht, fangen sie an zu brandschatzen und zu morden, selbst Frauen und Kinder sind nicht sicher vor ihrem Heldenmuth. Eine große Schlacht wird geliefert, Säbel und Lanzen, Gewehre und Kanonen spielen ihre Rolle, zerschmetterte Gliedmaßen fliegen umher, ganze Colonnen sinken nieder in einem Meer von Blut, und — wenn der Ausgang unentschieden bleibt, so kann man auf beiden Seiten Zeuge sein einer entsetzlichen Blasphemie, denn beide Heere danken Gott, daß Er ihnen vergönnte, zwanzigtausend Menschen von der Erde zu vertilgen."

„Ich hoffe, Sie haben nicht die Absicht, mich zu verhöhnen, mein Herr," rief der Hauptmann, nur mühsam sich bezwingend, „und ich muß Sie daran erinnern, daß Sie zu Officieren der Armee reden. Der Krieg ist das gesetzlichste Recht, das überhaupt existirt, das einzig mögliche Recht zwischen Fürsten und Nationen, ein Gottesurtheil den verschiedenen Geschlechtern gegenüber. Und erfüllt man, indem man das Vaterland vertheidigt, nicht die heiligste aller Pflichten?"

„Ereifern Sie sich nicht, Herr Hauptmann," versetzte der Professor mit unzerstörbarer Gelassenheit. „Wenn man das Vaterland vertheidigt, so thut man in der That etwas Gutes und Schönes. Zum Unglück muß aber auf jeden Fall eine der beiden Parteien Unrecht haben und wenn diese zwanzigtausend ihrer sogenannten Feinde tödtet, so begeht sie doch in der That zwanzigtausend Morde. Oder sollte das Blut der Soldaten weniger kostbares Menschenblut sein als das der Verbrecher auf dem Schaffott, das Sie geheiligt nannten? Was ich zu beweisen suche ist, daß wir noch tief im Irrthum stecken und daß die menschliche Bildung keinen einzigen festen Schritt thun wird, so lange der Krieg, diese unermeßliche große Richtstätte, nicht durch das Gewissen der Völker gebrandmarkt ist als ein riesenhafter Mord und gottloses Verbrechen. Und da sage ich denn zu dem Herrn Doktor: der Krieg ist das Gebirge,

das uns trennt von dem Reiche der Harmonie, der Liebe und der Gerechtigkeit."

„Das alles sind leere Träume von Philosophen und Pedanten," erwiderte der Hauptmann. „Der Krieg ist ein verbürgtes Recht und bildet einen Theil der menschlichen Natur. Wie die Gelehrten und Besserwisser auch dagegen losfahren mögen, es wird immer Krieg sein, und wer nicht der Sclave des Fremden werden will, muß sich bereit halten, sein Land und seine Freiheit zu vertheidigen. Denn sagen Sie einmal selbst, Herr Professor, halten Sie es in der That für möglich, daß der Krieg abgeschafft werde?"

„Nun, ich denke der Kaiser von Frankreich hat dazu den ersten Anstoß gegeben. War nicht sein Vorschlag, einen Congreß europäischer Nationen zu berufen, ein Versuch zur Wiedererrichtung des Amphictionenbundes, der zur Zeit der alten Griechen die Streitigkeiten der Völker schlichtete und dessen Zweck es war, den Krieg zu verhindern? Der Kaiser kam darin nur dem allgemeinen Bedürfniß, dem Verlangen nach Frieden entgegen, das in Europa unwiderstehlich um sich greift, der Vorschlag des Fürsten wurde für dieses Mal nicht angenommen, aber er ist eine Saat, die keimen und grünen wird, — hoffen wir es wenigstens, um noch an eine Reform der menschlichen Gesellschaft glauben zu können. Daß der Krieg plötzlich und gänzlich verschwinden könnte, ist ein leerer Traum, ich weiß es."

„Aber daß mit der Zeit unter den gebildeten Völkern die blutigen Opfer abnehmen werden, und daß die Sucht nach Herrschaft und Kriegsruhm als ein verbrecherischer Trieb betrachtet werden wird, daran ist nicht zu zweifeln."

Der Hauptmann wollte noch einmal das Wort ergreifen, um den Redner zu widerlegen, doch da schlug es Sieben auf dem nächsten Kirchthurm, und der Doktor stand eilig auf.

„Die Herren entschuldigen, daß ich sie so plötzlich verlassen muß," sagte er, „über der interessanten Debatte habe ich ganz die Zeit vergessen, ich müßte längst im La-

zareth sein, wo der Garnisonsarzt wohl schon auf mich wartet. Guten Abend."

Und von dem Lieutenant gefolgt ging er eiligen Schrittes dem Ausgang zu.

Unterwegs sagte er zu seinem Freunde:

„Der alte Professor hatte ganz Recht; der Krieg ist in der That das größte Hinderniß, das sich dem Fortschreiten der Menschheit in den Weg stellt."

„Ich könnte Dir beweisen, daß Ihr beide irrt," versetzte Eduard, „aber ich kenne seit lange Deine unumstößlichen Ansichten nach dieser Richtung und möchte Dir auch lieber von etwas Anderem sprechen."

„Dann mußt Du so gut sein, mich eine Strecke zu begleiten, denn ich darf keinen Augenblick verlieren; meine Kranken warten."

„Gern, Daniel, ich bin für heut Abend frei. O ich weiß es, Du wirst meine Freude theilen wenn ich Dir erzähle, was sich seit unserm letzten Zusammensein begeben hat."

„Sollte Herr Franken Dir etwa seine Zustimmung ertheilt haben?"

„Er will sie mir morgen selbst bringen, mich in meiner Wohnung aufsuchen."

„Das hat er gesagt? Nun, da darfst Du in der That ruhig sein. Ich wünsche Dir von Herzen Glück, lieber Eduard, Du bist ein Glückskind, ein Liebling der Vorsehung. Welch' erfreuliche Nachricht nehme ich mit in unsere Heimath, morgen reise ich dahin. Wie froh wird Deine gute Mutter sein, wie innig wird sie Gott danken!"

„Ich habe ihr sogleich geschrieben, morgen früh wird sie meinen Brief erhalten. Gestern verlebte ich einen Abend, der Jahre des Glücks und der Freude aufwiegt. Elvira flüsterte mir zu, daß ihr Vater mit unserer Verbindung einverstanden sei, ja sie wünsche, und malte mir dann in den glänzendsten Farben unser zukünftiges Leben aus. Ich kann mir die Sprache eines Engels nicht lieblicher denken, weißt Du, was sie mir für eine Bedingung auferlegte? Meine Mutter in unser Haus aufzunehmen,

oder falls sie es vorzöge, in ihrer Heimath zu bleiben, ihr aus unsern Einkünften eine Leibrente von zweitausend Franken auszusetzen, das ist im Luxemburgischen ein wahrer Reichthum, meine gute Mutter wird bis an ihr Lebensende wie eine Fürstin leben können. Gott sei gepriesen für diese große Wohlthat."

„Ja, ja, Du bist glücklich, Eduard," sagte der Doktor, „und Du verdienst es zu sein. Gibt es wohl ein heiligeres Band als das, welches Mutter und Sohn mit einander verbindet? . . . . Zweitausend Franken, das ist viel! Fräulein Franken muß einen bedeutenden Brautschatz bekommen."

„Einen Brautschatz zwar nicht, obgleich ihr Vater sehr reich ist und nur zwei Kinder hat. Aber er will seine Kapitalien nicht aus dem Geschäft ziehn und setzt seiner Tochter einstweilen ein Jahrgehalt von zehntausend Franken aus. Mit meinem Sold macht das ein Einkommen von dreizehntausend Franken, ich werde so reich wie ein Crösus sein."

„Wahrhaftig! Und wer weiß, ob Du nicht später ein Millionär werden wirst."

„Das glaube ich selbst, Daniel, und es ist alle Aussicht dazu vorhanden. Nun, wenn das Behagen meiner Mutter nicht damit in engem Zusammenhang stände, so würde ich wenig Gewicht darauf legen, das Herz Elviras ist Millionen werth."

„Zugegeben, aber wenn Du nun das Herz besitzest und die Millionen nebenbei? . . . . Da sind wir am Ziel, ich muß Dich verlassen, Eduard."

Dem Lieutenant schien das sehr unangenehm zu sein.

„Ueber so Manches hätte ich noch mit Dir sprechen mögen, was Du meiner Mutter und den dortigen Freunden mittheilen sollst," murmelte er verdrießlich.

„Augenblicklich geht das nicht, ich bin zu eilig, da ich aber erst morgen Nachmittag abreise, komme ich im Laufe des Morgens, gegen neun Uhr wollen wir sagen, noch einmal zu Dir, da können wir Alles überlegen. Leb' wohl."

Damit öffnete er die Thür des Lazareths, und Eduard kehrte in die Stadt zurück.

Langsam schlenderte er durch die Straßen dahin, träumerisch und ohne bestimmtes Ziel. Elvira war mit ihren Eltern einer Einladung auf das Land gefolgt und kam wohl erst zu später Stunde heim, er hatte also keine Hoffnung, sie heute noch zu sehn.

Des Umherstreichens müde begab er sich endlich in das Militärcasino, um noch ein paar Stunden mit seinen Cameraden zuzubringen.

Als er eintrat, waren etwa zwanzig Officiere und zwei Civilisten anwesend, doch herrschte ein so lautes und lebhaftes Treiben, daß man hätte glauben sollen, der Saal sei ganz mit Menschen angefüllt. Das Mischen der Dominosteine auf den Marmortischen, das Lachen und Rufen der Spielenden, vor allem aber die lärmende Unterhaltung von vier oder fünf Cavallerielieutenants, die über Pferde und Rennen disputirten, verursachte dies ungewöhnliche Getöse.

Der Eifer, die Begeisterung, mit welcher über die Eigenschaften der Pferde verhandelt wurde, hätte kaum größer sein können, wenn die Ehre der Herren Lieutenants selbst in Frage gezogen wäre. „Sie beleidigen meine Stute, Sie verleumden meinen Wallach,“ klang es in einem Ton, als gälte es einer Herausforderung auf Tod und Leben. Zum Glück waren die Streitenden gute Freunde, die Scherz von Ernst zu unterscheiden wußten.

Eduard Neven trat an sie heran, um sie zu begrüßen. Man erzählte ihm, das Pferd Arthur Frankens habe gegen das des Grafen Osterfeld gelaufen und einen Preis von fünf hundert Franken, außerdem ein Banket für zwölf Zeugen des Rennens gewonnen.

Der Sieg von Elviras Bruder erfreute den Lieutenant sehr, und er machte so wenig Hehl daraus, daß einer der Cameraden ihn fragte, ob er vielleicht auf Frankens Esmeralda gewettet habe.

Lachend gab er eine ausweichende Antwort. In demselben Augenblick rief von einem fernstehenden Tisch ein anderer Camerad:

„Heda, Eduard, ich sitze hier schon eine Stunde hinter den Dominosteinen und warte auf einen Mitspieler; willst Du nicht eine Lanze mit mir brechen? Es gilt eine Flasche Rüdesheimer."

„Mit dem größten Vergnügen," versetzte Neven, dem Andern gegenüber Platz nehmend.

Eine Viertelstunde mochte in dieser Weise vergangen sein, als man draußen im Corridor lärmende Stimmen vernahm, als wenn ein Haufen betrunkener Zechbrüder nahte. Gleich darauf wurde die Thür des Saales heftig aufgeworfen und fünf oder sechs Officiere traten ein, mit ihnen ein junger Mann, der, gestiefelt und gespornt, aussah wie ein englischer Jockey.

Den Officieren sah man an, daß sie von einer wohlbesetzten Tafel kamen, sie waren etwas angeheitert, aber vollkommen Herren ihrer selbst. Der junge Mann dagegen schrie und lärmte und fuchtelte mit den Armen durch die Luft, er hatte jedenfalls zu viel getrunken.

Auf den Tisch schlagend rief er einem Kellner zu:

„Zehn Flaschen Champagner, garçon, auf Kosten von Esmeralda! Die Thiere haben gelaufen wie die Teufel, Esmeralda ist reich und kann ihre Freunde bewirthen. Schnell, sage ich, oder Du sollst die Sporen fühlen."

Eduard erkannte die Stimme Arthur Frankens und stand auf um ihm zu seinem Siege Glück zu wünschen. Sein Gefährte suchte ihn zurückzuhalten, indem er sagte:

„Bleib' sitzen, Neven, Du siehst doch, was die Uhr geschlagen hat. Franken ist betrunken; er ist immer ein grober, unleidlicher Mensch, aber wenn er zu tief in's Glas gesehn hat, ist er schlimmer wie ein Stachelschwein."

Der Lieutenant achtete nicht auf diese Worte, sondern näherte sich seinem zukünftigen Schwager.

„Bravo, Arthur," sagte er, ihm auf die Schulter klopfend, „die Nachricht von ihren Erfolgen hat mich innig erfreut."

„Hat Sie erfreut? Wirklich?"

„Aufrichtig; Sie dürfen mir's glauben."

„Nein, ich glaube nicht, daß Esmeraldas Feinde sich über ihren Triumph freuen können. Aber es bleibt sich

gleich, sprechen wir nicht mehr davon. Ich fühle, daß das Blut mir zu Kopfe steigt . . ."

Er wurde unterbrochen durch einen Officier, der ihn scherzweise an der Schulter faßte und nach der andern Seite kehrte, von wo aus man eine Frage an ihn gerichtet hatte.

Eduard wartete noch einen Augenblick; da er aber sah, daß der junge Franken, gewiß nicht ohne Absicht fortfuhr ihm den Rücken zu kehren, erkannte er, daß es gerathen sei, ihn vorläufig in Ruhe zu lassen und kehrte mit einem Seufzer zu seiner Dominopartie zurück, ohne sich ferner um die lärmende Gesellschaft zu kümmern.

Inzwischen floß und schäumte der Champagner, und Arthur, unaufhörlich zum Trinken animirend, trank selbst mehr als irgend Einer der Andern.

Es ist eine verderbliche Gewohnheit der Menschen, in Gesellschaften sich an den Thorheiten und Ausgelassenheiten Betrunkener oder Schwachköpfiger zu amüsiren und sie darin zu bestärken, um Stoff zum Lachen zu finden. Tausende von Unglücken sind auf diese Weise verursacht worden, wie leicht zu begreifen ist. Und wer trägt dann die Schuld?

Jetzt ging es nun so mit Arthur Franken. Er erging sich in groben Ausfällen gegen diejenigen, welche seine arme Esmeralda gelästert hatten, ohne gleichwohl einzelne Persönlichkeiten namhaft zu machen. Die Officiere, um sich zu erlustigen, hetzten ihn auf gegen die Feinde seines Pferdes und gaben ihm zu verstehn, daß sie an seiner Stelle mit der Pistole oder dem Degen in der Faust die Verleumder zur Rechenschaft ziehen würden.

Seiner Sinne nicht mehr mächtig und mit flammenden Augen sprang Arthur auf und rannte quer durch den Saal nach dem Tische, an dem Eduard saß.

„Sie, Sie sind der ärgste von Esmeraldas Feinden," schrie er wie rasend, „Sie haben das herrliche Thier ein schlechtes Pferd genannt."

„Sie irren, Arthur," versetzte der Angegriffene mit möglichster Ruhe, erschreckt die Folgen erwägend, welche des jungen Mannes Verblendung haben konnte.

„Nein, nein, ich irre nicht! Sie sind Esmeraldas Feind und darum auch der meine," lautete die Antwort. „Ich fordere Rechenschaft von Ihnen, wegen Ihrer schändlichen Verleumdungen. Sie werden sich mit mir schlagen! Ich fordre Sie auf Pistolen!"

„Aber lieber Freund, das geht ja nicht, Sie wissen selbst, daß das ganz unmöglich ist," erwiderte der Lieutenant mit traurigem Lächeln.

„Warum nicht? Weil ich zu jung bin und mit Pistolen nicht umzugehen weiß? Das ist nicht Ihre Sache, sondern die meine! Wollen Sie, oder wollen Sie nicht?"

„Nein, ganz gewiß nicht."

„So werde ich Sie zwingen."

„Nimmermehr!"

„So nimm dies, Du Feigling!" Und mit einer raschen Bewegung dem Andern sich nähernd, versetzte er ihm einen heftigen Schlag in das Gesicht.

Da verlor Eduard alle Herrschaft über sich selbst. Bleich vor Zorn und wüthend wie ein verwundeter Löwe sprang er auf, seine Fäuste umklammerten krampfhaft einen Stuhl und vielleicht wäre ein Unglück geschehn, wenn nicht fünf oder sechs Cameraden sich dazwischen geworfen und ihn zurückgehalten hätten.

Von allen Seiten rief man ihm zu, daß sein Zorn begründet sei und daß der ihm angethane Schimpf durch Blut müsse weggewaschen werden. Solches könne aber nur mit den Waffen in regelrechtem Zweikampf geschehn.

Plötzlich nahmen die Züge Eduards einen gänzlich veränderten Ausdruck an; er schlug die Augen nieder, ein Zittern durchlief seinen Körper, seine Arme sanken kraftlos herab. Elviras Bild und das seiner Mutter war ihm vor die Seele getreten, er hatte eingesehn, daß das geträumte Glück, daß ein ganzes Leben voll Seligkeit an einem schwachen Fädchen gehangen hatte und durch eine einzige Bewegung beinah für immer vernichtet worden wäre.

„Laßt mich los, ich bin jetzt ganz ruhig," sagte er zu den ihn Umgebenden in einem Ton, aus dem die tiefste Betrübniß sprach.

Er wollte zu Arthur gehn, der sich nach seiner Heldenthat riesenstark wähnte und lebhaft gestikulirend am andern Ende des Saales hin und herlief, wohin man ihn gebracht hatte. Sobald der Letztere Eduards ansichtig wurde schrie er ihm von Neuem das entsetzliche Wort „Feigling“ entgegen und schwur, daß er ihn schon zwingen werde, Esmeraldas Ehre herzustellen, oder ihm in's Gesicht schlagen werde, wo immer er ihm begegne.

Bebend vor Scham und Schrecken ging der Lieutenant an dem Betrunkenen vorüber und griff nach seinem Helm, der auf einer Fensterbank stand, seine Cameraden mit einer stummen Handbewegung grüßend. Ein Schrei der Verwunderung, der Entrüstung vielleicht, entfuhr ihnen, als sie Thränen in seinen Augen glänzen sahn.

War denn Eduard Neven wirklich ein Feigling?

Bevor sie sich noch von ihrem Staunen erholt hatten, war er aus dem Saal und verschwand in der Dunkelheit der Straße.

V.

Es war am andern Morgen noch vor neun Uhr, als der Doktor sich zu seinem Freunde auf den Weg machte. Er mußte bereits erfahren haben, was sich am vergangenen Abend im Casino zugetragen hatte, denn sein Schritt war eilig, seine Züge verriethen Kummer und er murmelte im Gehen vor sich hin:

„Armer Edurd! Welch' fatale Lage! Entweder ist sein Glück und das seiner Mutter auf immer vernichtet oder seine Ehre als Soldat und Officier verloren. Sollte er ein neues Opfer des verhängnißvollen Vorurtheils werden?“

Als er um die Ecke der Straße bog, in der Neven wohnte, wurde seine Aufmerksamkeit durch zwei Cavallerieofficiere geweckt, welche aus dem Hause seines Freundes zu kommen schienen. Was ihm besonders auffiel war, daß sie ihren Paradeanzug trugen und sehr ernst aussahn; er

schloß daraus, welche Mission sie bei Eduard Neven ausgeführt hatten.

Bei ihrem Herannahn blieb er stehn und sagte:

„Welch' unglückseliger Vorfall, nicht wahr?"

„Keineswegs, Herr Doktor," versetzte einer der Officiere. „Der böse Verdacht, den der Lieutenant Neven durch sein unerklärliches Benehmen gestern Abend hervorgerufen, war unbegründet. Sie werden sich heute noch duelliren, Neven jagt dem unverschämten Milchbart eine Kugel durch den Kopf und die Ehre des Regiments ist gerettet, es ist dann nicht weiter Rede davon."

Der Doktor schüttelte schweigend den Kopf und ging weiter.

Die Thür zu des Lieutenants Zimmer öffnend sah er ihn, in tiefes Sinnen verloren, an seinem Schreibtische stehn, den Helm auf dem Kopf, den Degen an der Seite. Er war so mit seinen Gedanken beschäftigt, daß er das Eintreten des Freundes nicht einmal bemerkte.

„Mein armer Eduard," sagte dieser, seine beiden Hände ergreifend, „welch' trauriges Verhängniß."

„Du weißt also schon, was mir geschehn ist?" versetzte Neven, aus seinem Grübeln erwachend.

„Ich weiß Alles . . . Aber wie bleich Du bist, Eduard, Du fühlst Dich doch nicht krank?"

„Nein, ich habe nicht geschlafen, keinen Augenblick, und doch ist mir als träume ich noch immer. Es ist entsetzlich, Daniel, eine ganze Welt von Glück in Trümmer stürzen, das hellstrahlende Licht der Zukunft sich in finstre Nacht verwandeln zu sehn."

„Vielleicht ist die Sache nicht so schlimm; man muß suchen zu retten, was zu retten ist. Laß nur den Muth nicht sinken."

„Nein nein, die Nacht malt alles mit schwarzen Farben, jetzt ist es mir schon besser," antwortete der Lieutenant mit trübem Lächeln. „Gestern Abend bin ich aus dem Casino entflohn, weil ein Duell mit Arthur Franken mir wie ein Brudermord erschien, das war unrecht, man muß sich geduldig dem unterwerfen, was das Schicksal

fordert und die Pflicht. Heute noch wird der Zweikampf zwischen uns stattfinden."

„Und Elvira? Und Deine Heirath?"

„Ich hege noch immer eine schwache Hoffnung, daß diese unvermeidliche Begegnung meine glücklichen Aussichten nicht ganz vernichten wird."

„Aber Deine Mutter?"

„Ja, meine Mutter! Die ganze Nacht hindurch hat ihr Bild mir vor Augen geschwebt, ich sah sie auf den Knien um Erbarmen flehn, doch war es nur mein niedergedrückter Geist, der solche Bilder schuf. Meine Mutter ist die Wittwe eines tapferen Officiers, wenn man ihr sagte: Dein Sohn ist ein Feigling genannt und in's Gesicht geschlagen worden und er hat diesen Schimpf über sich ergehen lassen, ohne ihn zu rächen, so würde sie sterben vor Schmerz und Scham."

„Unbegreifliche Verirrungen!" seufzte der Doktor, „um einen einzigen Blutstropfen ihres Kindes zu sparen sollte eine Mutter, meine ich, alle Beleidigungen ertragen, welche die menschliche Bosheit erfinden kann."

„Lassen wir diese nutzlosen Erörterungen, mein guter und getreuer Freund," sagte der Lieutenant. „Das Gesetz der Ehre ist unerbittlich, wie das Schicksal."

„O Du willst es nicht gestehn, Eduard, die Rachsucht ist in Dir entbrannt und Du verbirgst sie und Deinen Blutdurst unter dem Mantel der Ehre."

„Zu verwundern wäre das freilich nicht," versetzte Neben, „aber Du irrst dennoch, Daniel, ich empfinde nicht eine Spur von Haß gegen Elviras Bruder. Er war betrunken und wußte nicht, was er that. Hing es von mir allein ab, so würde ich dem armen Jungen seinen Fehltritt von Herzen vergeben."

„Warum machst Du denn Deinen Cameraden nicht begreiflich, daß sie die Geschichte so ernst nicht nehmen dürfen? Warum fordert Ihr unerbittlich sein Blut?"

„Urtheile selbst," versetzte Eduard, ein Zeitungsblatt aus der Lade seines Schreibtisches nehmend, „und beachte wohl, was hier mitgetheilt wird:

Der Rheinischen Zeitung schreibt man aus Ber-

lin: Drei Brüder, die Grafen K . . . waren Officiere im ersten Garderegiment; sie lebten zusammen und genossen allgemein die größte Achtung. Vor einigen Tagen gerieth Einer von ihnen in Streit mit einem andern Officier, es war Rede von einem Duell, doch wurde die Sache gütlich beigelegt. Bei dieser Gelegenheit erklärte der älteste der Brüder, daß er den Zweikampf grundsätzlich verabscheue und daß er ihn möglichst zu vermeiden suche.

Der Major X ließ in Folge dessen den Grafen zu sich rufen; dieser wiederholte seine Aussage und stützte sie durch Gründe der Religion, der Vernunft und der Menschenliebe, erklärte aber, daß er gleichwohl stets bereit sei, den Forderungen der militärischen Ehre zu genügen. Auch die beiden andern Brüder wurden gerufen und schlossen sich der Erklärung des ältesten in jeder Beziehung an. In Folge dessen haben alle Drei ihren Abschied erhalten und die Armee verlassen müssen.

„Ja, aber das ist in Preußen," murmelte der Doktor.

„Bei uns geht es genau so," erwiderte Neven. „Du siehst daraus, Daniel, daß es meiner Ehre Gefahr bringen würde, wenn ich nur den leisesten Wunsch zu erkennen gäbe, die unglückliche Geschichte anders als durch ein Duell zu beendigen."

„Wenn nun aber Arthur Franken sein Unrecht einsähe und Dich um Verzeihung bäte?"

„Das wird er ganz gewiß nicht thun. Er ist vermessen und hochmüthig, und da die Forderung von ihm ausgeht, wie kann man hoffen, daß er die Schande des Zurückweichens auf sich nehmen wird? Außerdem waren so eben zwei meiner Cameraden hier, sie kamen im Namen des Regiments und haben mir zu verstehn gegeben, daß unter allen Umständen Blut fließen müsse, wie ich auch selbst nur zu gut einsehe."

„Könnte ich doch nur noch ein paar Tage hier bleiben," sagte der Doktor mit einem Seufzer, „ich würde nicht rasten und nicht ruhn, ich würde Alles was in

meinen Kräften steht aufbieten, dem Unglück zuvorzukommen und das unselige Duell zu verhindern. Aber morgen ist die Hochzeit meiner Schwester, ich bin Brautführer und muß durchaus abreisen."

„Auch würdest Du mir mit Deinen Bestrebungen nur einen schlechten Dienst leisten," versetzte Eduard Neven. „Du vergißt, daß man die schrecklichsten Strafen über den Officier verhängt, der im Verdachte der Feigheit steht; das Schaffot, das Schwert des Henkers ist weniger schändend und weniger grausam. O wenn meine Cameraden das sittliche Todesurtheil über mich aussprechen müßten, so würde ich sterben und meine Mutter mit mir, und alle Glieder unserer Familie würden denjenigen verfluchen, der den unbefleckten Namen seines Vaters mit Schmach beladen."

Der Doktor ließ den Kopf auf die Brust sinken, man sah es ihm an, er gab die Hoffnung auf, das Duell abwenden zu können.

„O mein Gott, wie entsetzlich," rief er dann, „all' die geträumte Seligkeit, die Heirath, das Lebensglück Deiner Mutter, Deine Hoffnung, Deine Liebe, Deine Zukunft, alles, alles für immer zerstört! Und Du bist so ruhig und gelassen, als begriffest Du nicht, was Du mit einem Schlage verlierst."

„Ich danke Dir aus Herzensgrund für Deine Theilnahme, Daniel, sie ist der beste Beweis Deiner treuen Freundschaft. Selbst Dir wollte ich meine Absicht verschweigen, aber ich kann Dich nicht so trostlos abreisen lassen. Höre also, was ich beschlossen habe: Ich werde mich Arthur stellen, werde schießen, aber ihn nicht treffen. Wiewohl er mit Pistolen nicht umzugehn weiß, wird seine Kugel doch endlich mich berühren. Blut muß fließen, wohlan, so mag es das meinige sein. Auf diese Weise bleibt mir die Hoffnung, daß dies unselige Duell meine Verbindung mit Elvira dennoch nicht hindern wird."

„Aber wenn er Dich todtschießt?"

„Nun, dann ist es Gottes Wille so gewesen."

„O lästere Ihn nicht!" rief der Doktor schaudernd.

„Du übertreibst wieder einmal, mein guter Freund, Du

siehst zu schwarz, wie immer. Warum soll er mich denn gleich tödten? Eine Schußwunde im Arm, in der Schulter, im Bein, daran stirbt man noch nicht."

„Aber siehst Du denn nicht ein, daß jede Beziehung zu der Familie Franken aufhören muß, sobald Blut zwischen Euch geflossen ist, sei es nun das Deine oder Arthurs?"

„Ach ich sehe nur zu klar, daß ich mich in einer ganz verzweifelten Lage befinde," sagte Neven, tief aufseufzend, „aber es läßt sich nun einmal nichts daran machen. Die Beziehungen der Familie Franken zu einem Officier, der als Feigling verschrieen ist, würden eben so unmöglich sein. Laß mich meine Pflicht thun, ich verfalle sonst unrettbar der Schande und Verzweiflung . . . Ich war, als Du vor einer halben Stunde kamst, im Begriff auszugehn, als ich das Briefchen hier erhielt:

> Herr Franken bittet den Herrn Lieutenant Neven, so bald als möglich bei ihm vorzusprechen. Er ersucht ihn ferner, keinen Beschluß zu fassen, bevor er bei ihm gewesen.

„Der alte Franken weiß also, was vorgefallen ist. — Du siehst ein, Daniel, daß ich ohne Verzug zu ihm muß, und verzeihst mir, wenn ich Dir nur noch die Hand zum Abschied drücke und Dir glückliche Reise wünsche."

„Was soll ich denn Deiner Mutter und den Freunden in der Heimath sagen."

„Nichts, gar nichts von dieser ganzen Geschichte, kein einziges Wort. Meiner Mutter magst Du andeuten, daß die Entscheidung um einige Tage hinausgeschoben sei, aus irgend einem Grunde — meinetwegen kann ja der alte Franken krank geworden sein, Du wirst besser als ich unter den obwaltenden Umständen eine Ausflucht ersinnen können. Und sonst nur die herzlichsten Grüße."

Unter diesen Worten waren sie die Treppe hinabgestiegen. Auf der Schwelle der Hausthür drückten sie sich die Hand, Daniel wollte noch einmal seine Warnung vor dem Duell wiederholen, aber Neven wünschte ihm glückliche Reise und eilte mit großen Schritten die Straße entlang.

Bald hatte er Frankens Wohnung erreicht. Der Magd,

die ihn einließ, sagte er mit gedämpfter Stimme, daß er den Hausherrn vorläufig allein zu sprechen wünsche und daß sie seine Ankunft sonst Niemand melden möge.

Die Magd führte ihn in das Empfangszimmer, und versprach seiner Weisung zu folgen. Sie mußte dies indessen nur theilweise gethan haben, denn nicht lange nachher ging die Thür auf und Frau Franken trat mit ihrer Tochter in den Saal.

Beide schienen sehr betrübt und erregt zu sein. Elviras Augen waren geröthet und trugen die Spuren reichlich vergossener Thränen.

Sie eilte dem Lieutenant entgegen, erhob bittend die Hände und rief unter erneutem Schluchzen:

„Eduard, Eduard, hab' Erbarmen, vergieb meinem armen Bruder. Ich weiß es, er hat Dich auf das empörendste gekränkt und beschimpft, aber ach, ich will Dir Alles, Alles gut machen. Meine Liebe, mein ganzes Leben .... Sei großmüthig und fordere keine Genugthuung."

Ein Frösteln durchlief die Glieder des Lieutenants. Die Thränen des geliebten Mädchens rührten ihn so tief, daß er alle Kraft zusammennehmen mußte, um den klaren Einblick in die Verhältnisse und in das, was er für seine Pflicht hielt, nicht zu verlieren.

Frau Franken ergriff seine Hand und sagte in bittendem Ton.

„Nicht wahr, lieber Herr Neven, wir setzen unsere Hoffnung nicht vergebens auf Ihr edles Herz und auf Ihre Freundschaft zu uns. Elvira hat die ganze Nacht geweint, ich weiß es gewiß, Sie werden sie trösten über das Schicksal ihres unglücklichen Bruders. Sagen Sie ihr, daß der Gedanke an ein Duell mit ihm Ihnen eben so grauenvoll und unmöglich erscheint als uns."

„Sie haben also gehört, gnädige Frau, was gestern Abend zwischen ihm und mir vorgefallen ist?" fragte der Lieutenant scheinbar ruhig mit einer vor Aufregung zitternden Stimme.

„Wir wissen Alles."

„Auch daß Arthur mir in Gegenwart meiner Cameraden einen Schlag in's Gesicht gegeben hat?“

„Leider Gottes, auch das.“

„Und daß er es war, der mich forderte und einen Feigling nannte, wahrscheinlich weil er glaubte, ich würde mich weigern, gegen den Bruder Elviras zu kämpfen.“

„Er kam gestern Abend in einem Zustande nach Haus, der uns allen Furcht und Schrecken einflößte. Der übermäßige Genuß geistiger Getränke hatte ihn in eine Art Wuth versetzt, die nicht zu zügeln war. Sein Vater drohte selbst, ihn zu enterben, wenn er noch ein Wort über das Duell verlauten ließe, aber er war gänzlich von Sinnen.“

„So glauben Sie, daß er bei der Forderung beharren wird?“ fragte er im Ton der tiefsten Betrübniß. „Mein Gott, in welche Lage sehe ich mich gebracht! . . . Madame Franken, Elvira, was verlangen Sie von mir? Ich soll vor einer wiederholten Forderung zurückweichen und in den Augen aller Menschen ein Feigling sein.“

„Ach, mein Bruder ist ja noch ein halbes Kind,“ sagte Elvira, „Niemand wird Ihren Muth in Zweifel ziehn. Ich bitte Sie dringend, Eduard, geben Sie mir diesen Beweis Ihrer Liebe. Ich werde Ihnen dafür dankbar sein bis zum Ende meiner Tage.“

Sie nahm seine Hand und benetzte sie mit ihren Thränen.

Einen Augenblick wurde er schwankend, der arme Lieutenant, aber nur einen Augenblick; dann bekämpfte er gewaltsam die Zweifel, welche Furcht und Liebe ihm eingeflößt und sagte finster:

„Was Sie von mir verlangen, ist schrecklicher als der Selbstmord. Gott weiß, daß ich die Wahrheit rede: um Ihre Thränen zu trocknen, um Ihnen eine Minute des Schmerzes zu ersparen, würde ich willig mein Blut und Leben opfern, aber Sie fordern mehr als dies, es ist der Tod meiner Ehre, die ewige Schande, die Verachtung aller, die mich kennen, auch die Ihre.“

„O nein, nein!“

„Meine traurige Lage zwingt mich, ernst und gefaßt

zu sein; hören Sie mich an, ich will Ihnen klar zu machen suchen, was die Folge meiner Nachgiebigkeit sein würde.

„Wenn ein Officier öffentlich schwer beleidigt worden ist und das hinnimmt ohne blutige Genugthuung zu verlangen, oder wenn ein Officier, der gefordert wird, den Zweikampf ausschlägt, so wird er zum Tode verurtheilt, nicht zum Tode des Leibes, aber zum sittlichen Tode. Von dem Augenblicke an, wo das Urtheil über ihn gesprochen wird, fliehn ihn seine sämmtlichen Cameraden, Niemand will mehr mit ihm zu schaffen haben, er begegnet allenthalben stiller Verachtung. Die gemeinen Soldaten selbst sehn ihn geringschätzend an, die Bürger weisen mit Fingern auf ihn.

„Es lastet auf ihm ein geheimnißvoller Bann; er muß die Armee verlassen und seine Schande an einen verborgenen Ort tragen oder vergehn vor Scham und Verzweiflung. Ach, wir Officiere wissen ganz genau, was das Ende eines also Verurtheilten ist, wenn ihm nur noch ein Funke von Selbstachtung geblieben, es ist Wahnsinn oder Selbstmord.

„Und nun falte ich die Hände und bitte um Mitleid. Lassen Sie mir das Einzige, das ich besitze, meine Unbescholtenheit als Mann und Officier, denn auch Sie, Elvira, würden einen Menschen nicht achten können, den die ganze Welt einen Feigling nennt."

Das Mädchen war leichenblaß geworden, erschüttert schlug sie die Augen nieder. Madame Franken sah den Lieutenant vorwurfsvoll an und schien erzürnt über seine Unnachgiebigkeit:

„Also aus menschlichen Rücksichten könnten Sie undankbar und grausam genug sein, mein Herr, das Blut meines Sohnes zu vergießen?" rief sie entrüstet.

„O mein Gott," stimmte Elvira ein, die hoffnungslos auf einen Sessel gesunken war. „Das Blut meines Bruders soll fließen durch ihn, durch Eduard. Ach, daß ich dann sterben könnte, denn es gibt für mich kein Glück mehr auf der Erde."

Neven zögerte einen Augenblick, dann sagte er, zu Frau Franken gewendet:

„Ich verstehe Ihren Schmerz, verehrte Frau, denn Sie sind Mutter. Es gibt Dinge, die man besser verschwiege, weil die geringste Unvorsichtigkeit, den Zweck vereiteln könnte, aber sei es drum; merken Sie wohl auf und glauben Sie meinen Worten: Arthur wird unversehrt, ohne jegliche Wunde zu ihnen zurückkehren. Fragen Sie nicht weiter; bei meiner Ehre als Officier versichre ich Ihnen, daß ich die Wahrheit sage."

„Aber er hat kaum je eine Pistole in der Hand gehabt und da Blut fließen muß . . ."

„Das Blut, welches fließen wird, ist Ihnen weniger theuer als das seine, verlassen Sie sich darauf," versicherte Eduard, nicht ohne einige Sorge wegen der Unvorsichtigkeit, die er dadurch beging.

Frau Franken verstand seine edelmüthige Absicht und dankte ihm mit Thränen in den Augen. Elvira aber sprang aus ihrem Sessel und lief auf Eduard zu.

„Nein," rief sie, außer sich, „Ihr sollt nicht kämpfen! Mutter, wie kannst Du nur seine Absicht gut heißen! Dein Herz ist blind! O Gott, mein Bruder sollte auf Eduard zielen, das kann und darf nicht geschehn, mein Brautkleid darf nicht mit Blut besudelt werden. Eduard, Eduard, wollen Sie denn eine unübersteigliche Scheidewand zwischen uns aufrichten, wollen Sie erbarmungslos alles Glück auf ewig vernichten, das wir mit und für einander geträumt haben."

Sie wurde unterbrochen durch ihren Vater, der die Thür des Saales öffnete und zu dem Lieutenant sagte:

„Ich danke Ihnen, Herr Neven, daß Sie meiner Bitte so rasch Folge geleistet haben; jetzt wünsche ich nur, einige Augenblicke mit Ihnen allein zu sein."

Und zu den Frauen gewendet, setzte er in unwirschem Ton hinzu:

„Ihr habt meinem Befehl getrotzt und auch die Magd zum Ungehorsam gegen mich verleitet, darüber sprechen wir später. Verlaßt uns nun . . . ich will es, Elvira! — Du, Pauline, begibst Dich hinauf, weckst Arthur und sagst ihm, daß er sich, krank oder nicht, hierher begeben soll.

Weigert er sich, so werde ich selbst ihn aus dem Bette holen. Bevor Herr Neven dieses Zimmer verläßt, muß die traurige Angelegenheit endgültig erledigt sein."

„Setzen wir uns," fuhr er fort, sobald die Damen sich entfernt hatten. „Gestern Abend im Casino hat mein Sohn Sie schwer beleidigt, ja, wenn er die Wahrheit sagt, muß er in sinnloser Trunkenheit Ihnen sogar in's Gesicht geschlagen haben."

Der Lieutenant nickte bestätigend mit dem Kopf.

„Und Sie, um Ihre gekränkte Ehre zu retten, wollen sich mit ihm duelliren. Läßt sich daran nichts ändern? Kann die Schande nur durch Blut getilgt werden?"

„Gestatten Sie mir Ihnen zu bemerken, Herr Franken, daß ich es nicht bin, der diese blutige Genugthuung verlangt. Wenn Arthur in Gegenwart meiner Cameraden mich um Verzeihung bäte und gestände, daß er nur in blinder Trunkenheit sich soweit vergessen hat, so würden vielleicht die Officiere des Regiments sich für befriedigt erklären. Gewiß bin ich dessen nicht, ich hoffe nur, daß Arthurs Jugend dabei in die Waagschale fiele."

„Aber wenn nun mein Sohn diese öffentliche Erniedrigung von der Hand weis't. Gestern Abend schon habe ich meine ganze väterliche Autorität aufgewendet, um ihm begreiflich zu machen, daß es seine Pflicht sei, Sie um Verzeihung zu bitten und seine Schuld vor den Andern einzugestehn. Sie kennen ihn, er ist thöricht und vermessen. Hundertmal läuft er täglich Gefahr, sammt seinen Pferden den Hals zu brechen, das Leben muß in seinen Augen wenig Werth haben."

„In dem Fall wird das Duell unvermeidlich sein," sagte Neven mit einem Seufzer. „Sie sind Soldat gewesen, Herr Franken, und kennen den militärischen Brauch, nicht wahr, Sie wissen, gegen wen man die Todesstrafe ausspricht und was dieser entsetzliche Fluch zu bedeuten hat."

„So wollen Sie also den Zweikampf aufnehmen? Sie dürsten nach Rache."

„Nein, nein, das nicht, das wahrhaftig nicht. Gott ist mein Zeuge, daß meinem Herzen jeder Haß, jede feind-

liche Gesinnung gegenüber Ihrem Sohne fern liegt. Aber die Verhältnisse sind stärker als ich selbst, die Pflicht läßt nicht mit sich handeln."

Franken rückte ungeduldig und erregt auf seinem Stuhle hin und her.

„Ich habe einen großen Abscheu vor dem Duell," sagte er. „Seit ich zwei meiner besten Freunde einander ermorden sah um eines unüberlegten Wortes willen macht mich schon der Gedanke an eine so unmenschliche Grausamkeit schaudern. In meiner Familie darf so etwas nicht geschehn. Arthur ist ein unverständiges Kind, Sie dagegen sind ein vernünftiger Mann. Ihnen geziemt es also, edel zu sein, und die Beleidigung, wie schwer sie auch immer gewesen sein mag, zu verzeihn. Ihre Cameraden werden daran keinen Anstoß nehmen. Die Todesstrafe spricht man nur über Feiglinge aus, und wer sollte an dem Muthe eines Mannes zu zweifeln wagen, der seine Beförderung zum Officier einer That der heldenhaftesten Selbstaufopferung verdankt?"

Er faßte die Hand des Lieutenants und sagte bittend:

„Kommen Sie, mein junger Freund, geben Sie uns diesen Beweis Ihrer Herzensgüte: Verzeihn Sie Arthur."

„Verziehn habe ich ihm längst," antwortete Neven traurig, „doch das genügt nicht. Meine Ehre, die Ehre des Regiments muß hergestellt werden."

„So bleiben Sie unerbittlich?"

„Bester Herr Franken, dringen Sie nicht länger in mich, das Duell muß stattfinden, sei es auch nur der Form wegen, keine Macht der Erde kann mich von dieser traurigen Pflicht befrein. Aber seien Sie ganz ruhig, ich versichre Ihnen auf mein Ehrenwort, daß unsere Begegnung für Ihren Sohn keine böse Folgen haben wird."

„Die Kugel steht nicht immer in der Gewalt des Schützen, ganz abgesehn davon aber will ich nicht, daß zwischen Ihnen und Arthur Blut vergossen werde."

„Selbst wenn es nicht das Blut Ihres Sohnes ist."

„Auch dann nicht. Ich bestehe darauf, daß der Zweikampf unterbleibe, doch wie ich sehe, vermögen Vernunft-

gründe und Bitten eben so wenig etwas über Sie wie über ihn. Sie glauben Ihre Ehre sei geschändet, er ist ein Narr, ein Trotzkopf und ein Wagehals. Nun denn, duellirt Euch, aber das steht fest: ihn werde ich nicht mehr als meinen Sohn anerkennen und enterben, und was Sie betrifft, mein Herr, so will ich vergessen, daß ich Sie je gesehn habe. Und sollte es mich hunderttausend Franken kosten, ich werde zu verhüten wissen, daß Elvira dem Manne jemals wieder begegne, der ihres Bruders Blut vergossen oder ihn gezwungen hat, das seine zu vergießen. Jetzt wählen Sie, Ihr Schicksal liegt in Ihrer Hand."

Wie ein Dolchstich trafen diese harten Worte das Herz des davon Betroffenen, sein Haupt sank auf die Brust, wie zerschmettert von der Grausamkeit des Schicksals, das von allen Seiten über ihn hereinbrach und ihn mit Elend und Schande bedrohten.

Ein Augenblick tiefer Stille folgte, bis Franken, auf ein entferntes Geräusch horchend sagte:

„Da höre ich meinen Sohn kommen, ich würde Sie Beiden allein lassen, wenn ich nicht durch meine Anwesenheit den Wiederausbruch des Streites in meinem Hause verhindern zu können glaubte."

Die Ankündigung, daß sein Beleidiger im Begriff sei, vor ihm zu erscheinen, rief den Officier zum Bewußtsein seiner Lage zurück, er bezwang seinen Kummer, richtete sich hoch auf und heftete das Auge stolz und fest auf die Thür.

Arthur trat ein, sich die Stirn und die Augen reibend, als ob er noch immer nicht aus seinem Taumel erwacht sei. Der ernste kalte Blick des Lieutenants schien ihn zu erschrecken, er blieb in der Mitte des Zimmers stehn und sah seinen Vater fragend an.

„Der Herr Neven hier ist gekommen, Dich abzuholen zum Duell auf Pistolen," sagte dieser streng.

„Zum Duell? Du scherzest wohl Vater! Ich mich schießen mit einem Officier? Daß ich ein Narr wäre! Auf Pistolen verstehe ich mich schlecht, und möchte gern noch ein paar Jährchen leben."

„O wie glücklich Du mich machst! Nun, so sag' das dem Herrn Neven und bitte ihn um Verzeihung."

Als echter Leichtfink, der auf seine Handlungen nicht das mindeste Gewicht legt, lief Arthur auf Neven zu und ergriff seine beiden Hände.

„Mein guter, bester Eduard," sagte er, „Sie werden doch nicht im Ernst böse auf mich sein? Das unsinnige Trinken hat mich blind und verrückt gemacht. Ich war vollständig unzurechnungsfähig, der Champagner ließ mich Dinge sagen, die ich bei gesunder Vernunft um keinen Preis wiederholen möchte. Aufrichtig bedaure ich, was vorgefallen ist, und gäbe Alles in der Welt darum, ich könnte es ungeschehen machen. Sind Sie nun befriedigt? Und können Sie mir die Uebereilung eines unseligen Augenblicks verzeihn? Kommen Sie her, und lassen Sie uns gute Freunde bleiben . . . Jedenfalls sage ich Ihnen dies im Voraus: Sie mögen thun, was Sie wollen, ich duellire mich um keinen Preis, weder mit Ihnen noch mit irgend Jemand sonst."

Der alte Franken war außer sich vor Entzücken, er klatschte in die Hände und rief:

„Bravo, bravo! Das nenne ich doch einmal vernünftig gesprochen!"

Der leichtfertige Ton, in dem die Worte des jungen Mannes vorgebracht wurden, flößte Eduard dagegen einige Besorgniß ein, wiewohl ein Hoffnungsstrahl auch seine Züge erhellte.

„Beantworten Sie mir gefälligst eine Frage," sagte er immer noch ernst. „Sind Sie bereit, Arthur, Ihr begangenes Unrecht gut zu machen und Ihre Bitte um Verzeihung in Gegenwart meiner Cameraden zu wiederholen?"

„Jederzeit, an jedem Orte und so oft Sie wollen," versicherte der junge Mann. „Das macht mir nicht die mindeste Schwierigkeit; man ist ja nicht für die Thorheiten verantwortlich, die man im trunkenen Zustande begeht."

„Nun, da haben wir in der That gegründete Hoffnung, daß die Sache ohne Blutvergießen sich wird beseitigen las-

ſen," ſagte Eduard innig erfreut. „Mein größter Wunſch iſt, Ihr Freund bleiben zu können, und wenn meine Cameraden die Anſicht mit mir theilen, daß der mir angethane Schimpf durch eine öffentliche Abbitte ausgelöſcht iſt, ſo werde ich von Herzen gern die Verirrung eines Augenblicks verzeihn."

„So iſt es recht! Umarmt einander wie gute treue Freunde, die Ihr ſeid," rief der alte Franken, außer ſich vor Freude, da er ſich von ſeiner ſchrecklichen Angſt befreit ſah.

Arthur wollte der Aufforderung ſeines Vaters folgen, der Lieutenant aber hielt ihn zurück.

„Nicht eher," ſagte er, „bis meine Cameraden erklären, daß ſie meine Ehre als hinlänglich hergeſtellt erachten. Das hängt großentheils von Ihnen ab, Arthur; ich ſehe Sie ſind angekleidet, kommen Sie ſogleich mit mir zum Caſino."

Dieſe Aufforderung paßte dem Jüngling ſchlecht. Die Röthe der Scham überzog ſeine Wangen und er murmelte:

„Jetzt? Von Ihnen geführt wie ein Schuljunge, oder wie ein Dieb, den der Polizeidiener eskortirt? Nein, das fällt mir nicht ein. Eine Verdemüthigung bis zu dem Grade iſt überflüſſig, ich könnte mich ja nie wieder vor den Officieren ſehn laſſen. Außerdem iſt es noch viel zu früh; vor Mittag geht kein Menſch zum Caſino."

„Freilich, da ſchlägt es eben erſt elf Uhr," ſagte der Lieutenant mißmuthig. „Gleichwohl verlange ich von Ihnen, Arthur, daß Sie mit mir gehn."

„Ich will Ihnen einen Vorſchlag machen: erwarten Sie mich ein Viertel vor Zwölf auf dem Markt; wir gehn dann zuſammen zum Caſino. Sind Sie damit einverſtanden?"

„Ja, ſo ſei es. Aber vergeſſen Sie nicht, daß die Abbitte aufrichtig und vollſtändig ſein muß, wenn ſie meinen Cameraden genügen ſoll. Hoffen wir, Arthur, daß der unſelige Vorfall weder für Sie noch für mich verhängnißvolle Folgen habe. — Bis gleich alſo, auf dem Markt."

Dem Lieutenant lag daran, möglichst bald fort zu kommen. Der alte Franken hatte nämlich den Saal verlassen, wahrscheinlich um die Nachricht von der günstigen Wendung, welche die Sache genommen hatte, seiner Frau und seiner Tochter zu verkündigen. Da nun Eduard in die Aufrichtigkeit und Willensfestigkeit Arthurs gerechten Zweifel setzte, so konnte er die allgemeine Freude noch nicht theilen und andererseits wollte er ungern neue Sorgen hervorrufen. Er beeilte sich daher, die Hausthür zu erreichen, war aber dennoch nicht schnell genug, denn im Gang kam Elvira ihm jubelnd entgegen.

„Gott segne Sie für Ihren Edelmuth!" rief sie, „o Ihrer Mutter will ich die Schuld meines Dankes abtragen! Wenn die Liebe einer zärtlichen Tochter sie beglücken kann, so wird ihr Loos ein beneidenswerthes sein. Gelobt und gepriesen sei der Allgütige, der auch diesmal Alles zum Besten lenkte."

„Ja, er wolle unsere Gebete erhören," versetzte Eduard, indem er ihr seine Hand entzog und, ohne auf ihre Bestürzung zu achten, auf die Straße eilte. —

Sobald er fort war, sah Arthur Franken den ganzen Vorfall mit weniger ernsten Augen an. Der Gedanke, von dem Lieutenant wie ein armer Sünder in das Casino geschleppt zu werden, erschien ihm als eine unerträgliche Erniedrigung, der er wenig Lust hatte, sich zu unterwerfen. Gleichwohl mußte er sein Eduard gegebenes Wort halten, und da erfand er denn in seinem Leichtsinn einen Mittelweg, der ihm tausendmal besser gefiel.

Er beschloß nämlich, eine halbe Stunde eher als er auf dem Markt erwartet wurde zum Casino zu gehn und vor den Officieren, die er dort finden würde, auf eigne Hand und in seiner Weise seine Entschuldigung vorzubringen. Dann wollte er den Lieutenant Neven abholen, mit ihm zurückkehren und in seiner Gegenwart das Gesagte noch einmal wiederholen.

Mit diesem unvorsichtigen Plan verließ er das Haus seines Vaters und begab sich zum Casino.

Lachend trat er ein, die Reitpeitsche in der Hand und

die anwesenden Officiere so laut und unverfroren grüßend, als ob nichts vorgefallen sei.

Eine allgemeine Bewegung entstand bei seinem Erscheinen, man blickte ihn verwundert an. Drei oder vier der Herren standen auf und richteten Blicke auf ihn, die nichts weniger als freundlich waren.

„Sie betrachten mich ja. als wäre ich ein fremdes Thier, meine Herren,“ sagte er gleichgültig.

„Wann wird Ihr Duell stattfinden?“ hieß es zurück.

„Mein Duell? Ich duellire mich nicht, will mich nicht duellieren. Sogleich werde ich mit dem Lieutenant Neven hierherkommen, ihn öffentlich um Entschuldigung bitten und mein Unrecht eingestehn. Nun frage ich Sie, meine Herren, ist denn die ganze Geschichte werth, daß zwei Freunde sich deßhalb schießen oder den Hals abschneiden? Ich war betrunken und wußte nicht was ich that, das ist Alles.“

„Nein, das ist nicht Alles! Es muß Blut fließen,“ riefen einige der Zuhörer.

„Ja, ja, Blut!“ bekräftigte man aus der Ferne. „Die Ehre des Regiments fordert das!“

„Aber wenn nun der Lieutenant Neven sich befriedigt erklärt, was dann?“

Ein Murmeln der Entrüstung durchlief den Saal.

„Machen wir die Sache kurz und bündig ab,“ sagte ein großer kräftig gebauter Cavallerieofficier näher tretend. „Antworten Sie mir gefälligst ohne Umschweife, Herr Franken: hat der Lieutenant Neven Sie nicht gefordert?“

„Freilich hat er das, aber ich will die Forderung nicht annehmen, und er kann sich doch nicht mit sich selbst duelliren. Außerdem ist er bereit, alles zu vergessen, wenn ich hier vor seinen Freunden mein Unrecht eingestehe.“

„Ach, Sie meinen das ginge so!“ rief der Rittmeister, dessen Augen zu funkeln begannen und in dessen Stimme eine wachsende Entrüstung sich kennzeichnete. „Der Lieutenant Neven vergißt vielleicht, was er seinem Degen schuldig ist, weil die schönen Augen Ihrer Schwester ihn blenden. Wir aber sind nicht verliebt und wir werden Sie schon

zu zwingen wissen, den Hohn, den Sie uns allen zugefügt, mit Blut auszulöschen."

Arthur Franken merkte, daß es Ernst war, die Riesengestalt des Rittmeisters und seine Adleraugen erschreckten ihn, er trat einige Schritte zurück und brummte verlegen:

„Aber ich bin ein freier Bürger, das Gesetz verbietet Ihnen, Hand an mich zu legen."

„Hand an Sie legen! Davon ist hier nicht die Rede. Sie jämmerlicher Bursche," sagte der Andere mit bitterm Spott. „Aber meinen Sie, Sie könnten einem Officier der Armee die schmählichste Beleidigung zufügen und sich dann wie ein einfältiger Knabe hinter den Worten verkriechen: „Ich duellire mich nicht." Merken Sie sich dies: Von heute ab wird Jeder von uns, wo immer er Ihnen begegnet, Sie anspeien oder in's Gesicht schlagen, bis Sie, solcher Behandlung müde, den Säbel oder die Pistole in die Hand nehmen und Ihrem Gegner sich stellen. Da Sie unverschämt genug sind, nach dem Auftritt von gestern noch unter die Officiere sich zu wagen, so muß ich Sie lehren, wie man mit Leuten von Ihrer Sorte verfährt."

Dies sagend packte er den Zitternden beim Kragen, schleppte ihn zur Thür, gab ihm ein paar tüchtige Stöße in den Rücken und warf ihn so energisch auf die Straße, daß der Aermste vornüber zu Boden fiel.

Voll Scham und Wuth über die erlittene Behandlung raffte Arthur Franken sich auf, floh eilenden Laufes längs der Häuser des Marktes dahin und verschwand hinter der nächsten Straßenecke.

Als der Rittmeister in den Saal zurückkehrte, beglückwünschte man ihn wegen seines energischen Verfahrens, man jubelte, als habe man einen Sieg davongetragen und unterhielt sich in der lebhaftesten Weise. Einige tadelten laut die Schwäche Eduard Nevens, der, ihrer Meinung nach, aus besonderen Gründen sich zu zahm benommen und nicht entschieden genug auf die einzig mögliche Ehrenrettung gedrungen.

Andere waren der Ansicht, daß man in einer so wich-

tigen Sache den Lieutenant nicht verurtheilen dürfe, bevor man ihn selbst gehört habe. Sie nannten es unvorsichtig und ungerecht, einen Officier der Feigheit und Pflichtvergessenheit zu beschuldigen, der sich bis dahin tadellos geführt hatte.

Der Redezwist dauerte noch fort, als Neven in den Saal trat, durch sein unerwartetes Erscheinen Alle überraschend.

„Ist Arthur Franken nicht hier gewesen," fragte er den neben ihm stehenden Cameraden.

„Man hat den unverschämten Flegel zur Thür hinaus, und auf die Straße geworfen, genau wie er es verdiente," war die Antwort.

Ein tiefer Seufzer entrang sich Eduards Brust und er schüttelte schmerzlich den Kopf.

Der Rittmeister, über dieses Benehmen erzürnt, kam näher und sagte laut und feierlich:

„Lassen Sie einmal hören, Herr Lieutenant Neven, wie Sie diese höchst fatale Geschichte beizulegen denken. Ein junger Mensch hat sie gestern Feigling genannt und Ihnen eine Ohrfeige gegeben, Ihre Ehre als Mann und Officier ist verloren, wenn diese Schmach nicht mit Blut abgewaschen wird. Aber nicht Ihre Ehre allein steht auf dem Spiel, alle Officiere des Regiments sind in Ihnen beschimpft und wollen den Flecken ausgetilgt sehn. Wäre der Fall denkbar, daß Sie Ihre Pflicht vergessen könnten, so würde Jeder von uns diese Pflicht statt Ihrer erfüllen wollen. Nur das Blut des Unverschämten, der in Ihnen das Regiment zu beleidigen wagte, kann uns Genugthuung geben, und, des dürfen Sie überzeugt sein, vergießen Sie es nicht, so thun wir es, und müßten wir ihm folgen bis an das Ende der Welt."

„Ich bin in einer traurigen, entsetzlichen Lage," murmelte Neven, wie zu sich selbst redend.

„Das geht uns nichts an. Sie sind Officier und man hat Sie in's Gesicht geschlagen."

„Wenn Sie zurückweichen vor der Rache, so werden wir statt Ihrer uns rächen," rief eine Stimme hinter dem Rittmeister in verächtlichem Ton.

Neven, durch diesen Ausfall tief verletzt, erhob stolz den Kopf und entgegnete:

„Sind Sie es, Lieutenant Dümont, der so zu mir redet? Glauben Sie in der That, ich könnte einen Augenblick anstehn, meine Ehre selbst um den Preis meines Blutes zu vertheidigen? Wenn das Ihre Meinung ist, so sprechen Sie dieselbe aus, ich bin bereit, Ihnen zu antworten."

„Nein, nein, das nicht," legte der Rittmeister sich in's Mittel, „kein Zwist unter Cameraden. Der Bürgerliche, der uns verhöhnt hat, muß bestraft werden und nur sein Blut kann uns Satisfaction geben. Bringen wir nicht noch größere Verwirrung in die Geschichte, ich frage zum zweiten Mal den Lieutenant Neven, was er Angesichts der ihm obliegenden Pflicht gethan hat und noch Willens ist zu thun."

„Das ist leicht gesagt," versetzte Eduard; ich bin gleich heut Morgen zu Frankens Wohnuug gegangen, um ihm begreiflich zu machen, daß ein Duell stattfinden muß und daß die Beleidigung, welche er unserm Regimente zugefügt, nur durch Blut zu tilgen ist. Er weigerte sich mit der größten Entschiedenheit, die Forderung anzunehmen, und was ich auch vorbringen mochte, er blieb bei seinem: Ich duellire mich nicht. Endlich auf Andringen seiner Eltern ließ ich mich bewegen . . ."

Ein unwilliges Gemurmel wurde laut. Der Rittmeister aber gebot Ruhe und der Lieutenant fuhr fort:

„Angesichts der Jugend Arthurs, seiner Reue und seiner Angst und aus Mitleid mit dem Jammer seiner Eltern habe ich in Erwägung gezogen, ob meine Cameraden sich nicht für befriedigt erklären möchten, wenn Arthur Franken Abbitte leistete für die in sinnloser Trunkenheit begangene That. War diese Ansicht eine irrige, so ist es immer noch früh genug, dem Gebot der Pflicht und der Ehre Folge zu leisten."

„So verfährt man nicht in Sachen von äußerster Wichtigkeit," sagte einer der Umstehenden. „Es war eine Schwäche, oder doch wenigstens eine große Unvorsichtigkeit von Ihnen, Herr Neven, selbst und allein zu Arthur Fran-

ken zu gehn, Sie mußten zwei Ihrer Cameraden mit einer feierlichen Herausforderung zu ihm schicken. Das ist Regel und Vorschrift, und indem Sie dawider handelten gaben Sie uns Veranlassung zu denken, Sie seien nicht mit der nöthigen Entschiedenheit aufgetreten. Wir wissen, daß Sie seit mehr als einem Monat täglich in der Familie Franken verkehren; das ist aber kein Grund, uns ohne Genugthuung und unter dem Druck der Schande zu lassen."

Ernst und ruhig erwiederte Neven:

„Meine Herren, ich begreife Ihre Erregung und Ihren lebhaften Wunsch, die Ehre des Regiments wiederhergestellt zu sehn, und ich werde darum von den verletzenden Anspielungen, die hier gemacht wurden, nicht in der Weise Notiz nehmen, wie ich sonst thun würde. Eine Frage nur erlaube ich mir an Sie alle zu richten: Wer von Ihnen hat je den Verdacht der Feigheit gegen mich gehegt, wer geglaubt, Eduard Neven könne vor der Erfüllung seiner Pflicht zurückweichen? Sie antworten nicht? Ich danke Ihnen, daß Sie mir Gerechtigkeit angedeihen lassen. Ja, ich stehe zu der Familie Franken in einem nahen, und jetzt seit dem unglückseligen Zwischenfall, in einem sehr peinlichen Verhältniß, aber darum werde ich doch meine Ehre rein zu waschen wissen."

„Wenn das ist," fiel der Rittmeister ihm in's Wort, „so betrachten wir bis auf Weiteres Ihre Erklärungen als genügend. Um aber die Sache in das rechte Geleise zu bringen, werden Zwei von uns sich zu Herrn Arthur Franken begeben und ihn in Ihrem Auftrage in aller Form fordern. Sind Sie damit einverstanden?"

„Gewiß, ich wünsche es sogar; können Sie ihn dazu bewegen, daß er das Duell annimmt, so erweisen Sie mir einen unschätzbaren Dienst."

„Gut, so wollen wir das Weitere unter uns abmachen. Es wäre gut, Herr Lieutenant, wenn Sie uns jetzt verließen, denn in der gereizten Stimmung, in der wir sämmtlich uns befinden, könnte jede Meinungsverschiedenheit zwischen Ihnen und Ihren Cameraden gefährlich werden, und wir haben an der einen fatalen Geschichte vollkommen ge-

nug. Heut Nachmittag werden wir Sie von der Antwort Frankens in Kenntniß setzen."

Neven empfahl sich, ohne Etwas zu erwidern.

Gesenkten Hauptes und von schmerzlichen Empfindungen erfüllt schlug er unwillkürlich den Weg ein, der zu der Promenade auf den Festungswällen führte, er hatte das Bedürfniß allein zu sein. Dort angekommen sank er auf eine Bank um ungestört über seine schwierige Lage nachzugrübeln.

Er dachte an seine Mutter, an den Brief, den er ihr geschrieben hatte; an Elvira, diesen Engel der Güte, an seine verletzte Ehre, an den entsetzlichen Verdacht seiner Cameraden. Wenn er die Augen schloß, so starrte das entsetzliche Wort „Feigling" wie mit feurigen Buchstaben geschrieben, ihn an, das Rauschen der Baumwipfel schien es ihm in's Ohr zu säuseln.

Nachdem er eine halbe Stunde so gesessen, fuhr er plötzlich auf aus seinem träumerischen Zustande, denn eine neue Vorstellung trat ihm vor die Seele.

Was stand in der nächsten Zeit zu erwarten? Was sollte geschehn?

Zwei Officiere würden in seinem Namen im Hause des Herrn Franken erscheinen und mit ernsten Worten, mit argen Drohungen vielleicht, Arthur seine Forderung überbringen. Welcher Schrecken für des jungen Mannes Mutter! Und Elvira, würde sie nicht schaudernd von demjenigen sich abwenden, der nach dem Blute ihres Bruders zu dürsten schien?

Das Duell würde man von der Hand weisen und so das gefürchtete Unheil unvermeidlich machen, alle Hoffnung auf immer zerstören. Aber vielleicht gab es noch ein Mittel, diesem Unglück vorzubeugen! Wenn nun die Familie Franken davon zu überzeugen war, daß das Duell unter allen Umständen stattfinden müsse, daß aber für Arthur nichts davon zu fürchten sei? Jedenfalls wollte er versuchen, diese Ueberzeugung hervorzurufen und so der verhängnißvollen Weigerung zuvor zu kommen.

War es Mitleid oder Liebe, die ihn zu diesem Schritte

trieb? Sicher ist, daß er aufstand und eilends in die Stadt zurückkehrte.

Kurze Zeit nachher schellte er an dem Hause des Herrn Franken, erhielt aber von der Dienerin, welche ihm öffnete, daß ihre Herrschaft in einem großen Wagen fortgefahren sei, wohin, das wisse sie nicht, noch auch, wenn sie heimkommen werde, wenn der Herr Lieutenant daran zweifle, fügte sie hinzu, so möchte er nur das ganze Haus durchsuchen, er würde finden, daß außer der Dienerschaft alle Bewohner fort seien, und auch der Wagen und die Pferde.

Diese plötzliche Abreise, wenn sie nicht eine scheinbare war, brachte die Sache noch mehr in Verwirrung und steigerte die Besorgniß des armen Eduard, indem sie die Maßnahmen seiner Cameraden unmöglich machte. Mit bedrücktem Gemüth und schwerem Herzen trat er langsam den Rückweg an.

Fast in demselben Augenblick bogen zwei Cavallerieofficiere, von der andern Seite kommend, in die Straße. Nicht ohne Verwunderung sahen sie ihm nach, und Einer von ihnen sagte:

„Ist das nicht Neven, der dort aus Arthur Frankens Wohnung kommt?“

„Gewiß, er ist es! Das finde ich doch höchst sonderbar! Man weiß überhaupt nicht mehr, was man von ihm denken soll.“

„Komm, beeilen wir uns; wir wollen bald genug dahinter kommen. Wenn Franken das Duell annimmt, so ist Alles in der Ordnung, wiewohl dieser Besuch immerhin sehr auffallend genannt werden muß.“

Wie groß war nun ihre Entrüstung, als die Magd ihnen dieselbe Antwort gab, die sie kurz vorher Eduard gegeben hatte. Frankens hätten die Stadt verlassen, ohne zu sagen, wann sie zurückkehren würden! Und wahrscheinlich gingen Wochen damit hin, weil sie viele große Reisekoffer mitgenommen hätten!

Die Officiere erklärten, sie könnten diesem Mährchen keinen Glauben schenken, und zeigten sich so unwirsch, daß die erschrockene Dienerin auch sie aufforderte, das ganze Haus zu durchsuchen.

Dann gingen sie wüthend fort, und der Aeltere sagte zu seinem Gefährten:

„Nun, wird mir klar, wie Neven hierherkam! Er hat den Feigling von unserm Kommen benachrichtigt, damit er sich rechtzeitig aus dem Staube machen könnte.“

„Nein, so etwas will ich ihm doch nicht zutrauen,“ versetzte der Andere, „aber wie dem auch sei, er hätte nicht zu Frankens gehn dürfen, bevor wir unsern Auftrag ausgeführt. Nun, vielleicht kann er beweisen, daß . . .“

„Nichts kann er beweisen,“ unterbrach ihn der Erste zornig. „Wir sind der Spielball eines schmählichen Complotts. Da wollen wir denn doch einmal sehn, wie das endigen wird! Jetzt schnell zum Casino, um den uns dort erwartenden Cameraden von unserm lächerlichen Abenteuer Kunde zu geben.“

Und ihre Schritte beschleunigend bogen sie in die zum Markt führende Straße ein.

VI.

Um fünf Uhr Nachmittags mußte der Lieutenant Neven in Angelegenheiten des Dienstes zur Caserne, wo der Obrist eine Inspection der Waffen der ersten Schwadron vornehmen wollte.

Von der Ahnung erfüllt, daß ein schreckliches Unglück über seinem Haupte schwebe, verließ er lange vor der festgesetzten Zeit seine Wohnung; er wollte noch einmal versuchen, ob von Frankens Niemand zu sprechen oder über ihren Aufenthalt nichts zu erfahren sei, lag ihm doch Alles daran, sie zu überzeugen, daß es für sie selbst das Beste sei den Zweikampf zu gestatten. Er wollte bitten, drohn, und, wenn es nicht anders ging, seine Liebe und Hoffnung opfern, um den Forderungen der verletzten Ehre zu genügen.

Doch vergebliches Vornehmen. Die Magd wiederholte ihre Aussage, sie setzte noch hinzu, der junge Herr sei Mittags bleich vor Schrecken und aus dem Munde blutend gekommen

und habe erzählt, alle Officiere des Regiments wollten ihn verfolgen und ihm in's Gesicht schlagen, wo immer sie ihn antreffen würden. Der alte Herr habe darauf sofortige Abreise beschlossen, um seinen Sohn vor solchen Mißhandlungen zu schützen.

Eduard konnte jetzt nicht länger mehr an der Aufrichtigkeit der Erzählerin zweifeln. Seufzend und entmuthigt begab er sich zum Casino, wo er sicher war, einige seiner Cameraden anzutreffen.

Warum schlug er nicht die breite Straße ein, welche direkt dahin führte? Warum schlich er durch enge Gassen, was noch dazu ein Umweg war? Ach er wußte es selbst nicht, daß ein Gefühl von Furcht und Scham ihn antrieb, den Blicken der Menschen auszuweichen.

Als er in den Saal trat, waren etwa zwanzig Officiere versammelt, Alle sahn ihn an mit kalten Blicken, aber Keiner erwiderte seinen Gruß. Er schrieb dieses Betragen ihrem Aerger über Arthurs Verschwinden zu und näherte sich einem der beiden Cameraden, welche in seinem Auftrage nach Frankens Wohnung gegangen waren.

„Sie haben einen vergeblichen Weg gemacht, nicht wahr, Demoor," sagte er, „Arthur ist fort."

„Er ist fort," lautete die kurze Antwort.

„Aber er ist noch nicht aus der Welt, man wird ihn aufzufinden wissen und die Ehre des Regiments retten."

„Wahrscheinlich, wir alle haben diese Pflicht auf uns genommen und hoffen glücklicher zu sein als Sie."

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte Neven gereizt.

„Ich habe jetzt keine Zeit zu schwätzen," murmelte der Andere, „leben Sie wohl."

Mit stillem Entsetzen bemerkte Eduard, daß, während er seinen Freund Demoor anredete, die Officiere aufstanden und den Saal verließen, ohne ein Wort mit ihm über die wichtige Sache zu wechseln, ohne zu grüßen, ja ohne selbst am Büffet zu bezahlen.

Während er, wie vom Blitz gerührt, diesem Beginnen zusah, verschwanden eben die Letzten und er blieb allein

mit der Dame hinter dem Schenktisch, die ihn erstaunt und höhnisch lächelnd betrachtete.

Dieses Lächeln, der Spott einer Frau, brachte ihn fast zur Verzweiflung, auch er floh aus dem Saal und bog in die erste beste Gasse ein, dicht an den Häusern herschleichend, bis er einen großen freien Platz erreichte, der von mächtigen alten Bäumen beschattet war.

Hier blieb er, tief aufathmend, stehn und wie ein Bannfluch fiel ein entsetzliches Wort von seinen bleichen Lippen:

„Die Todesstrafe! Das ist die Todesstrafe! Sie verachten, vermaledeien mich! Ich bin ein Feigling in ihren Augen.“

Und er wurde von einem so heftigen Zittern befallen, daß seine Kniee an einander schlugen und seine Hände bebten wie im Fieber, ja es glänzten Thränen in seinen Augen.

Ein Herr ging über den Platz, der schon aus der Ferne den aufgeregten Zustand des Officiers zu bemerken schien.

Eduard bezwang sich mit der Aufwendung einer fast übermenschlichen Kraft. Er suchte seinen Zügen einen gleichgültigen Ausdruck zu geben. Als der Herr vorüber war fühlte er, daß seine Füße ihm den Dienst versagten und ließ sich auf eine steinerne Bank nieder.

Welche Fluth trauriger Gedanken wogte ihm durch den Kopf! Er verurtheilt zum sittlichen Tode! Er verachtet, verwünscht, geflohn wie ein elender Feigling?!

Nachdem er lange diese Folterqualen ertragen hatte versuchte er zu glauben, daß das unmöglich sei. Er hatte sich wohl geirrt, mußte sich geirrt haben. Das Benehmen seiner Cameraden war gewiß nur eine Folge ihres Verdrusses über Arthurs Verschwinden.

An dieser Erklärung klammerte er sich fest wie der Ertrinkende an einem Strohhalm. Mußte er doch jetzt allen Muth zusammennehmen, denn die Stunde der Inspection nahte und er durfte aus der Kaserne nicht fortbleiben weil der Oberst selbst dort erwartet wurde.

Als er den großen Kasernenhof betrat, standen die Mannschaften schon in Reihe und Glied.

Denselben kalten Blicken begegnete er hier wie im Casino, er glaubte sogar bei den Unterofficieren seiner Compagnie eine seltsame Bewegung zu bemerken, sie sahen ihn an von der Seite und flüsterten sich leise etwas zu.

Sein Hauptmann, der ihm sonst sehr geneigt war, warf ihm einen zornigen Blick zu und rief mit donnernder Stimme:

„Herr Lieutenant Neven, haben Sie keine Uhr? An Ihrer Stelle würde ich nach dem Obristen in der Kaserne erscheinen! Untersuchen Sie sogleich Ihre Leute, denn wenn an deren Kleidung oder Waffen auch nur das Geringste fehlt, so wird es Ihnen theuer zu stehn kommen.“

„Zu Befehlen, Herr Hauptmann, Alles ist in Ordnung, ich habe erst gestern Abend genau nachgesehn,“ antwortete Eduard, bestürzt über den ungewohnten Ton seines Vorgesetzten.

„Herr Lieutenant Neven, thun Sie was Ihnen gesagt wird, Ihre Bemerkung war durchaus überflüssig,“ tönte es zurück.

Der arme Lieutenant gehorchte schweigend, seine Gedanken aber waren weit von dem, was ihn scheinbar beschäftigte.

Nicht lange nachher traf der Obrist ein und begann mit der Inspection des rechten Flügels.

Alles schien gut abzulaufen; der Major schritt mit heitrer Miene neben dem Obristen her, der wiederholt Zeichen der Befriedigung gab, bis beide Herren sich der 4. Compagnie näherten. Eduard bemerkte jetzt voll Schrecken, daß der Major seinem Begleiter etwas in's Ohr flüsterte worauf dieser, mit gänzlich verändertem Gesichtsausdruck, verdrießlich den Kopf schüttelte.

Man kam zu den Leuten, die unter dem Lieutenant Neven standen. Hier war nichts in Ordnung, die Waffen schmutzig, die Anzüge schlecht geputzt, die ganze Haltung

der Mannschaften kennzeichnete Mangel an militärischem Chic.

Eine lange Viertelstunde hindurch wurde Eduard Angesichts seiner Untergebenen mit dem härtesten Tadel überhäuft, und das Ende vom Lied war, daß der Obrist ihm einen viertägigen Stubenarrest auferlegte.

Durch diese unmotivirte Strenge außer sich gebracht trat Neven vor und sagte:

„Herr Obrist gestatten Sie mir ehrerbietigst zu bemerken, daß ich bisher von meinen Vorgesetzten nur Lob für meine Pünktlichkeit im Dienst geerndtet.“

„Wirklich, haben Sie das!“ fuhr der Obrist grimmig auf. „Nun, es gibt Officiere, die sich verändern, man hat selbst Beispiele von solchen, die ihren Stolz und ihr Ehrgefühl verlieren . . . Und da Sie sich herausgenommen haben, mir Entgegnungen zu machen, so stecken Sie Ihren Degen ein und begeben sich sofort in Ihr Quartier, Sie haben vier Tage strengen Arrest, verstehn Sie mich? Vier Tage arrêts forcés. Jetzt verlassen Sie die Kaserne.“

An Widerstand war nicht zu denken; ohne die Augen aufzuschlagen stieß der Lieutenant seinen Degen in die Scheide und verließ wankenden Schrittes den Hof.

So war also wirklich das soldatische Todesurtheil über ihn gefällt worden? Er konnte kaum länger daran zweifeln, denn das war die Art und Weise, in der man diese Strafe zur Ausführung brachte.

Zweifelte er aber wirklich noch, so steigerte sich die Ungewißheit zur Ueberzeugung, noch bevor er seine Wohnung erreichte. Es begegneten ihm nämlich mehrere Officiere, nahe Bekannte, aber einige wandten den Kopf ab und thaten als ob sie ihn nicht sähen, Andere grüßten ihn kurz und kalt, wie einen vollständig Fremden.

Endlich gewahrte er aus der Ferne einen seiner besten Freunde; den wollte er anreden und ihn um eine Erklärung bitten, aber sieh da, auch der Freund wich ihm aus, er schlug eine Seitenstraße ein in der unverkennbaren Absicht, ihm aus dem Wege zu gehn.

Ueberwältigt von Schrecken und Betrübniß eilte Neven

ihm nach bis an die nächste Straßenecke und rief dann laut seinen Namen; der Andere aber beschleunigte seine Schritte und war bald seinen Augen entschwunden.

Nun stand die Sache fest, der Unglückliche war zum Tode verurtheilt worden. Eine Art Wahnsinn bemächtigte sich seiner, er erhob stolz den Kopf, als wollte er der Ungerechtigkeit Trotz bieten, und sah den ihm Begegnenden herausfordernd in's Gesicht, doch diese gewaltsame Kraftanstrengung hielt nur stand bis er sein Zimmer erreichte.

Da brach er zusammen, zitternd wie Espenlaub und bleich wie eine Leiche richtete er den müden Blick auf das kleine Bild über seinem Schreibtische und rief:

„Mutter, Mutter! O, daß Du sterben möchtest, bevor Du es erfährst! Dein Sohn, Dein unglücklicher Sohn ist zum Tode verurtheilt, man hat seine Stirn mit dem entsetzlichen Wort „Feigling" gebrandmarkt. In seinem Grabe noch wird der Vater sich meiner schämen, und Dir muß ich den Dolch in das Herz stoßen? Grausames Geschick! Zuerst öffne ich den Himmel vor Deinen Augen, erfülle Dein Herz mit Freude und Hoffnung, um es gleich darauf zu vernichten unter dem Schlage einer entsetzlichen Schmach! O Verzeihung! Verzeihung für Dein unglückliches Kind."

Ein Schauder durchrieselte seinen Körper, er schlug sich mit der Hand vor die Stirn.

„Verurtheilt!" murmelte er. „Ich bin ein Feigling! Was bleibt mir noch übrig als zu sterben? Aber selbst der Tod löscht die Schande nicht aus. Sie glauben mir fehle der Muth, meine Ehre zu retten! Muß ich ihnen denn beweisen, daß sie wahnsinnig sind?"

Er sprang auf und legte die Hand an den Griff seines Degens.

„Wenn ich sie nun der Reihe nach zum Duell forderte, sie, die mich für feige halten, würden sie auch dann noch an meinem Muthe zweifeln? Wenn ich ihr Blut vergösse bis auf den letzten Tropfen, ihres oder das meine? Doch nein, auch diese verbrecherische Grausamkeit würde nichts helfen!

„Was sie wollen ist, daß ich Arthur Franken zwinge, sich mit mit mir zu schießen,“ fuhr er in seinem Selbstgespräche fort. „Das Gesetz der Ehre stellt diese Forderung, das unerbittliche, erbarmungslose Gesetz der militärischen Ehre. Aber wie ihn zwingen? Soll ich ihm folgen Tag und Nacht, hinter ihm herschleichen, ihn schlagen, treten, anspeien bis er sich mir stellt? Nein, zu solchen Rohheiten bin ich nicht geschaffen. Und Elvira? Und meine arme Mutter? Ach Gott, was soll ich thun, was soll ich thun?“

Armer Eduard! Vier volle Tage in dieser qualvollen Einsamkeit zubringen müssen, ohne andere Gesellschaft als seine Gedanken! Denn in Folge des erhaltenen Befehls durfte er nicht wagen, einen Fuß aus dem Zimmer zu setzen. Ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust, und er lief wie ein Verzweiflender hin und her.

Plötzlich aber blieb er stehn und fuhr mit der Hand nach der Stirn, als sei ihm ein erlösender Einfall gekommen. Er setzte sich an den Schreibtisch und schrieb einen langen Brief, dann einen zweiten und dritten, den ersten an Arthur Franken, die andern an Elvira und an deren Mutter.

In allen dreien setzte er mit der ganzen Ueberredungskraft, über die er gebieten konnte, auseinander, daß es in Arthurs Intresse dringend geboten sei, das Duell anzunehmen, da man ihn doch verfolgen und mißhandeln würde, bis er eines solchen Lebens überdrüssig, die Folgen seiner Unbesonnenheit trage. In dem an Elvira gerichteten bat er zugleich um Mitleid mit ihm und seinem entsetzlichen Schicksal, er kniete so zu sagen nieder vor der Geliebten seines Herzens und ihrer Mutter, auf daß sie Erbarmen hätten mit dem armen Freunde, der dem wegen des Verdachtes der Feigheit über ihn verhängten Todesurtheile nur durch Zweikampf mit demjenigen entgehen könne, der ihn und sein Regiment so tief beleidigt. Böse Folgen brauchten sie zu fürchten, das versicherte er noch einmal, bei dem Andenken an seinen Vater und bei seiner Liebe zu seiner lieben alten Mutter.

Er versiegelte die Briefe, schellte und befahl der eintretenden Magd, sie sogleich zur Post zu tragen.

Eine verhältnißmäßige Ruhe kam jetzt über ihn, er hatte sich in seinem traurigen Zustande ein Licht geschaffen, das einen wenn auch schwachen Hoffnungsstrahl in seine Seele warf und seinen Gedanken einige Ableitung gab.

An das Fenster tretend richtete er das Auge auf die Sterne, die still am Abendhimmel heraufzogen; jedoch nur kurze Zeit verweilte er dort; sein Kopf brannte, seine Glieder waren so eisig kalt, er fühlte sich so erschöpft, als ob eine schwere Krankheit im Anrücken sei.

Ohne Licht anzuzünden legte er sich zu Bett, in der Hoffnung, daß die Nacht ihm einige Ruhe bringen würde, doch darin hatte er sich getäuscht. So wie er die Augen schloß, stand alles vor ihm, was er geliebt und verloren und erst als das Tageslicht hell in sein Zimmer fiel, sank er in einen tiefen Schlaf. Gegen neun Uhr stand er auf, ermüdeter noch, als er am Abend sich hingelegt hatte.

Eine Magd zeigte sich in der Thür, einen Brief in der Hand haltend. Freudig überrascht sprang Eduard auf, ihn in Empfang zu nehmen. „Von Arthur," murmelten seine bebenden Lippen, aber gleichzeitig setzte er hinzu:

„Nein, nein, von meiner Mutter. Welch neue Prüfung! Was sie nur schreibt? Ach ich kann es mir denken. Noch weiß sie nichts von dem Schlag, der uns getroffen hat."

Er öffnete den Brief und las:

Mein lieber, geliebter Eduard!

Wie glücklich ist Deine alte Mutter! Nicht um der Wohlthaten willen, mit denen Deine edle Braut meine letzten Lebenstage zu schmücken mir verspricht, sondern für Dich, mein Sohn, der noch eine lange Zeit vor sich hat, um den Himmel auf Erden zu genießen.

Nachdem ich Deinen rührenden Brief gelesen hatte, bin ich zur Kirche geeilt, um mein dankbares Herz vor Gott zu ergießen. Zwei Stunden lang habe ich zu ihm gerufen und ihn gepriesen, unter häufigen Thränen bei dem Gedanken, daß Dein se-

liger Vater vom Himmel aus den Sohn beschützt, der in Allem seiner würdig ist . . ."

Der Lieutenant konnte nicht weiter lesen, der Brief entfiel seinen Händen, ein dichter Nebel legte sich ihm vor die Augen.

Nachdem er in stummem Schmerz eine Zeitlang dagesessen, schloß er den Brief in eine Lade seines Schreibtisches, als suchte er das grausame Andenken an sein verlorenes Glück vor den eignen Augen zu verbergen.

Kaum hatte er Zeit gefunden, sich einigermaßen zu erholen, als schon wieder die Magd erschien und ihm ein versiegeltes Paketchen überreichte, das, wie sie sagte, ein Bauer unten für ihn abgegeben habe.

Wie groß war sein Staunen und sein Schmerz, als er in dem Paketchen ein Buch entdeckte, auf dessen Rücken in goldenen Lettern die Worte standen: „Harmonies religieuses de Lamartine." Dieses Buch hatte er Elvira geliehn, sie sandte es ihm zurück, alle Beziehungen zwischen ihm und ihr waren also abgeschnitten? Sie auch sprach das Todesurtheil aus, das Todesurtheil über seine Liebe und Hoffnung?

Als er das Buch verzweiflungsvoll auf den Tisch warf, fiel ein kleines rosenfarbiges Blatt zu seinen Füßen nieder, er raffte es auf, erkannte die Schriftzüge Elviras und las voll Staunen die nachstehenden Zeilen:

Daphnis und Chloe!

Daphnis und Chloe traten Hand in Hand vor den Altar der Götter; und der Priester, nachdem er ihre glückliche Ehe eingesegnet hatte, sagte: „Meine Kinder, so belohnt Gott die Standhaftigkeit und Treue. Hat er, nach seinem unergründlichen Rathschlusse, mit Schmerz und Leid Euch überhäuft, so geschah es nur, um Eure Herzen zu prüfen und Euch den Sieg werthvoller zu machen. Du, Daphnis, hast in muthiger Hoffnung die härtesten Leiden ertragen. Du, Chloe, bist dem Freunde treu geblieben und hast Deinen erzürnten Vater mit ihm versöhnt durch Geduld und inständiges Bitten. Was Ihr Beiden geträumt habt, wird nun endlich zur

Wahrheit, seht, den Augen Eurer Mutter entrinnen Thränen der Seligkeit. Preiset die Götter für ihre Gnade."

Damit endete die Schrift, kein Wort weiter.

Die Züge des Lesenden erhellten sich; es war ihm klar, daß Elvira diese Form gewählt hatte, damit das Briefchen, wenn es ihren Eltern durch Zufall in die Hände fiel, als eine harmlose Aufzeichnung aus irgend einem Buche erscheinen möchte.

Ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust und unwillkürlich Elvira's letzten Worten gehorchend erhob er die Hände zum Himmel und rief:

„Barmherziger Vater, sei gebenedeit für diesen Trost! O sende einen Strahl der Hoffnung in mein gequältes Herz, entzieh mir Deinen Beistand nicht."

Wieder und wieder las er das Briefchen, freudig bewegt prägte er sich den Inhalt desselben ein und flüsterte beseligt:

„Sie wird unserer Liebe treu bleiben! Durch Geduld und inständiges Bitten wird sie ihren Vater mit mir aussöhnen und unsere beiden Mütter werden glücklich sein. Welch edle Seele! Welcher Schatz von Zärtlichkeit, Treue und Muth! Und dieses reine, liebevolle Herz sollte ich verlieren? O nein, nein! Sie sagt es mir, meine Hoffnung muß unerschütterlich sein, der harten Prüfungen muß ich mich getrösten. Wohlan denn, den Kopf aufgerichtet, dem Schicksal die Stirn geboten. Ihre Liebe bleibt mir, ich fühle mich riesenstark!"

Diese Aufrückung währte indessen nicht lange, nur zu bald kehrte das Bewußtsein seiner traurigen Lage ihm zurück und er sagte seufzend:

„Aber die Todesstrafe! Davon weiß sie nichts. Sie verlangt ein großes Opfer von mir, das Opfer meiner Ehre. Ihr Gatte sollte ihr also einen befleckten Namen geben, sie die Gemahlin eines Mannes werden, der von Allen als Feigling verachtet und gemieden wird! O mein Gott, sei mir gnädig! Welche Stürme wogen in mir, ich fühle mich vom Wahnsinn bedroht." —

Drei Tage, drei schreckliche Tage verbrachte er so,

zwischen Hoffnung und Verzweiflung. Jedes Geräusch auf der Straße oder Treppe erfüllte ihn mit banger Erwartung, er horchte gespannt, bis die darauf folgende Stille ihn zum hundertsten Mal überzeugte, daß er sich wieder geirrt.

Was er erhoffte war eine Antwort auf einen der Briefe, die er an Elvira, an Arthur und an Frau Franken geschrieben hatte. Wie eine solche Antwort ausfallen würde wußte er nicht, aber er hatte so dringend um ein paar Zeilen von ihrer Hand gebeten, daß er zuversichtlich glaubte, sie würden ihm diesen kleinen Beweis ihres Mitleids und Interesses nicht versagen können.

Jetzt war nun der Nachmittag des dritten Tages, drei Stunden noch, und seine Strafzeit würde abgelaufen, er würde frei sein und seinen Dienst wieder übernehmen müssen.

Der Augenblick, nach dem er so heiß sich gesehnt, erschreckte ihn jetzt; wozu sollte ihm auch die Freiheit dienen? Folgte ihm nicht auf Schritt und Tritt Demüthigung und Schmach? Hier in der Einsamkeit waren keine Augen, die ihn verächtlich ansahn, er begegnete keinen Cameraden, die ihm den Rücken wandten, keinen Vorgesetzten, die ihm sagten, daß manche Officiere das Ehrgefühl verlören.

Verzweiflung und Seelenangst regten sich wieder heftiger als zuvor, er hing ein Tuch über das Bild seiner Mutter, um den Augen nicht zu begegnen, die ihm zu folgen, ihn zu befragen schienen.

Plötzlich vernahm er das Geräusch von Männertritten auf der Treppe, und bevor er noch eine Bewegung machen konnte, stand sein Freund Daniel Lecourt vor ihm und streckte ihm beide Hände entgegen.

„Was ist das,“ rief er dann, bestürzt zurückweichend als er in Eduards bleiche, abgehärmte Züge sah, „Du bist krank gewesen und auch jetzt noch leidend? Du hast Fieber; steckt denn der unselige Vorfall mit Arthur Franken Dir immer noch in den Gliedern?“

„Ich bin zum Tode verurtheilt,“ lautete die düstere Antwort.

„Dummes Zeug! Du spottest wohl! Aber um Gottes willen, laß das jetzt und antworte vernünftig."

„Die Cameraden des Regiments haben über mich, als einen Feigling, die Todesstrafe ausgesprochen."

„Unmöglich! Du phantasirst wohl, armer Schelm! Beruhige Dich zuerst und sag' mir, worauf Deine entsetzliche Vermuthuug sich gründet; ich bin überzeugt, es liegt eine Täuschung der Sinne vor."

Mit einer Art bittern Hohnes begann der Lieutenant dem Freunde zu erzählen, was während seiner Abwesenheit vorgefallen war; er sprach von der Mühe, die er sich gegeben hatte, die Familie Franken zur Einwilligung in das Duell zu bestimmen, von Arthurs Behandlung im Casino, von dem Verhalten der Officiere gegen ihn selbst, von den harten, grausamen Worten, die der Obrist an ihn gerichtet hatte, von seiner Verzweiflung und endlich von den an Frau Franken, Elvira und Arthur gerichteten Briefen.

Zum Schluß sagte er mit schmerzerstickter Stimme:

„Du siehst, Daniel, das Schicksal hat mich in einen tiefen Abgrund geworfen, Verachtung und Schande grinsen mich an, wohin immer ich mich wende und meine einzige Hoffnung ist, daß Gott mich bald von der Last des Leidens durch den Tod erlösen wird."

„Aber haben denn Deine Cameraden den Verstand verloren?" rief der Doktor entrüstet.

„Sie wollen die militärische Ehre nicht preisgeben. Wiewohl ich das Opfer dieses Mißgriffes bin, darf ich ihnen doch keinen Vorwurf machen."

„Arthur Franken hat sich bei Dir und ihnen entschuldigt?"

„Ja, aber in gänzlich ungenügender Weise."

„Wenn er nun aber das Duell ausschlägt, so verlangt man doch Unmögliches von Dir."

„Man will, daß ich ihn mit Gewalt dazu zwinge."

„Aber wie?"

„Indem ich ihn verfolge, beleidige, anspeie, bis er sich bereit erklärt, meine gekränkte Ehre herzustellen."

„Und einer solchen Rohheit solltest Du fähig sein."

„Nein das ist es gerade, dazu fehlt mir die Kraft. Arthur war sinnlos betrunken, als er Hand an mich zu legen wagte, selbst wenn er nicht Elviras Bruder wäre, würde ich seine Entschuldigung annehmen und die Verwirrung eines Augenblicks verzeihn, — mein Herz hat eben seine schwache Seite, es sündigt durch Güte und Menschenliebe. Arthur wird indessen doch nicht ungestraft bleiben, meine Cameraden, welche weniger weich sind als ich, werden ihn schmähen und mißhandeln, wo immer sie ihn entdecken können."

„In aller Heiligen Namen, wozu doch diese unselige Rachsucht," rief der Doktor aus. „Sind die Soldaten denn keine Menschen mehr, oder glauben sie sich über alle Gesetze erhaben? Eine solche Auffassung paſſ't nicht mehr in unser Jahrhundert. Wenn ein Bürger sich selbst Recht schaffen will und aus Rache Jemanden mißhandelt, so wird er vom Gericht mit Geldstrafen oder Gefängniß belegt; für die Soldaten scheinen keine Gesetze zu existiren."

„Das für Officiere allein maßgebende Gesetz ist das der Ehre," versetzte der Lieutenant mit bitterm Lächeln. „Wir haben unser Jahrhundert nicht gemacht. Und wenn wirklich in diesem Gesetz der militärischen Ehre einige Barbarei obwaltet, so mußt Du die Menschheit anklagen und nicht meine Cameraden, die nur die unerbittliche Pflicht erfüllen, welche die ganze Welt ihnen auferlegt."

„Ja freilich, die ganze Welt," seufzte der Doktor. „Was für ein unerklärliches Räthsel ist doch der Mensch und welche Fortschritte müssen wir noch machen, um uns aus den Finsternissen der Barbarei einigermaßen zu erheben. Der Eine will das Menschenblut selbst auf dem Schaffot noch geachtet sehn, steht aber gleichwohl nicht an zu verlangen, daß zwei Freunde um eines unüberlegten Wortes willen sich ermorden. Der Andere dehnt sein Mitleid auf die Thiere aus, er würde weinen, wenn er ein Pferd mißhandelt sähe. Dagegen wettet er auf zwei Bockser und klatscht Beifall, wenn ihnen das Blut aus Mund und Nase strömt. Ein Dritter spielt sich aus als ein Freund des Friedens, wem aber streut er Weihrauch, wen verehrt er als Ehre der Menschheit? Einen Alexan-

der, Caesar, Friedrich, Ludwig den Vierzehnten, er scheint nicht zu wissen, daß deren Größe auf den Strömen Blutes beruht, welche vergossen wurden, sie zu begründen .... Doch Du hörst mir nicht zu, Eduard?"

Aus tiefem Sinnen erwachend versetzte der Andere:

„Was sagtest Du da? Ach ja, Du wolltest mir Etwas beweisen! Ich bitte Dich, laß das jetzt, in meiner traurigen Lage helfen keine Erwägungen, die Thatsache steht fest, Worte vermögen nichts daran zu ändern."

Der Doktor schüttelte mißmuthig den Kopf, das Philosophiren war ihm nun einmal zur andern Natur geworden und selbst in diesem Augenblicke konnte er seiner Neigung nicht widerstehn.

„Deine Cameraden wollen Arthur Franken verfolgen und mißhandeln," begann er wieder, „aber wenn sein Vater sie beim Gericht verklagt, so werden sie doch bestraft werden."

„Meinst Du? Das käme noch darauf an," erwiderte Eduard. „Aber gesetzt auch, das wäre der Fall: welche Furcht kann eine solche Strafe einflößen, wenn sie in der Armee als eine Ehre, als eine Krönung des Muthes angesehn wird."

„Und doch besteht ein strenges Gesetz gegen das Duell, warum respectirt Ihr es nicht?"

„Weil unsere Vorgesetzten, weil die ganze Welt uns das als einen Beweis von Feigheit anrechnen würde."

„Entsetzlich! Ich frage Dich, wo will das hinaus? Das göttliche Wort des Erlösers hat in den Herzen derer, die sich Christen nennen, die hassenswertheste der Leidenschaften, die Rachsucht, noch nicht vermindern können? Und dabei jubeln wir über den Fortschritt des Jahrhunderts! Finsterniß, Verirrung und Unheil wird herrschen, so lange der Mensch den Muth nicht hat, einen klaren Blick in seine Seele zu werfen, so lange er sich selbst gegenüber falsch ist und sein eignes Gewissen betrügt. Was gut und böse ist, wissen wir genau zu unterscheiden, aber wir ziehn es vor, die Augen zu schließen oder unrichtig zu sehn, um unserm niedrigen Treiben folgen zu können."

Der Lieutenant, der wieder in Gedanken versunken dagesessen hatte, richtete sich auf als der Doktor schwieg und sagte:

„Daniel, in Amerika gibt es unermeßlich große Länder, einsam und unbewohnt wie die Wüsten. Glaubst Du, daß eine alte Frau die weite Reise bis dahin würde ertragen können? Und würde es möglich sein, dort im Schweiße seines Angesichts sein Brod zu gewinnen?“

Der Doktor erschrak, er glaubte Spuren von Wahnsinn in seinem armen Freunde zu entdecken und dachte daran, eine eingehende Untersuchung anzustellen, als die Magd eintrat und Eduard einen Brief überreichte.

Dieser zerriß mit bebender Hand das Couvert und durchlief in athemloser Spannung den Inhalt, doch bevor er noch damit zu Ende gekommen, fiel er dem Doktor um den Hals und rief jubelnd:

„Hurrah, hurrah! Ich entgehe der Todesstrafe, der Verachtung, der Schande! Meine Cameraden werden zufrieden sein und mir ihre Achtung, ihre Freundschaft wiederschenken! Gott sei tausendmal Dank!“

„Was ist es, das Dich plötzlich so zur Freude bewegt?“ fragte Lecourt mißtrauisch.

„Da, lies selbst! Ein Brief von Arthur Franken! Er will sich mir stellen!“

Der Doktor las halblaut vor sich hin:

Mein lieber Neven!

Ein Officier Ihres Regiments hat mir gestern mit der Reitpeitsche in's Gesicht geschlagen, mir einen Fußtritt gegeben und mich in einen sumpfigen Graben geworfen, seine wüthenden Drohungen brachten mich zu der Ueberzeugung, daß ich dem Duell nicht entgehen kann.

Mein Beschluß ist gefaßt. Kommen Sie morgen früh bei Sonnenaufgang auf den freien Platz vor der Kapelle von Hochfeld, ich werde mich daselbst einfinden, um Ihnen die verlangte Satisfaction zu geben.

Um bei meinen Eltern keinen Verdacht zu erregen, werde ich mich von hier aus um keinen Secun-

danten bemühn und bitte Sie, auch für mich einen mitzubringen. Wenn die Wahl der Waffen Ihnen gleichgültig ist, so möchte ich für das Fleuret stimmen, das ist das einzige Vertheidigungsmittel, das ich je in der Hand gehabt.

Sie haben mir bereits verziehn, Eduard, und ich verzeihe Ihnen meinerseits schon im Voraus, was mir etwa geschehen möchte, weiß ich doch, daß auch Sie unwiderstehlich gezwungen werden. Also bis morgen. Ungeachtet des beklagenswerthen Vorfalls Ihr Freund

Arthur Franken.

„Mein Schako! Mein Degen!" rief der Lieutenant in der äußersten Aufregung. „Zu den Cameraden. Diese Nachricht wird sie erfreun. Die furchtbare Todesstrafe ist von mir genommen."

„Du willst also wirklich mit Arthur Franken Dich duelliren?" fragte der Doktor bestürzt.

„Gewiß, gewiß. Das ist das Einzige, was mich retten kann."

„Das Blut eines Menschen willst Du vergießen, der Dich seinen Freund nennt und Dir im Voraus verzeiht?"

„Um Gotteswillen, Daniel, nur jetzt keine Predigt," unterbrach ihn Eduard, hastig seinen Degen umschnallend. „Du fürchtest mit Unrecht für ihn, es wird ihm kein Leid geschehn. Er hat das Fleuret gewählt, um so besser, da habe ich die Sache ganz in der Hand."

„Aber Du selbst, Eduard."

„Bah, Du wirst eine Binde um den Arm zu legen haben, das ist Alles. Du mußt als Arzt dabei sein. Komm nun, komm, damit Du den Jubel siehst, mit dem die Cameraden mich empfangen."

VII.

Hinter der nach Osten sich hinziehenden Gebirgskette ging in voller Pracht die Sonne auf, ein sanftes röthliches Licht verbreitete sich über den Himmel. Die Vögel sangen, in den Blumenkelchen lagen glänzende Thautropfen, die Morgenglocken riefen die Gläubigen zum Frühgottesdienste. Alles in der Natur athmete Frieden, Liebe, Dankbarkeit, — aber wie sah es in den Menschenherzen aus?

Ueber die Chaussee, die weiterhin durch den Hochfelder Wald führte, fuhr ein mit zwei Pferden bespannter Landauer. Auf ein Zeichen hielt der Kutscher still und öffnete den Schlag, sechs Herren stiegen der Reihe nach aus dem Wagen.

Sie waren sämmtlich in Civil gekleidet, aber an den Schnurrbärten auf ihren Lippen und an ihrer ganzen Haltung ließ sich erkennen, daß sie dem Soldatenstande angehörten und Officiere waren.

Einer von ihnen sagte, mit dem Finger vorwärts deutend, zu dem Kutscher:

„Versteht mich recht! Ihr fahrt bis zu dem großen Wirthshause dort hinten, trinkt ein Glas Bier und wartet auf uns, ohne die Pferde auszuschirren. Aber bei Leibe kein unvorsichtiges Wort, hört Ihr?“

„Ganz recht, gnädiger Herr,“ war die Antwort.

Der Wagen rollte weiter. Die Herren verließen die Chaussee und bogen in einen Landweg ein. Derjenige von ihnen, welcher an Größe alle Andern überragte, trug Etwas unter seinem Rock, es waren zwei Degen, Fleurets genannt,

die man zu ihrem heutigen Zweck sehr scharf geschliffen hatte.

In der Gesellschaft befand sich Einer, der den Blick nicht ohne einen Ausdruck des Mißbehagens und Verdrusses auf diese Mordwaffen richten konnte. Er war es, der zuerst das Schweigen brach.

„Es ist doch die Pflicht der Secundanten, bis zum letzten Augenblick zu versuchen, ob die Sache nicht in Güte beigelegt werden kann," sagte er, „warum wollen Sie denn heute gegen diese Regel handeln? Sollte nicht . . . ."

„Fangen Sie schon wieder an, Herr Doktor?" unterbrach der große Officier ihn ungeduldig. „Lassen Sie uns doch gewähren; der Entschluß ist endgültig gefaßt und es ist nichts daran zu ändern. Blut muß vergossen werden."

„Blut! Blut! Man sollte meinen, einen Tiger heulen zu hören," sagte Lecourt leise.

„Sei doch still und laß ab von den vergeblichen Versuchen, Daniel," mischte Eduard Neven sich ein. „Du erweisest mir einen schlechten Dienst damit."

„Gut denn, ich schweige," gab der Doktor muthlos zurück.

Ohne weiter ein Wort zu wechseln schritten sie eilig fort bis sie eine Kapelle erreichten, die am Saume des Waldes sich erhob. Hier machten sie Halt und blickten nach allen Seiten umher, ohne indessen Jemanden zu gewahren.

„Die bestimmte Stunde hat geschlagen, die Sonne ist aufgegangen," sagte der große Officier grimmig. „Der unverschämte Milchbart wird doch nicht wagen, uns noch einmal zu verhöhnen?"

„Gedulden wir uns noch eine kleine Weile," bemerkte Einer seiner Gefährten. „Da er selbst den Ort und die Zeit bestimmt hat, wird er ohne Zweifel kommen."

Sie gingen langsam auf und ab. Der Doktor gesellte sich seinem Freunde zu und drückte ihm mit gedämpfter Stimme und zum zwanzigsten Mal wenigstens seinen Ab-

scheu vor der blutigen Rache aus, die hier gefordert wurde.

„Aber Du weißt es ja doch, Daniel," versetzte Neven, „ich werde Arthur weder tödten noch verwunden, nur von meinem Blute soll etwas vergossen werden."

„Aber wenn er nun Dich todt sticht? Das Fleuret ist eine verrätherische Waffe. Denk' an Deine Mutter, Eduard."

„Du meinst es gut, lieber Freund, machst es schlecht," antwortete der Lieutenant mit einem Seufzer. „Wenn ich Muth brauchte, ich würde ihn bei Dir nicht finden. Willst Du denn lieber, daß ich entehrt bleibe und der schrecklichen Todesstrafe erliege? Sei ganz ruhig, Deine Sorge ist unbegründet. Gib die nutzlosen Bestrebungen auf und laß meine Cameraden in Frieden, Deine fortgesetzten Einreden verletzen ihren militärischen Stolz."

Der Doktor schwieg und näherte sich mit seinem Freunde den Officieren, die den Inhalt der bösen Unterredung erriethen und ihn verdrossen und spöttisch ansahn.

Man begann wieder auf und ab zu gehn, bis endlich der große Officier zornig auf den Boden stampfte und ausrief:

„Meine Herren, ich habe keine Lust, bis Mittag hier zu warten. Diese unerhörte Beleidigung setzt den übrigen Beleidigungen die Krone auf und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, der Flegel soll sie mit seinem Leben bezahlen. Von heute an nehme ich die Sache in die Hand, mir wird er nicht entwischen, und wenn er sich in die Hölle verkröche."

„Warten wir doch noch ein paar Minuten," bat der Lieutenant.

„Keinen Augenblick mehr," lautete die unwirsche Antwort.

„Ah ich sehe ihn! Da kommt er!" rief einer der Officiere, und in der That, gleich darauf stand Arthur Franken vor ihnen. Er war bleich und schien beim Anblick der Officiere heftig zu erschrecken, um so mehr, als man ihn anfuhr:

„Sie scheinen nicht zu wissen was sich schickt, mein

Herr. Wenn Sie nicht in genügender Weise erklären können, warum Sie uns so lange warten ließen, so müssen Sie auch für diese Beleidigung Genugthuung geben."

„Herr Gott, schon wieder ein Duell! Sie sind von Sinnen," seufzte der Doktor.

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, meine Herren," stammelte der junge Franken, „mein Vater scheint etwas von unserer Absicht gemerkt zu haben und ich mußte daher einen günstigen Augenblick erspähn, um mich seiner Wachsamkeit zu entziehn. Sehn Sie nur, ich komme in meinen Hauskleidern, da ich mich nicht umzuziehn wagte. Wenn ich warten ließ, so dürfen Sie mir glauben, es war nicht meine Schuld."

„Und sind Sie denn nun fest entschlossen? Haben wir kein erneutes Zögern von Ihnen zu befürchten?" fragte der große Officier.

„Nein. Ich gestehe, daß ein Duell mich schaudern macht, aber ich habe gröblich gefehlt und da Sie mein Blut fordern bin ich bereit, es zu geben."

„Ja aber Sie sollen sich nicht wie ein Frosch todtschlagen lassen. Sie müssen sich vertheidigen."

„Ich will es versuchen, mein Herr," war die muthlose Antwort.

„Gut denn! Wählen wir eine passende Stelle aus."

Man begab sich weiter in den Wald hinein auf einen Fußpfad, der sich zwischen den Bäumen hinschlängelte. Der Doktor, der noch immer die Hoffnung nicht aufgab, den Zweikampf verhindern zu können, wandte sich wieder an den Officier, der die Waffen trug.

„Haben Sie denn keinen Funken von Mitleid mit dem armen Jungen," fragte er. „Er ist mehr todt als lebendig und gesteht sein Unrecht ein; wenn ihn ein Unglück träfe, es wäre der reine Mord."

„Das geht uns nichts an," versetzte der Andere bissig. „Glauben Sie, man dürfe ungestraft einen Officier der Armee in's Gesicht schlagen, weil man ein Feigling ist? Jeder warte seines Amtes, lieber Doktor; Sie haben hier nichts zu thun als etwaige Wunden zu verbinden."

„Und dennoch . . ."

„Bitte, bemühen Sie sich nicht ferner . . . Da sind wir ja an einer freien Stelle im Wald, hier ist es recht, lassen Sie uns eilen, Herr Franken, Sie stellen sich dort hin, werfen Sie Ihren Rock aus; Herr Lieutenant Neven, Sie hier. Jeder von Ihnen nimmt sein Fleuret in die Hand, läßt die Spitze auf der Erde ruhn und wartet bis ich in die Hände schlage. Sie haben mich verstanden, nicht wahr? Es wird gefochten, bis das erste Blut geflossen ist.“

Die beiden Duellanten traten in der angewiesenen Haltung und Entfernung einander gegenüber, indeß die übrigen Herren ein wenig auf die Seite gingen, um dort die Bedingungen des Zweikampfes zu besprechen, — wohl nur der Form wegen, da diese Bedingungen längst ausgemacht waren.

In Erwartung der Dinge die da kommen sollten, stand Arthur da, den Kopf auf die Brust gesenkt. Er zitterte heftig, sein Gesicht war todtenblaß und der Athem kam gepreßt zwischen seinen blauen Lippen hervor.

Plötzlich aber mußte sich in seinem Innern ein Wechsel vollzogen haben, denn er streckte sich und sah seinen Gegner mit flammenden Blicken an, als wollte er ihn verschlingen; seine Züge nahmen einen Ausdruck an, der Muth kennzeichnete und blinde Raserei.

„Vor allen Dingen fassen Sie Muth und verlieren Sie die Ruhe nicht, Arthur,“ mahnte der Lieutenant, „es wird rasch vorüber sein und Sie haben nichts von mir zu fürchten.“

„Tödten Sie mich, sonst tödte ich Sie,“ lautete die Antwort.

Die Secundanten nahmen jetzt ihren Platz neben den Fechtenden ein.

„Aufgepaßt,“ sagte der große Officier, „ich gebe sogleich das Zeichen.“

Unmittelbar nachher schlug er kräftig die Hände zusammen.

Die Degen klirrten an einander und fuhren wie Blitzstrahlen durch die Luft. Man hätte glauben sollen, der junge Franken verstände sich darauf, das Fleuret zu führen,

denn sein Gegner wich zurück und schien Mühe zu haben, seine wüthenden Stiche abzuwehren.

Es wäre für Neven gleichwohl ein Leichtes gewesen, ihm sofort eine Wunde beizubringen, aber er selbst wollte sich am Arm oder an der Schulter verwunden lassen, und da Arthurs ungestümes Vordringen ihm die Gelegenheit dazu abschnitt, zog er es vor, einen günstigen Augenblick abzuwarten.

Mitunter geschieht es, daß bei einem Menschen, der heftig erschreckt, im Grunde aber muthigen Herzens ist, der Schrecken sich in blinde Wuth verwandelt. Bei vielen jungen Soldaten im Kriege trifft das zu und es wiederholte sich in dem vorliegenden Falle. Der Kampf, wie kurz auch immer, währte ihm zu lange, er wollte ein Ende davon machen.

Ein heiseres Gurgeln drang aus seiner Kehle, er drang vor, strauchelte und stürzte mit der Brust in das Fleuret des Lieutenants, bevor dieser Zeit hatte, diese plötzliche Bewegung wahrzunehmen und seine Waffe zurückzuziehn.

Der Degen entsank Arthurs Hand, er griff nach seinem Herzen, wankte und fiel schwer zu Boden, unter dem Ausruf:

„Ich sterbe! O mein Gott!“

Bleich wie ein Todter kniete der Lieutenant neben dem Verwundeten, legte dessen Kopf in seinen Arm, rief ihn beim Namen und benetzte sein aschfahles Gesicht mit seinen Thränen. Was er sagte, war unverständlich, nur die Worte: „Bruder, Freund“ klangen deutlich von seinen bebenden Lippen.

Gleichzeitig mit ihm war der Doktor herangetreten und hatte das blutbefleckte Hemd auf die Seite geschoben. Eine kleine, aber unzweifelhaft tiefe Wunde, deren Stelle und Richtung dem Arzte einen Böses verkündenden Seufzer entriß, wurde sichtbar.

„Nun?“ fragte Eduard in athemloser Spannung, „nun?“

„Gott sei seiner armen Seele gnädig,“ seufzte der Dokter.

„Wie? Was sagst Du da? Ich verstehe Dich nicht! Gott wird uns gnädig sein, nicht wahr?“

„Kommen Sie, keine vergebliche Klagen," murmelte der große Officier.

„Schaffen wir die Leiche fort, er ist todt."

Ein herzzerreißender Schrei durchzitterte die Luft. Der Lieutenant raufte sich das Haar und rief:

„Todt! Todt! Und ich habe ihn ermordet? Mutter! Elvira! Fluch über mich, Fluch über den Mörder von Elviras Bruder!"

Mit diesem Aufschrei sank er besinnungslos neben der Leiche nieder.

Die Officiere waren in großer Verlegenheit, sie rieben die Hände ihres Cameraden und riefen ihn beim Namen, um ihn aus seiner Ohnmacht zu wecken. Nachdem der Doktor die Wunde Arthurs untersucht und sich überzeugt hatte, daß die Degenspitze in das Herz gedrungen war, trat auch er hinzu. Dennoch währte es lange, bis das Fläschchen, das er dem Lieutenant unter die Nase hielt, seine Wirkung that. Endlich öffnete Neven die Augen und richtete sich auf.

Der Reihe nach blickte er seine Gefährten an, in sichtlicher Bestürzung, er schien alles Gedächtniß verloren zu haben. Dann brach er in ein lautes Gelächter aus.

„Eine tolle Geschichte!" rief er, „ein gut gelungener Witz. — Macht nur nicht solche Leichenbittermienen; Arthur ist nicht todt, er stellt sich nur so, das war zwischen uns verabredet."

Und von seinem Wahn getrieben schnellte er empor, lief zu der Leiche hin, die man bereits entfernt hatte und begann sie gewaltsam hin und her zu zerren.

„Heda Arthur! Steh' auf!" schrie er, „der Schwank ist zu Ende. Steh auf, sage ich Dir, Du mußt Brautführer sein. Du weißt doch, daß heute die Hochzeit ist. Elvira steht schon da in ihrem Brautkleide, man erwartet uns in der Kirche."

Die Officiere rissen ihn von der Leiche fort, da begann er auf dem blutigen Rasen zu springen und zu tanzen wie ein Kind.

„Wahnsinnig, großer Gott er ist wahnsinnig," sagte

der Doktor und bedeckte schaudernd das Gesicht mit den Händen.

Zwei Bauern kamen in diesem Augenblick des Weges; man bemerkte in der allgemeinen Verwirrung ihr Herannahen erst, als sie schon dicht bei der Leiche standen.

„Wollt Ihr sogleich Euch packen?" sagte der große Officier. „Fort, oder ich breche Euch den Hals."

„O Gott, das ist ja der junge Herr Franken," flüsterten die Bauern, in den Wald zurückfliehend.

Zwei der Officiere ergriffen jetzt die Leiche an den Armen und Beinen und hoben sie vom Boden auf; die beiden Andern bemächtigten sich Eduards, den sie nur unter Anwendung von Gewalt fortzubringen vermochten.

Schweigend und gesenkten Hauptes schloß der Doktor den traurigen Zug.

So begab man sich zu dem Wirthshause, wo der Wagen sie erwartete. Man erbat und erhielt von den erschreckten Leuten die Erlaubniß, die Leiche in eine Hinterstube auf das Bett zu legen.

Inzwischen hatte man Mühe genug, den Lieutenant Neven ruhig zu halten und ihn am Tanzen und Springen zu hindern.

In einem Augenblick klatschte er in die Hände, lachte und jubelte, weil es zur Hochzeit, zu seiner Hochzeit ging. Dann wieder klagte und schimpfte er, daß man ihm Gewalt anthue, oder er stimmte ein fröhliches Lied an, so laut, daß man es auf der Chaussee draußen hören konnte.

Seine ausgelassene Lustigkeit, sein Wahnsinn hinderte die Officiere, eine Berathung anzustellen über das, was nun zu thun sei und auf welche Weise man die Eltern Arthurs von dem Geschehenen in Kenntniß setzen solle. Einige meinten, man könne ja den Wirth mit der Botschaft betrauen. Der große Officier erklärte, in Sachen der Ehre dürfe man vor nichts zurückschrecken, und er sei daher ganz bereit, die Meldung zu übernehmen und sich zu diesem Zwecke nach dem Gute Hochfeld zu begeben, wo, wie man wußte, die Familie Franken seit ihrer Flucht aus der Stadt sich aufhielt. Einer seiner Cameraden machte den Einwand, daß er wohl nicht die geeignete Persönlichkeit sei,

einen Auftrag, der Schonung erfordere, auszurichten und schlug vor, daß der Doktor hingehen solle.

Sie überlegten noch, als in der Vorderstube plötzlich eine erregte Frauenstimme vernehmbar wurde, die in die Worte ausbrach:

„Mein Bruder, mein armer Bruder!“

„Seine Schwester!“ riefen die Officiere, bevor sie jedoch zu einem Entschluß kommen konnten, entzog sich der Irrsinnige ihrer Wachsamkeit, warf jubelnd die Thür auf und rannte der erschreckten Elvira entgegen, um sie in seine Arme zu schließen. Sie aber wies ihn voll Entsetzen zurück.

„Fort,“ rief sie, „fort! Mit dem Mörder meines Bruders habe ich keine Gemeinschaft, sein Blut liegt zwischen uns. — Wo ist er? Wo ist mein armer Arthur?“

„Er spielt Comödie!“ rief Eduard, „er ist nicht verwundet, er stellt sich nur so. Ich bin kein Feigling, ich habe Muth, meine Ehre ist gerettet.“

Und nachdem er Elvira eine Weile angestarrt mit einem Lächeln der Hoffnung und des Zweifels, fing er plötzlich wieder an zu springen und zu tanzen, zu jauchzen und zu singen.

„Freue Dich, wir haben Hochzeit, Elvira!“ rief er, „meine Mutter ist eine Millionärin, und Du sollst ein Fürstenschloß bewohnen, sollst Schätze besitzen und Equipagen und schöne Pferde. Ich will Dich zur Kaiserin machen, ja, ja, denn ich selbst bin der Kaiser von Rußland. Eine Krone sollst Du tragen, eine Krone von Perlen und Diamanten, frag nur den Arthur, er ist da drinnen, ihn ernenne ich zum Prinzen, Dein Vater wird König.“

Elvira eilte in das Zimmer an das Bett, auf dem sie ihren Bruder liegen sah. Sie ergriff seine eisig kalte Hand, sah in sein bleiches Gesicht und überzeugte sich nur zu bald, daß sie wahr berichtet worden.

„Mein Bruder todt! Er sein Mörder — und wahnsinnig! O Gott laß mich sterben!“ rief sie aus und stürzte an dem Bette nieder. Ihr Kopf kam dabei mit den Dielen so heftig in Berührung, daß man glauben

konnte, es hätte Jemand mit einem Hammer einen Schlag darauf geführt.

„Sie spielen jetzt Beide wunderbar schön," rief Eduard und klatschte Beifall, indeß die Officiere, von Mitleid bewegt, herzueilten, um dem armen Mädchen beizustehn.

Doch o Graus! Wieder hörte man Stimmen draußen, schmerzliche verzweifelte Stimmen und Herr und Frau Franken stürmten in das Zimmer, das sie beider Kinder beraubt, vernichtet und selbst dem Tode nah verlassen sollten.

Schließen wir den Vorhang über dem unheimlichen Bilde! Zählen wir die blutigen Thränen der Eltern nicht, welche, die Leichen ihrer Kinder in den Armen, die menschliche Grausamkeit verfluchen und als einzige Wohlthat den Tod vom Himmel erflehn.

Eine halbe Stunde später schritt der Doktor Daniel Lecourt mit dem großen Officier über die Chaussee hinter einem Wagen, in dem, an Händen und Füßen gebunden, der arme Wahnsinnige lag.

Lange schwieg er, tief in Schmerz versunken über das Schicksal seines unglücklichen Freundes, dann sagte er im Tone der heftigsten Entrüstung zu seinem Begleiter:

„Da haben Sie nun die Folgen Ihres barbarischen Brauches: zwei blühende Leben geraubt, ein edler Mensch mit unheilbarem Wahnsinn geschlagen. Eltern, denen ihre Kinder entrissen sind, eine arme Mutter, welche die einzige Stütze ihres Alters verliert."

„Ja, das sind traurige Unglücksfälle, aber die Ehre ist hergestellt," versetzte der Andere finster und nicht ohne Stolz.

„Die Ehre hergestellt!" rief der Doktor bitter. „Nein, Gott ist verhöhnt, Christus gelästert, die Menschheit geschändet und dem Geiste der Finsterniß ein neues Opfer dargebracht worden.

Und schweigend verfolgten sie ihren Weg hinter dem langsam fahrenden Wagen.

Die blinde Rosa.

An einem schönen Sommertage des Jahres 1846 rollte wie gewöhnlich der alte Postwagen von Antwerpen nach Turnhout über die Chaussee. Die Pferde trappelten, die Räder knirschten, der Wagen krachte, der Postillon schnalzte mit der Zunge, um die müden Gäule anzutreiben . . . Hunde bellten in der Ferne . . . Lerchen stiegen singend in die blaue Luft empor und der Schatten des Gefährs tanzte mit sonderbaren Sprüngen und Verzerrungen auf dem Haidekraut und zwischen den Bäumen.

In der Nähe eines einsam gelegenen Wirthshauses brachte der Postillon plötzlich die Pferde zum Stehn, sprang vom Bock, öffnete den Schlag und ließ den eisernen Wagentritt herunter. Dann war er einem Reisenden beim Aussteigen behülflich, der, ein ledernes Köfferchen in jeder Hand, aus dem Innern der Postkutsche zum Vorschein kam.

Eben so schweigsam wie vorher schlug der Postillon den Tritt wieder auf, schloß die Thür und kletterte auf den Bock zurück. Die Pferde zogen an und der große wüste Wagen rollte weiter.

Der Reisende war inzwischen in das Wirthshaus getreten und hatte an einem Tisch bei einem Glase Bier Platz genommen. Er war ein Mann von hoher Gestalt und mochte etwa fünfzig Jahre zählen. Man hätte ihn selbst für einen Sechziger halten können, wenn nicht seine stramme Haltung, seine lebhafter Blick und der freundliche Ausdruck seines Gesichtes gekennzeichnet hätte, daß Herz und Seele jünger waren als die äußere Erscheinung.

Denn in der That, seine Haare waren grau, Stirn

und Wangen mit Runzeln bedeckt und allen seinen Zügen jene Ermattung aufgeprägt, welche die Spuren angestrengter Arbeit und schweren Kummers sind.

Seiner Kleidung nach mußte er ein vermögender Bürger sein, vielleicht würde Niemand darauf geachtet haben, wäre nicht der Rock bis unter das Kinn zugeknöpft gewesen, eine Eigenthümlichkeit, welche in Verbindung mit der an seinem Knopfloch baumelnden großen Meerschaumpfeife, einen ehemaligen Kriegsmann in ihm vermuthen ließ.

Die Hausleute, nachdem sie den Fremden bedient hatten, nahmen ihre Arbeit wieder auf. Er sah die beiden Töchter, zwei flinke Mädchen, aus und eingehn, sah den Wirth Reisigbündel an den Heerd legen, seine Frau den über dem Feuer hängenden Kessel rühren. Niemand sprach ein Wort mit ihm, wiewohl seine Augen jedem Einzelnen mit sehnendem Verlangen folgten und seine Blicke zu sagen schienen:

„Ach erkennt Ihr mich denn nicht mehr?“

Jetzt drang der Schlag einer Uhr an sein Ohr. Der Klang berührte ihn schmerzlich, ein Ausdruck der Trauer breitete sich über seine Züge und verscheuchte das Lächeln von seinen Lippen; er stand auf und sah zu der Uhr empor, bis der neunte Schlag verhallt war.

Der Hausfrau entging die Bewegung des Reisenden nicht, verwundert stellte sie sich neben ihn und blickte gleichfalls zu der Uhr auf, als ob etwas Seltsames daran zu entdecken wäre.

„Nicht wahr, lieber Herr, die Uhr hat einen schönen Schlag,“ sagte sie. „Seit zwanzig Jahren schon zeigt sie uns die Zeit, ohne daß der Uhrmacher je die Hand daran gelegt hätte.“

„Seit zwanzig Jahren!“ seufzte der Fremde. „Und wo ist denn die Uhr geblieben, die früher dort hing? Was ist aus der schönen Muttergottes geworden, welche auf dem Kaminsims stand? Fort, zerbrochen, vergessen, nicht wahr?“

Ueberrascht sah die Frau den Fragenden an und erwiderte:

„Mit dem Muttergottesbilde hat unsere Sanna gespielt, als sie noch ein Kind war und ihm den Kopf ab-

gebrochen; es war ohnedies so schlecht gemacht, daß der Herr Pastor selbst sagte, wir müßten ein anderes kaufen. Hier steht die neue Muttergottes, die ist doch viel schöner, nicht wahr?"

Der Reisende schüttelte verneinend den Kopf.

„Und die alte Uhr werden Sie auch gleich schlagen hören," fuhr die Wirthin fort, „sie ist nicht viel besser wie ein abgenutztes Spinnrad und geht immer zu spät, wir haben sie vor Jahren schon in die Hinterstube gebracht. Horch, da beginnt sie!"

Und aus dem anstoßenden Raum drang ein sonderbarer Ton hervor, eine Vogelstimme, die neunmal hinter einander „Kukuk!" rief.

Bevor jedoch die ersten drei oder vier Schläge erklungen waren, strahlte ein seliges Lächeln in den Zügen des Fremden, und von der Hausfrau gefolgt, lief er in die kleine Kammer und sah mit unsäglicher Freude zu der alten Uhr auf, bis der Kukuk seinen neunten Ruf hatte erschallen lassen.

Mittlerweile hatten auch die beiden Mädchen sich eingefunden, und richteten ihre großen blauen Augen voll Neugierde bald auf den Reisenden, bald auf die Mutter. Ihre Blicke riefen den Ersteren aus seinem Sinnen in die die Wirklichkeit zurück, er begab sich wieder in die Gaststube, wohin ihn seine Begleiterinnen voll Staunen folgten.

Jedenfalls mußten glückliche Empfindungen sein Herz erfüllen, denn aus seinen Augen strahlte eine solche Freude, daß die beiden Mädchen mit sichtlicher Theilnahme näher an ihn herantraten.

„Ihr wundert Euch wohl über mich, liebe Kinder," sagte er, eine Hand von Jeder erfassend, „und begreift nicht, daß die Stimme des alten Kukuks mich so erregen kann. Ach, auch ich war einst ein Kind! . . . Und wenn damals mein Vater nach der Vesper hierher ging, um sein Glas Bier zu trinken, nahm er mich mit, wenn ich artig gewesen war. Dann stand ich unermüdlich vor der Uhr und wartete bis der Kukuk sein Thürchen öffnete, ich sprang und tanzte zu seinem Gesang und bewunderte den

hölzernen Vogel mehr, als später die größten Kunstwerke . . ."

„Und die Muttergottes, die Eine von Euch zerbrochen hat," fuhr er nach einer Pause fort, „liebte ich, weil sie einen so schönen blauen Mantel trug und weil ihr Kindchen mir die Arme entgegenstreckte und lachte . . . Der Knabe von damals ist jetzt beinah sechzig Jahre alt, seine Haare ergraut, sein Angesicht voll Runzeln, mehr als dreißig Jahre hat er in den Wüsteneien Rußlands zugebracht . . . und doch erinnert er sich der Muttergottes und des Kukuks, als ob nur wenig Wochen zwischen heute und dem Tage lägen, da er an der Hand seines Vaters zum letzten Mal hierhergegangen."

„So sind Sie aus unserm Dorf?" fragte Sanna.

„Ei freilich," versetzte der Reisende freudig erregt, aber die Wirkung, welche diese Versicherung hervorbrachte, war nicht die, welche er sich davon versprochen. Das Mädchen lächelte, das war alles, sie schien weder überrascht noch erfreut durch die Mittheilung des fremden Herrn zu sein.

Dieser wandte sich nun an die Hausfrau.

„Lebt denn der alte Baas Jostens noch?" fragte er.

„Den Baas Johann meinen Sie? Nein, der ist todt, schon seit fünf und zwanzig Jahren."

„Und seine Frau, die dicke gute Petronella?"

„Auch todt," lautete die Antwort.

„Todt, todt," murmelte der Fremde. „Was ist denn aus dem jungen Schäfer Andres geworden, der solch' schöne Körbe zu flechten verstand?"

„Gleichfalls todt."

Der Reisende ließ den Kopf tief auf die Brust sinken und gab sich den trüben Gedanken hin, welche diese Nachrichten in ihm weckten.

Die Wirthin suchte inzwischen ihren Mann in der Scheune auf und erzählte ihm von ihrer Unterredung mit dem Gaste. Trägen Schrittes begab sich der Mann in das Haus und weckte durch das Geräusch seiner Holzschuhe den Fremden aus seinem Sinnen. Er sprang auf, streckte dem Eintretenden beide Hände entgegen und rief herzlich:

„Wie, Peter Josten, kennt Ihr mich denn nicht mehr?"

„Nein mein Herr, ich erinnere mich nicht, Sie je gesehn zu haben," versetzte der Andere gleichgültig, den Händedruck kaum erwidernd.

„So habt Ihr vergessen, wer mit eigner Lebensgefahr in den Fluß tauchte, um Euch unter dem Eise hervorzuholen und vom sichern Tode zu retten?"

Der Wirth schüttelte den Kopf.

Schmerzlich bewegt und beinah bittend fuhr der Fremde fort:

„Also des Jugendgespielen entsinnt Ihr Euch nicht mehr, der Euch gegen alle Angriffe beschützte und so viele Vogeleier gab? Der Euch Pfeifen und Hörner aus dem Bast der Weiden machen lehrte und Euch mitnahm, wenn er in dem schönen Karren von Steinbäckers Paul zum Markte fuhr?"

„Es schwebt mir wohl so etwas vor," versetzte der Wirth, „aber höchst unklar. Auch fällt mir ein, daß mein Vater erzählte, ich sei, als ich sechs Jahre alt war, durch das Eis geschossen und beinahe ertrunken. Aber der mich herauszog war der lange Hans, und der ist in der Napoleonischen Zeit als Kanonenfutter mit nach Rußland ausgerückt. Wer weiß, wo in ungeweihter Erde seine Gebeine ruhn. Gott sei seiner armen Seele gnädig."

„Ah!" rief der Fremde erfreut, „jetzt kennt Ihr mich also doch! Ich bin der lange Hans, oder richtiger Johannes Vrede vom „Hohen Schemm."

„Mag sein," antwortete der Wirth mißtrauisch, „aber nehmen Sie mir's nicht übel, kennen thu ich Sie doch nicht."

„Erinnert Ihr Euch denn des flinken muntern Burschen aus der Sperlingsgilde nicht, der vier Meilen in der Runde als der beste Schütze bekannt war, der im Ringen und Wettlaufen seines Gleichen suchte und den die andern Burschen beneideten, weil die Mädchen ihn zu freundlich anlachten? Das war ich, Johannes Vrede vom hohen Schemm."

Der Wirth zuckte die Achseln.

„Es gibt keine Sperlingsgilde mehr im Dorf, und auf dem ehemaligen hohen Schemm liegt jetzt ein Landhaus, das seit einem Jahre unbewohnt ist, weil die Besitzerin gestorben.“

Entmuthigt durch das kühle Verhalten des Wirths machte der Reisende keine ferneren Versuche mehr, sich ihm in das Gedächtniß zurück zu rufen. Er stand auf um zu gehn und sagte ruhig:

„Im Dorfe wohnen doch wohl noch manche meiner Freunde, die mich gewiß nicht vergessen haben, Ihr, Peter Jostens, wart auch noch gar jung, als das alles geschah. Des Steinbäckers Paul, deß bin ich gewiß, wird mir um den Hals fliegen, so bald er mich sieht. Wohnt er immer noch im Moor?“

„Die Ziegelbrennerei ist lange schon abgebrannt; die Lehmgruben sind ausgefüllt, dort wächst jetzt das beste Gras der ganzen Gegend, es ist die Wiese des reichen Kuhls.“

„Wo ist denn der Paul geblieben?“

„Ja das weiß ich wahrhaftig nicht, die ganze Familie ist untergegangen, er wird wohl auch längst todt sein. Aber ich höre wohl, lieber Herr, Sie sprechen von Großvater-Zeiten und werden schwerlich Auskunft auf alle Ihre Fragen bekommen, es sei dann, daß Sie sich an unsern Todtengräber wenden, der weiß Ihnen alles an den Fingern herzusagen, bis auf die geringste Kleinigkeit, von hundert Jahren her.“

„Das glaube ich, der alte Heinz muß ja jetzt an die Neunzig sein.“

„Heinz, so heißt der Todtengräber gar nicht; sein Name ist Lorenz Stark.“

Die Züge des Reisenden klärten sich auf.

„Dem Himmel sei Dank!“ rief er, „daß er mir doch wenigstens einen meiner früheren Cameraden aufgespart hat.“

„War der Lorenz denn ein Freund von Ihnen?“ fragte der Wirth.

„Freund? Nun, wie man will,“ lautete die Antwort, „wir lagen immer im Streit miteinander und ich erinnere

mich, ihn einmal von der kleinen Brücke in den Bach hinuntergeworfen zu haben, aber das ist schon mehr als dreißig Jahre her, Lorenz wird froh sein, mich wiederzusehn. Nun, Peter Jostens gebt mir die Hand; ich werde zuweilen kommen und ein Glas Bier bei Euch trinken."

Er zahlte, nahm seine Handköfferchen auf und ging, einen Weg einschlagend, der hinter dem Wirthshause her, an einem jungen Eichenwald vorüber führte.

Wie wenig erfreulich die Mittheilungen des Wirths auch gewesen waren, sie hatten dennoch dem nach so langer Zeit Heimkehrenden eine gewisse Befriedigung gewährt. Der Zauber der Vergangenheit umfing ihn, eine Fluth von Erinnerungen durchwogte sein Inneres und bei jedem Schritt und Tritt wurden neue in ihm lebendig.

Der junge Eichenwald freilich, der ihn jetzt von allen Seiten umschloß, sagte ihm nichts, aber hier hatten damals hohe Tannen und Fichten gestanden, deren dunkle Zweige so viele Vogelnester bargen und in deren Schatten die erfrischenden Brombeeren friedlich reiften.

Mit den Bäumen war es gegangen wie mit den Bewohnern des Dorfes: die alten waren gefallen oder umgehauen, junger Nachwuchs nahm ihre Stelle ein, dem Reisenden fremd und gleichgültig. Aber der Gesang der Vögel, der von allen Seiten um ihn her ertönte, war unverändert, und ebenso das leise Rauschen des Windes, das Murmeln des Baches, die Luft der Heide mit ihrem balsamischen Duft, — Menschen und Gegenstände hatten gewechselt, die ewigen Schöpfungen der Natur waren dieselben geblieben.

Das waren die Gedanken, die unsern Wanderer beschäftigten, während er sinnend und still vergnügt, aber ohne aufzublicken, durch den Wald schritt, bis er dessen Ausgang erreichte.

Hier dehnten sich Felder und Wiesen vor seinen Augen aus, durch die ein stiller Bach sich schlängelte, dahinter, in Entfernung von etwa einer Viertelstunde, schaute der spitze Kirchthurm aus einem Kranze grüner Bäume hervor, überragt von dem vergoldeten Hahn, der wie ein Tages=

gestirn in der Sonne glänzte. Noch etwas weiter drehte eine schmucke Windmühle ihre Flügel.

Von Rührung überwältigt blieb der Reisende stehn. Seine Augen füllten sich mit Thränen, er ließ das Gepäck zur Erde fallen und faltete die Hände, indeß Liebe und Begeisterung aus seinen Zügen sprachen.

In diesem Augenblick ertönte vom Kirchthurm her das Angelusläuten.

Der Wanderer kniete nieder, beugte den Kopf und verharrte so eine Weile, in stilles Gebet versunken. Dann stand er auf, nahm seine Köfferchen wieder zur Hand und setzte mit beschleunigten Schritten seinen Weg fort, den Blick auf den Thurm gerichtet.

„Du wenigstens bist das alte geblieben, du demüthiges Kirchlein, in dem ich getauft wurde und die erste heilige Communion empfing," murmelte er. „Wie war Alles in Dir heilig, schön und wunderbar . . . Ach ich werde sie wiedersehn, die Muttergottes in ihrem goldenen Kleid und der silbernen Strahlenkrone, den heiligen Antonius mit seinem artigen Schweinchen, Sanct Ursula und den Teufel mit der rothen Zunge, von der ich oftmals träumte . . . Und die Orgel, auf der unser Küster so wacker zu spielen verstand während wir aus voller Brust sangen:

Ave Maria,
Gratia plena.

Er sang ihn auch jetzt mit lauter Stimme, den Gruß des Engels, und die Erinnerung bewegte ihn so sehr, daß große Thränen ihm in die Augen traten. Still ging er dann weiter und kam an eine kleine Brücke, die über den Bach und in eine sumpfige Weide führte.

Ein seliges Lächeln spielte jetzt um seine Lippen, es war, als ob seine Seele aus seinen Augen schaute und er flüsterte gerührt:

„Hier habe ich zum ersten Mal Rosa's Hand berührt, hier haben unsere Blicke sich etwas gesagt, das der Jugend den Himmel öffnet und von Seligkeit das Herz überströmen macht. Auch damals lachte die Sonne, die Wiese sproßte von Blumen, die Lerchen stiegen jubelnd in die

Luft und die Frösche im Sumpf sangen ihr eintöniges Lied."

Er überschrittt die Brücke und fuhr in seinem Selbstgespräche fort:

„Ach die Lerchen, die Frösche von damals sind todt, ihre Nachkommen begrüßen den Greis, der zurückkehrt wie ein Schatten der Vergangenheit. Und Rosa! Ob sie noch lebt? . . . Vielleicht! Jedenfalls wird sie dann verheirathet sein und Kinder haben . . . Diejenigen, welche in der Heimath bleiben, vergessen bald den armen Pilger, der allein in der Fremde umherirrt . . ."

„Ja ja, den armen Pilger! Sollte wirklich ein Gefühl der Eifersucht in seinem Herzen sich regen wie damals, als ob noch Lenz und Jugend blühte? Die schöne Lebenszeit liegt weit hinter ihm . . . Aber das schadet nicht, wenn sie mich nur noch wiedererkennt und sich unserer Liebe erinnert, dann soll mir die Reise von achtzehnhundert Meilen nicht leid sein, und getrost will ich mich, wenn Gott ruft, bei meinen Eltern und Freunden zur Ruhe legen."

In der Nähe des Dorfes angelangt trat er in eine Schänke, auf deren Aushängeschild ein Pflug abgebildet war, und bestellte sich ein Glas Bier.

Im Winkel an dem Heerdfeuer, über dem der Kuhkessel hing, saß ein steinalter Mann und blickte starr und bewegungslos in die Flammen. Bevor noch die Wirthin mit dem Bier aus dem Keller zurückgekommen war, hatte der Reisende den Alten erkannt, er schob eilig seinen Stuhl in dessen Nähe und sagte erfreut:

„Gott sei gepriesen, der Euch so lange am Leben erhielt, Baas Heinrich. Ihr seid noch aus der guten alten Zeit. Kennt Ihr mich nicht mehr? Nein? Ich bin der wilde Junge, der immer durch Euren Zaun kroch und Euch die Aepfel aufaß, bevor sie reif waren, erinnert Ihr Euch nicht?"

„Sechs und neunzig Jahre," murmelte der Greis, ohne sich zu bewegen.

„Ein hohes Alter," versetzte Johannes Brede, „aber

sagt mir doch, Baas Heinrich, lebt denn des Wagenmachers Rosa noch?"

„Sechs und neunzig Jahre," wiederholte der Alte mit hohler Stimme.

Die Frau trat ein mit dem Bier und sagte zu dem Gaste:

„Er ist blind und taub, sprechen Sie nicht mit ihm, er hört Sie doch nicht."

„Blind und taub!" seufzte der Reisende, „welche Verwüstung doch eine Zeit von dreißig Jahren anrichtet! Großer Gott, stoße ich hier denn nur auf Trümmer der Vergangenheit?"

„Sie fragten so eben nach des Wagenmachers Rosa, lieber Herr," sagte die Frau. „Unser Wagenmacher hat vier Töchter, eine Rosa aber ist nicht darunter, die Aelteste, Bertha, ist mit dem Briefträger verheirathet, die Gundel, hat Putzmachen gelernt, die Dritte heißt Sanna und die Kleinste, Aennchen, geht noch zur Schule . . ."

„Von den Leuten spreche ich ja gar nicht," rief der Fremde ungeduldig, „ich meine die Tochter von Jakob Meulincks."

„Meulincks! Ach, die sind alle zusammen todt," antwortete die Frau.

Der Fremde bezahlte sein Bier und ging tief erschüttert zum Hause hinaus.

„O Gott, also auch sie!" murmelte er, mit der Hand über die Augen fahrend, „meine arme Rosa todt! Immer wieder dieses entsetzliche Wort: todt, todt, todt! So kennt mich denn hier Niemand mehr? Kein Auge leuchtet freundlich auf, kein Herz schlägt höher, ob ich komme oder gehe?"

Mit wankenden Schritten ging er weiter, nur mühsam seine Erregung bekämpfend. Langsam bog er in die Dorfstraße ein, der Weg führte ihn über den stillen Kirchhof, zu den Füßen des Kreuzes blieb er stehn und entblößte sein Haupt.

„Hier vor dem Bilde des sterbenden Heilands gab Rosa mir ihr Wort, daß sie mir treu bleiben und meine Rückkehr erwarten wolle," sagte er. „Wir vergingen beide fast

vor Schmerz, auf diese Bank fielen unsere Thränen und schluchzend empfing sie aus meinen Händen das goldene Kreuzchen, das ich ihr zum Andenken gekauft hatte . . . Arme Rosa vielleicht stehe ich hier an Deinem Grabe."

Von diesen trüben Gedanken erfüllt ließ er sich auf eine Kniebank nieder und verharrte dort lange, in Sinnen verloren. Sein Blick schweifte über die Hügel dahin, von denen einige frisch aufgeworfen waren. Auf anderen zeigten die vor Alter morsch gewordenen und eingesunkenen Kreuze, daß keine Kindes- oder Freundeshand in der ganzen Gemeinde mehr Sorge für sie trug. Auch seine Eltern schlummerten unter diesem Rasen, — wer würde ihm sagen können, wo ihre Gräber lagen?

Da weckten ihn Fußtritte aus seinem schmerzlichen Grübeln und als er aufblickte, sah er den Todtengräber, den Spaten auf der Schulter, längs der Kirchhofmauer daherkommen. Sein Aeußeres trug alle Kennzeichen der Armuth und harten Arbeit. Der Rücken war gebeugt, das Haar weiß, das Gesicht von tiefen Runzeln durchzogen, aus den Augen aber sprach Kraft und geistige Frische.

Der Reisende erkannte auf den ersten Blick seinen ehemaligen Mitbewerber um Rosas Gunst und schickte sich an, ihm entgegen zu eilen. Die bittern Erfahrungen aber, die er bis jetzt gemacht hatte, hielten ihn zurück und ließen ihn beschließen, nichts zu sagen und zu versuchen, ob Lorenz sich seiner erinnern würde.

Einige Schritte von ihm blieb der Todtengräber stehn und begann, nachdem er ihn scheinbar mit gewöhnlicher Neugier betrachtet hatte, im Grase ein langes Viereck abzustechen, um ein neues Grab auszuwerfen. Mittlerweile blickte er von Zeit zu Zeit auf den vor ihm auf der Bank Knieenden hinüber und ein unheimliches Aufleuchten zeigte sich in seinen Augen.

Den Ausdruck seiner Züge mißverstehend fühlte der Reisende sein Herz höher schlagen in der Erwartung, daß der Todtengräber auf ihn zukommen und ihn anreden würde. Der aber sah ihn noch einmal an mit einem langen, prüfenden Blick und holte dann unter seiner schmutzi-

gen Weste ein altes abgenutztes Taschenbuch hervor, an dem vermittelst einer Schnur ein Bleistift befestigt war. Dann wandte er sich ab und fing zu schreiben an.

Dieses seltsame Vorgehn, in Verbindung mit dem so eigenthümlichen Gesichtsausdruck überraschte den Fremden dergestalt, daß er sich dem Andern näherte und verwundert fragte:

„Was schreibt Ihr denn da in das Büchlein?"

„Das ist meine Sache," antwortete Lorenz Steffens. „Uebrigens steht Ihr schon seit langer Zeit in meiner Liste, ich mache jetzt nur ein Kreuz neben Eurem Namen."

„So habt Ihr mich erkannt?" fragte Johannes Vrede erfreut.

„Erkannt?" gab der Todtengräber spöttisch zurück. „Wie sollte ich nicht? Erinnere ich mich doch, als ob es gestern gewesen wäre, des Tages, wo ein böser Mensch aus Neid und Eifersucht mich von der Brücke in den Bach warf und beinah ermordete, weil ich geliebt wurde von der hübschen Rosa. Seit der Zeit sind zwar schon viele Osterkerzen geweiht worden, aber . . ."

„Ihr geliebt von Rosa?" unterbrach der Fremde ihn heftig, „das ist nicht wahr, sage ich Euch!"

„Und doch wisst Ihr es eben so gut als ich. Hat sie nicht ein ganzes Jahr lang den geweihten silbernen Ring getragen, den ich ihr vom Scharfberge mitgebracht? Und wart Ihr es nicht, der ihr diesen Ring mit Gewalt fortnahm und in den Bach schleuderte?"

Ein trauriges Lächeln spielte um die Lippen des Reisenden.

„Lorenz, Lorenz, die Erinnerung an jene Zeit macht uns wieder zu Kindern," sagte er. „Glaubt mir, Rosa hat Euch nie in der Weise geliebt wie Ihr meint, Euren Ring nahm sie nur aus Freundschaft und weil er geweiht war. Ich war in meiner Jugend barsch und stolz und habe meine Cameraden nicht immer edelmüthig behandelt, aber sollten die vier und dreißig Jahre, die auf Alles, auf Menschen und Dinge einen so vertilgenden Einfluß übten, nur unsere Leidenschaften verschont haben? Ach

Lorenz, sollte der einzige Mensch, der mich in meiner Heimath nicht vergessen hat, mein Feind sein und bleiben? Kommt, reicht mir die Hand, laßt alles vergeben und vergessen sein, ich will Euch glücklich machen für den Rest Eures Lebens."

Mit einer heftigen Bewegung stieß der Todtengräber die ihm dargebotene Hand zurück und sagte hart und kalt:

„Vergessen? Ich sollte vergessen? Dazu ist es zu spät! Ihr habt mir das Dasein vergiftet, und kein Tag verging, wo ich Eurer nicht gedachte. Etwa um Euren Namen zu segnen? Sagt Euch das selbst, Ihr, die Ihr mich unglücklich gemacht habt."

Die zitternden Hände zum Himmel erhebend, rief der Reisende im Tone der tiefsten Betrübniß:

„Großer Gott, der Haß allein erkennt mich, der Haß allein hat mich nicht vergessen!"

„Ihr habt wohl daran gethan, zurückzukehren um bei Euren seligen Eltern zu schlafen," versetzte der Todtengräber mit bösem Lachen, „ein gutes Grab habe ich für Euch in Bereitschaft, der trotzige lange Hans soll unter der Regentraufe des Kirchendaches liegen, damit das herabströmende Wasser von seiner Leiche wenigstens die Bosheit spüle, der Seele mag Gott gnädig sein."

Aus den Augen des Reisenden schoß ein Blitz des Zornes und der Entrüstung, doch machte die Aufwallung bald wieder einem Gefühle des Mitleids und der Entmuthigung Platz.

„Ihr weigert Euch, die Hand eures Landsmanns anzunehmen, der nach vier und dreißig langen Jahren in die Heimath zurückkehrt?" sagte er, „der erste Gruß, den Ihr für Euren Jugendgefährten habt, ist bittrer Hohn? O Lorenz, das ist nicht recht von Euch! Doch in Gottes Namen, sprechen wir nicht weiter davon, sagt mir nur, wo das Grab meiner Eltern ist."

„Das weiß ich nicht," brummte der Todtengräber, „sie sind schon fünf und zwanzig Jahre todt, seit der Zeit habe ich schon dreimal an derselben Stelle Löcher gemacht . . ."

Es lag etwas so unsäglich Bittres in diesen Worten,

daß der Reisende den Kopf tief auf die Brust sinken ließ und den Blick starr auf den Boden heftete.

Der Todtengräber nahm seine Arbeit wieder auf, jedoch langsam und bedächtig, als wäre auch er plötzlich von seinen Gedanken überwältigt worden. Er sah das bittre Leiden des Andern und erschrack vor sich selbst, daß er, von Haß und Rachsucht getrieben, sich hatte verleiten lassen, einen Menschen so grausam zu quälen.

Auch in seinen Zügen prägte die veränderte Gesinnung sich aus, das scharfe höhnische Lächeln verschwand, er blickte den betrübt dastehenden eine Weile mit wachsender Theilnahme an und ging endlich langsam auf ihn zu.

„Johannes vergib mir, was ich gesagt und gethan habe,“ bat er, „es war schlecht von mir, aber Du weißt auch nicht, was ich durch Dich erlitten habe.“

„Vergessen wir die Verirrungen unserer Jugend, Lorenz,“ rief der Andere, gerührt die Hand des Todtengräbers ergreifend. „Ich gedenke so wenig unserer früheren Feindschaft, daß es mir schon ein unbeschreibliches Glück gewährt, Dich meinen Namen nennen zu hören, die Freude darüber löscht alles Andere aus . . . Und nun sag' mir, wo liegt Rosa begraben? Sie wird sich noch im Himmel freuen, wenn sie uns versöhnt an ihrer letzten Ruhestätte stehen sieht.“

„Begraben? Wollte Gott, sie wäre schon so weit, die Aermste,“ sagte der alte Lorenz mit einem Seufzer.

„Wie? Wie, was höre ich?“ rief Johannes, „so lebt sie noch?“

„Ja sie lebt, wenn man das harte Schicksal, das sie betroffen hat, ein Leben nennen kann.“

„Du machst mich zittern! Um Gotteswillen sprich! Was für ein Schicksal?“

„Sie ist blind.“

„Blind! Rosa blind! O daß ich eine Ahnung davon gehabt hätte! Und doch, konnte ich denn früher zurückkehren? War ich nicht durch tausend Bande gefesselt?“

Schmerzbewegt wankte er nach der Bank zurück und ließ sich darauf nieder.

Der Todtengräber unterbrach seine Arbeit und trat zu ihm.

„Seit zehn Jahren ist sie blind," sagte er, „und bettelt von Haus zu Haus um das tägliche Brod. Ich gebe ihr jede Woche zwei Stüber, und wenn wir backen fällt immer etwas für sie ab.

Der Reisende sprang auf und rief, die Hand des Alten kräftig drückend:

„O hab' Dank für die Güte die Du ihr erweisest! Gott segne Dich, ich übernehme es, Dich in seinem heiligen Namen zu belohnen. Ich bin reich, sehr reich, hernach suche ich Dich wieder auf, aber nun sag' mir ohne Säumen, wo Rosa sich aufhält, jeder Augenblick ist eine Zeit des Elends für sie, die ich abkürzen muß."

Bei diesen Worten zog er den Todtengräber an der Hand mit fort, dem Ausgange des Kirchhofes zu. Lorenz deutete mit dem Finger in die Ferne und sagte:

„Siehst Du dort am Saume des Waldes den kleinen Schornstein rauchen? Da liegt die Hütte des Besenbinders Cornelius, und bei dem wohnt sie."

Ohne noch eine nähere Auskunft abzuwarten schritt der Reisende in der angewiesenen Richtung durch das Feld und erreichte bald die einsame Wohnung.

Es war eine elende Hütte, aus Reisig und Lehm zusammengefügt, die Außenwände aber sauber mit Kalk beworfen. Einige Schritte von der Thür entfernt lagen vier Kinder in den heißen Sonnenstrahlen an der Erde, beschäftigt, aus blauen Kornblumen einen Kranz zu flechten. Sie waren baarfuß und beinah nackt, das älteste, ein Knäblein von beiläufig sechs Jahren, hatte nichts am Leibe als ein leinenes Hemdchen. Während seine drei kleinen Schwestern den Fremden schüchtern und beschämt ansahn, blickte er frei und offen zu ihm auf.

Johannes Brede nickte den Kindern freundlich zu, trat aber unverweilt in die Hütte, wo er in einer Ecke den Besitzer derselben mit dem Binden von Besen beschäftigt fand, indeß seine Frau beim Heerd am Spinnrad saß.

Die Leute schienen in den dreißiger Jahren zu stehn und machten den Eindruck, daß sie im Ganzen mit ihrem

Loose zufrieden waren. Um sie her war auch alles so reinlich, wie es das Leben in einem so engen Raume gestattet.

Das Erscheinen des Fremden regte sie nicht sehr auf, gleichwohl kamen sie ihm höflich entgegen und fragten nach seinem Begehr. Sie glaubten wohl, er wolle sich nach dem Wege erkundigen, denn der Mann näherte sich schon der Hausthür, um die gewünschte Auskunft zu geben. Als Johannes aber sichtlich bewegt und vor Ungeduld zitternd fragte: „Wohnt hier nicht Rosa Meulincks," da wechselten die Eheleute einen vielsagenden Blick mit einander und wußten nun auch ihrerseits ihrer Aufregung kaum Herr zu werden.

„Ja, Rosa wohnt hier," sagte endlich der Mann, „aber sie ist ausgegangen um zu betteln. Möchten Sie gern mit ihr sprechen?"

„O Gott, gewiß," rief der Reisende, „kann man sie nicht sogleich rufen lassen?"

„Das würde schwer halten, lieber Herr, sie macht mit unserm Trinchen ihren wöchentlichen Rundgang, wird aber in einer Stunde ganz gewiß zurück sein, länger bleibt sie nie."

„Kann ich sie denn hier erwarten?" fragte der Reisende.

Nicht so bald waren diese Worte seinem Munde entfallen, als der Mann in die Nebenstube lief und einen Sessel herbeiholte, der, wenn auch rauh und grob gearbeitet, doch besser schien als die ärmlichen Stühle, die in dem ersten Raume standen. Damit nicht zufridden, nahm die Frau ein schneeweißes Tuch aus einer Truhe und breitete es über den Sitz, damit der Gast sich darauf niederlasse.

Ueberraschț durch eine so einfache und gut gemeinte Höflichkeit gab der Reisende mit vielem Dank der Frau das Tuch zurück, setzte sich auf den Stuhl und ließ die Augen durch die Kammer schweifen, nach Etwas suchend, das ihm von Rosa sprechen möchte. Da fühlte er plötzlich eine kleine Hand in der seinen, und eine andere kleine Hand, die seine Finger streichelte, und als er sich, ange-

nehm berührt durch dieses Zeichen der Zuneigung, umwandte, fiel sein Blick in die strahlenden blauen Augen des kleinen Knaben, die auch jetzt noch unverwandt zu ihm aufschauten.

„Komm her, Peterchen," sagte die Mutter, „Du mußt nicht so zudringlich sein."

Aber Peterchen schien diese Ermahnung nicht zu hören, sondern fuhr fort, den Fremden zutraulich anzusehn und seine Hand zu streicheln, was auf diesen, nach seinen bisherigen Erfahrungen in der Heimath, einen überaus wohlthuenden Eindruck machte.

„Lieber Junge, was hast Du für wunderbare Augen," sagte er, „sie dringen mir bis in die Seele. Ich will Dir etwas schenken, weil Du so freundlich bist."

Er zog bei diesen Worten eine hübsche kleine Börse mit silbernem Bügel aus der Tasche, ließ einige Münzen darin stecken und reichte sie dem Knaben, der das Geschenk mit freudigem Staunen betrachtete, die Hand des Fremden aber doch nicht fahren ließ.

Die Mutter trat hinzu und sagte verweisend:

„Peterchen, Peterchen, wie unhöflich Du bist! Bedanke Dich sogleich bei dem Herrn und küß' ihm die Hand."

Das Kind that, wie ihm geheißen war und sagte mit klarer heller Stimme:

„Ich danke Dir vielmals, langer Hans."

Ein Blitzstrahl aus blauer Luft hätte den also Angeredeten nicht überraschender treffen können wie dieses Aussprechen seines Namens von dem unschuldigen Kindermund. Seine Augen füllten sich mit Thränen, er nahm den Kleinen auf den Schooß und sagte gerührt:

„O Du liebes Engelchen, woher kennst Du mich denn? Du hast mich ja nie gesehn? Wer lehrte Dich meinen Namen?"

„Die blinde Rosa," lautete die Antwort.

„Aber wie ist das möglich? Gott selbst muß Dich erleuchtet haben."

„Ach nein, ich wußte es sogleich, daß Du es warst," erzählte Peterchen. „Wenn ich die blinde Rosa führe, spricht sie immer von Dir und sagt, daß Du groß bist

und funkelnde schwarze Augen hast, ja, und daß Du wiederkommen und uns Allen etwas Schönes mitbringen würdest, hat sie auch gesagt . . . Darum war ich auch gar nicht bange vor Dir, denn Rosa sagt, ich müsse Dich sehr lieb haben, dann gäbst Du mir gewiß einen Bogen zum Schießen und einen Pfeil . . ."

Entzückt von dem zutraulichen Geplauder des Knaben, wußte der Fremde seiner Freude kaum Herr zu werden. Endlich stellte er ihn auf den Boden, stand auf und sagte feierlich:

„Daß dieses Kind meinen Namen gewußt hat, soll ihm zum Segen gereichen. Ich übernehme fortan die Sorge für seine Erziehung und werde es reich bedenken."

Die Eltern standen bestürzt vor Staunen und Freude.

„Die Güte ist zu groß," stammelte der Mann, „wir glaubten gleichfalls, Sie zu erkennen, waren aber unserer Sache nicht so gewiß, weil Rosa uns nicht erzählte, daß Sie ein reicher Herr geworden seien."

„Also auch Ihr, Ihr guten Leute!" rief der Reisende. „Ich bin also hier unter Freunden, finde Herzen, die mir entgegen schlagen, wo ich bisher nur auf Tod und Vergessen gestoßen!"

Die Frau deutete auf ein rauchgeschwärztes Muttergottesbild, das auf dem Kaminsims stand.

„Jeden Samstag ist dort eine Kerze angezündet worden, für die glückliche Wiederkehr oder . . . für die Seelenruhe von Johannes Brede," sagte sie.

„O so sei Gott gepriesen, der die Liebe doch mächtiger gemacht hat als den Haß!" rief jubelnd der lange Hans. „Mein Feind hat die Erinnerung an unsern Streit finster in seinem Innern verschlossen, Rosa aber in dem Gedanken an mich gelebt, Alles um sie her hat sie beseelt mit ihrer Liebe, hat mir hier ein Heim bereitet, während achtzehnhundert Meilen mich von ihr trennten. Dank Dir, Vater des Erbarmens, für diesen Trost."

Eine Zeitlang schwiegen Alle, der Besenbinder und seine Frau ehrten die Rührung ihres Gastes, bis dieser selbst die Unterredung wieder begann mit der Frage:

„Wohnt Rosa schon lange hier?"

Die Frau trug ihr Spinnrad näher an seinen Platz, ließ sich nieder und begann:

„Ich will Ihnen sagen, lieber Herr, wie sie zu uns gekommen ist. Sie müssen wissen, als der alte Meulinks starb, da haben die Kinder getheilt, und Rosa, die für alles Geld in der Welt keine Heirath geschlossen hätte — warum, das brauche ich Ihnen nicht zu sagen — Rosa trat ihren Antheil an ihren Bruder ab, unter der Bedingung, daß er sie Zeitlebens in seinem Hause wohnen ließe. Durch Putzmacherei verdiente sie nebenbei ein hübsches Sümmchen Geldes, wovon sie ihrem Bruder nichts abzugeben brauchte.

„Ihren ganzen Gewinnst verwandte sie zu guten Werken. Sie besuchte die Kranken und ließ auf ihre eigne Rechnung für sie den Doktor kommen. Immer hatte sie ein gutes Wort bereit oder etwas Erquickendes in der Tasche, die Leidenden damit zu trösten und zu erfreun.

„Da geschah es denn auch, — wir waren noch nicht sechs Monate verheirathet, — daß mein Mann todtkrank nach Hause kam . . . Hören Sie nur, wie er hustet, das hat er noch immer behalten von der Zeit an . . . Unserm lieben Herrgott und nächst ihm der guten Rosa verdanken wir, daß er nicht auf dem Kirchhof liegt. Ach bester Herr, wenn Sie gesehn hätten, was sie alles uns zu Liebe that! Sie brachte Decken herbei, denn es war bitter kalt und wir waren zu arm, uns etwas anzuschaffen, sie ließ noch zwei Aerzte aus der Nachbarschaft kommen, damit sie zusammen über den Zustand des armen Cornelius beriethen. Sie wachte bei meinem Mann, erleichterte sein Leiden und meinen Kummer durch freundliches Zureden und gab uns Geld, Nahrungsmittel zu kaufen und die Medicin zu bezahlen. Denn Rosa war von allen geliebt und wenn sie bei den wohlhabenden Leuten der Umgegend um eine Gabe für die Armen bat, so versagte ihr Niemand ein mildes Almosen. Und es dauerte sechs Wochen, daß Cornelius zu Bette liegen blieb, die ganze Zeit hindurch aber hat Rosa uns beschützt und geholfen, bis er allmählich wieder anfangen konnte zu arbeiten . . .“

„Wie lieb müßt Ihr die arme Blinde dafür haben,“ sagte der Reisende.

Der Mann sah auf von seiner Arbeit und sagte bewegt:

„Könnte ich mit meinem Blut ihr die Augen wiedergeben, ich ließe es mir abzapfen bis auf den letzten Tropfen.“

Dankbar blickte Johannes Vrede ihn an für diese Worte, indeß die Frau fortfuhr:

„Drei Monate später schenkte uns Gott unser erstes Kind, — den Knaben, den Sie auf dem Schooße haben, lieber Herr. Rosa sollte ihn über die Taufe halten und meines Mannes Bruder der Pathe sein. Als man zur Kirche gehn wollte kam die Rede auf den Namen, der dem Täufling bestimmt sei. Rosa bat inständig, man möchte ihn Johannes nennen, der Pathe aber, er ist ein guter Mensch, nur etwas starrköpfig, — bestand darauf, daß er, nach ihm, Peter heiße, und da ließ sich nichts daran machen, nach langem Hin- und Herreden wurde unser Junge Johannes Petrus genannt. Wir rufen ihn Peterchen, weil sein Pathe, der doch darüber zu bestimmen hat, sonst bös werden wird, aber Rosa will von keinem Peterchen wissen, und sagt nur Hänschen zu ihm, weil das ja auch Ihr Name ist, lieber Herr . . .“

Der Reisende zog das Kind fest an sich und küßte es auf die Stirn. Glückliche Empfindungen durchströmten sein Herz, während er schweigend in das lächelnd zu ihm aufblickende blühende Gesichtchen sah.

„Rosas Bruder,“ erzählte die Frau weiter, „hatte sich mit Geschäftsleuten aus Antwerpen in Verbindung gesetzt, welche Lebensmittel aller Art aufkauften und nach England schickten. Man glaubte, er würde reich werden bei diesem Handel, denn er brachte jede Woche zehn Karren voll Waaren nach der Stadt, die er aus der Umgegend zusammengeholt hatte. Anfangs ging alles gut und wohl, dann aber brach ein Banquerott in Antwerpen aus und der unglückliche Baptist Meulincks gerieth auf das Stroh und wurde so blutarm, daß er nicht die Hälfte seiner Schul-

den bezahlen konnte. Der Kummer darüber brach ihm das Herz, — Gott wolle seiner Seele gnädig sein."

„Rosa zog dann in ein kleines Kämmerchen zu Caspar Flick, dem Schenkwirth, aber noch in demselben Jahr kehrte Karl, der Sohn Caspars, der als Rekrut ausgezogen war, mit einer bösen Augenkrankheit behaftet heim, und vierzehn Tage später war er blind. Rosa, die Mitleid mit ihm hatte und wie immer nur ihrem guten Herzen folgte, stand ihm bei, pflegte ihn während seiner Krankheit und führte ihn am Arm in die freie Luft, damit er sich erhole. Aber ach, sie wurde von ihm angesteckt und erblindete ebenfalls, kein Lichtstrahl ist seit jener Zeit wieder in ihre Augen gedrungen.

„Caspar Flick starb, und die Kinder gingen auseinander, der Haushalt löste sich auf. Der blinde Karl wurde auf einem Hofe in der Nähe von Lier untergebracht. Wir baten Rosa, zu uns zu kommen und sagten ihr, daß wir gern zeitlebens für sie arbeiten und sie immer lieb haben wollten. Gern folgte sie uns in unsere Hütte und wir dürfen es sagen, daß Gott es hört: sechs Jahre sind seitdem vergangen und sie hat noch kein unfreundliches Wort von uns gehört; sie ist ja auch die Güte und Liebe selbst. Wenn es Etwas für sie zu thun gibt, dann streiten unsere Kinder darum, wer der Erste ist . . ."

„Und sie bettelt," unterbrach der Fremde die Redselige mit einem Seufzer.

„Ja lieber Herr, aber das ist nicht unsere Schuld," versetzte die Frau nicht ohne Stolz. „Glauben Sie nicht, daß wir vergessen, was wir Rosa schuldig sind, lieber hungerten wir oder spannten uns selbst in den Pflug, als daß wir sie zum Betteln anhielten, oder es auch nur erlaubten. Nein, sechs Monate lang haben wir sie fast mit Gewalt zurückgehalten und das war der einzige Kummer, den wir ihr jemals zugefügt.

„Als aber unsere Familie sich so rasch vermehrte glaubte Rosa in ihrer engelgleichen Milde, sie könnte uns zur Last fallen. Da ließ sich denn nichts mehr daran machen, sie wollte uns beistehn und wurde krank vor Verdruß, daß wir sie hinderten, bis wir endlich nach einem

halben Jahre unaufhörlichen Bittens, ihren Wünschen nachgaben. Für einen blinden Menschen ist das Betteln ja doch keine Schande, und was uns angeht, so sind wir zwar arm, brauchen aber keine fremde Hülfe. Von dem, was sie bekommt, dringt sie uns zuweilen etwas auf und wir können doch nicht immer mit der armen Blinden in Streit sein, aber wir geben es ihr doppelt und dreifach zurück, denn ohne daß sie selbst es weiß, ist sie viel besser gekleidet als wir, und das Essen, das wir ihr vorsetzen, ist auch sorgfältiger zubereitet als das unsere, immer steht ein Extratöpfchen für sie am Heerd in der Asche. Sehn Sie nur her: Buttersauce und ein paar Eier zu ihren Kartoffeln! Von dem Gelde, das sie hin und wieder erhält, legt sie einen Spartopf an für die Zeit, wo unsere Kinder größer werden und mehr gebrauchen, das ist dankenswerth, nicht wahr, lieber Herr, und sie läßt es sich einmal nicht ausreden."

Schweigend hatte der Fremde der Erzählung gelauscht, nur das glückliche, gerührte Lächeln in seinen Zügen und ein wiederholtes Aufleuchten seiner Augen verrieth die innere Bewegung, welche ihn beherrschte. Die Frau hatte bereits zu reden aufgehört und ihr Spinnrad wieder in Bewegung gesetzt, als er noch immer tief in Gedanken versunken dasaß.

Plötzlich hob er das Kind von seinem Schooß, stand auf und näherte sich dem arbeitenden Manne.

„Hört auf mit Eurem Besenbinden," sagte er in befehlendem Ton.

Ueberrascht blickte der Andere ihn an.

„Hört auf, sage ich Euch, und gebt mir die Hand, Pachter Cornelius."

„Pachter?" murmelte der Besenbinder erstaunt.

„Ja, ja, Pachter!" rief der Reisende, „werft die Besen zur Thür hinaus, ich gebe Euch einen Hof, vier Kühe, ein Kalb, zwei Pferde und alles, was auf einen anständigen Bauernhof gehört."

„Ihr traut mir nicht?" fuhr er fort, als der Mann ihn ungläubig anstarrte, „seht diese Goldstücke hier, ich könnte sie Euch jetzt schon geben, aber ich schätze und liebe

Euch zu sehr, um Gold in Eure Hand zu legen. Zum Besitzer eines guten Hofes will ich Euch machen und Euch und Eure Kinder selbst nach meinem Tode noch beschützen und reich bedenken."

Die guten Leute blickten einander mit feuchten Augen an und schienen nicht recht zu begreifen, was mit ihnen vorging. Als Johannes Vrede eben im Begriff war, seine Versprechungen zu wiederholen, fühlte er wie Peterchen ihn an der Hand zerrte, als habe er ihm Etwas zu sagen.

„Was willst Du, liebes Kind?" fragte er.

„Langer Hans," antwortete das Knäblein, „sieh, die Bauern kommen aus dem Felde. Jetzt weiß ich, wo Rosa ist, darf ich ihr entgegenlaufen und sagen, daß Du da bist?"

„Ich gehe mit Dir," rief der Reisende, und ohne sich von den Hausleuten zu verabschieden, folgte er dem kleinen Führer, der seine Schritte eilig der Mitte des Dorfes zu richtete.

Als sie die ersten Häuser erreichten, kamen die Dorfbewohner verwundert aus Ställen und Scheunen gelaufen und sperrten vor Staunen die Mäuler auf, als könnten sie nicht genug mit ihren Augen sehn. Und in der That war es ein seltsamer Anblick, das Kind in seinem Hemdlein und mit bloßen Füßen lachend und plaudernd an der Hand des Unbekannten daherhüpfen zu sehn, die Leute konnten nicht begreifen, was der vornehme, reiche Herr, der ihnen mindestens wie ein Baron erschien, mit Besenbinders Peterchen könnte zu schaffen haben.

Ihre Verwunderung aber steigerte sich noch als sie sahn, wie der Herr sich niederbeugte und den Knaben küßte. Die einzige Erklärung, die sie dafür fanden und vor allen Thüren austauschten war: „Der reiche Herr müsse den kleinen Peter seinen Eltern abgekauft haben, um ihn als seinen Sohn erziehen zu lassen." Solches war von kinderlosen, vornehmen Herrschaften wohl schon mehr geschehn, und das Peterchen mit den großen blauen Augen und dem blonden Lockenkopf war unstreitig das schönste Kind des

Dorfes. Aber sonderbar blieb immer, daß der Herr den Jungen im Hemde mit fortnahm!

Inzwischen ging der Reisende unbeirrt seines Weges. Das ganze Dorf erschien ihm wie von einem himmlischen Lichte bestrahlt, das Laub der Bäume trug ein sanfteres Grün, die niedrigen Hütten lachten ihn an, die Luft war geschwängert mit balsamischen Düften.

Fast vergaß er seines kleinen Begleiters, um sich ganz diesen Eindrücken hinzugeben, doch da zog das Kind ihn plötzlich heftig an der Hand und rief, mit dem Fingerchen vorwärts deutend:

„Da! Da hinten kommt Rosa mit unserm Trinchen!"

Wirklich war so eben eine ältliche blinde Frau, von einem fünfjährigen Mädchen geführt, hinter einem Hause hervor auf die Dorfstraße getreten.

Statt dem hastigen Drängen des Kindes nachzugeben blieb der Reisende stehn und betrachtete tief und schmerzlich bewegt die arme Blinde. War dies wirklich seine Rosa, die schöne blühende Jungfrau, deren Bild seinem Herzen mit den frischesten Farben eingeprägt stand?

Doch nur einen Augenblick! Dann eilte er, rascher noch wie das Kind, der Freundin entgegen und, noch fünfzig Schritte von ihr entfernt, konnte er sich nicht mehr bezwingen, der Ruf: „Rosa! Rosa!" tönte jubelnd von seinen Lippen.

Als die Stimme an ihr Ohr drang, riß die Blinde ihre Hand aus der ihrer kleinen Führerin und begann heftig zu zittern, als ob sie vom Schlage getroffen sei. Sie streckte die Arme aus und rief, „Hans, o Hans!" nach der Richtung zu, aus der die Stimme erklungen war. Gleichzeitig zog sie etwas aus ihrer Brust hervor, zerriß die Schnur, welche sie um den Hals trug und hielt in ihrer bebenden Hand ein kleines goldenes Kreuz empor.

Unmittelbar darauf fühlte sie sich von den Armen des langen Hans umschlungen, er wollte sie heftig an sich ziehn, die Blinde aber wehrte ihn ab mit sanfter Gewalt und sagte zitternd:

„O Hans, Hans, ich vergehe vor Glück, — aber ich habe Gott ein Gelübde gethan . . . Komm zuerst mit mir, führe mich auf den Kirchhof.“

Johannes Brede begriff nicht, was Rosa wollte, doch der Ton ihrer Stimme verrieth, daß etwas Ernstes, Heiliges sie bewege, und so fügte er sich ohne Einrede ihrem Verlangen.

Der Dorfbewohner nicht achtend, die herzugelaufen waren und ihn neugierig begafften, führte er die Blinde zum Kirchhof, zu der Bank unter dem Kreuz, wo sie ihn niederknien hieß mit den Worten:

„Hier laß uns beten; das ist es, was ich Gott versprochen habe!“

Die Hände zum Himmel erhebend verharrte sie eine Weile in stillem, heißen Flehn, dann schlang sie beide Arme um den Hals des Geliebten und ließ den Kopf mit glückseligem Lächeln an seiner Schulter ruhn.

Peterchen aber tanzte um sie herum und rief, in die Hände klatschend:

„Das ist der lange Hans! Das ist der lange Hans!“

— — —

An einem schönen milden Herbstabend des Jahres 1846 rollte, wie gewöhnlich, der alte Postwagen von Antwerpen nach Turnhout über die Chaussee . . .

In der Nähe eines einsam gelegenen Wirthshauses brachte der Postillon plötzlich die Pferde zum Stehn, sprang vom Bock uud öffnete den Schlag. Zwei jugendliche Reisende stiegen lachend und plaudernd aus und streckten ihre Glieder, Vögeln gleich, die, nachdem sie dem Käfig entflohn, ihre Flügel in der wiedererlangten Freiheit prüfen.

Sie schauten durch die Baumwipfel zu dem klaren blauen Herbsthimmel empor, — hatten sie doch die Stadt verlassen, um einmal wieder in der frischen freien Gottesnatur aufzuathmen. Mit einem Mal wandte der jüngere der Beiden den Kopf dem Felde zu und flüsterte:

„Horch, horch!“

Aus dem Tannenwalde drangen die Töne einer fernen Musik hervor. Die Melodie war heiter und hüpfend, man glaubte das Schleifen und Stampfen der Tanzenden darin zu hören.

Während der jüngere Reisende schweigend und mit sichtlicher Freude den Klängen lauschte, declamirte der andere spöttisch:

Und unter der Linde die Fidel erklang,
Im Tanz jeder Bursche sein Mädchen schwang,
Sie springen und jubeln bis tief in die Nacht,
An leiden und sterben hat Niemand gedacht.

„Komm, komm, Freund Walter, keine unnöthige Begeisterung, wahrscheinlich wird der neue Bürgermeister eingeholt."

„Nein, das ist keine amtliche Freude! Laß uns hingehn und die Bäuerinnen tanzen sehn . . . Das trifft sich ja ganz prächtig."

„Vorher wollen wir beim Baas Jostens ein Glas trinken und fragen, was im Dorfe vorgeht."

„Und uns auf diese Weise um den ganzen Zauber des Ueberraschtwerdens bringen! O Prosa!"

Die beiden Reisenden traten in das Wirthshaus, hatten aber nicht so bald den Kopf durch die Thür der Gaststube gesteckt, als sie in ein lautes Gelächter ausbrachen.

Gerade wie ein Pfeil und steif wie eine Latte stand Baas Jostens neben dem Heerd, in seinem blauen Festtagsrock, der ihm bis fast auf die Füße reichte. Er begrüßte die ihm bekannten Gäste mit gezwungenem, etwas verschämtem Lächeln, wagte aber nicht die geringste Bewegung zu machen, weil sein hoher, gestärkter Vatermörder ihm sonst die Ohren zerkratzt hätte.

Beim Erscheinen der Reisenden rief er eben ungeduldig, jedoch ohne den Kopf zu bewegen:

„Sanna! Sanna! Wo bleibst Du nur? Da hört man schon die Musik! Habe ich nicht vorhergesagt, daß Du zu spät kommen würdest?"

Sanna kam herein mit einem Korb voll Blumen. Auch sie war in ihrem höchsten Staat und sah wacker aus in

ihrem Faltenmützchen, dem buntfarbigen Rock und Sammetmieder; ein großes goldenes Herz trug sie auf der Brust und goldene Glöckchen in den Ohren. Ihr Gesichtchen war geröthet von freudiger Erwartung, es sah einer Blume ähnlich, die ihre Blätter im Sonnenlicht entfaltet.

Eilig stellte sie das verlangte Bier vor die Gäste und lief dann lachend und singend mit ihrem Blumenkorb wieder zur Thür hinaus.

Mit noch gesteigerter Ungeduld rief der Baas so laut er konnte:

„Lisbeth, Lisbeth! Wenn Du nicht sofort herunterkommst, gehe ich allein, so wahr mein Name Peter Jostens ist!“

Die alte Uhr an der Wand hob in diesem Augenblick zum Schlage aus und eine melancholische Vogelstimme rief neunmal hinter einander:

„Kukuk! Kukuk! Kukuk! . . .“

„Was bedeutet denn das?“ fragte der Eine der Reisende, „habt Ihr die schöne Uhr, die hier hing, verkauft, um jahraus jahrein dies traurige Getöse in den Ohren zu haben?“

„Ja, ja,“ schmunzelte der Wirth mit schlauem Lächeln, „wenn Sie auch meines Vogels spotten, so thu ich ihn doch nicht fort, denn er bringt mir alljährlich fünfzig holländische Gulden ein, und die sind nicht zu verachten.“

In diesem Augenblick ertönten in der Ferne vier Kanonenschüsse.

„O Himmel!“ rief der Baas Jostens, „das Fest hat begonnen! Diese Frauenzimmer werden mich noch verrückt machen mit ihrem unerträglichen Tändeln.“

„Aber was geht denn eigentlich hier vor?“ fragte der ältere Reisende, „ist etwa Kirmeß heute? Das wäre doch sonderbar an einem Donnerstag. Oder kömmt gar der König in das Dorf?“

„Nein, noch viel seltsamere Dinge sind hier geschehn,“ antwortete der Wirth, wie man nie Aehnliches gehört hat. Wenn Sie Bescheid davon wüßten, so brauchten Sie sich diesmal keine Lügen auszudenken, um ihre Bücher fertig zu bringen. Und auch dieser alte Kukuk spielt eine Rolle in der Geschichte der blinden Rosa.“

„Der blinden Rosa! Welch' schöner Titel," rief der jüngere Mann angenehm überrascht, „er wäre ein gutes Gegenstück zu dem „kranken Jüngling." *)

„Holla, so geht das nicht," versetzte der Andere, „wir gingen gemeinschaftlich auf die Suche nach Geschichten, da muß der Fund auch ehrlich getheilt werden."

„Nun, so wollen wir losen," sagte der Erstere etwas kleinlaut.

„Bei alledem wissen wir noch nichts; Baas Jostens, schiebt einmal den steifen Hemdskragen von Euren Ohren und erzählt uns hübsch, warum das ganze Dorf auf dem Kopf steht. Ihr bekommt dafür das Buch umsonst, sobald es gedruckt ist."

„Ja, das kann ich jetzt nicht, ich höre eben meine Frau die Treppe herunterkommen," antwortete der Wirth. „Aber gehn Sie mit zum Dorf; unterwegs theile ich Ihnen dann mit, warum man mit Kanonen schießt und was die Musik bedeutet."

Die Frau trat ein, festlich geschmückt. Sie eilte auf ihren Gatten zu, zog seine Vatermörder noch etwas höher und ging dann, seinen Arm nehmend, eilig mit ihm zur Thür hinaus.

Die beiden Reisenden folgten. Im Gehen erzählte Baas Jostens die Geschichte vom langen Hans und der blinden Rosa, und wiewohl der Athem dabei oft ausging hörten seine Begleiter nicht auf, ihn mit Fragen zu bestürmen.

Er verschwieg denn auch nicht, daß Johannes Vrede ihm den Kukuk abgekauft und ihm fünfzig Gulden alle Jahr versprochen habe, wenn er die Uhr in seiner Gaststube aufhängen würde. Johannes Vrede! Ja, das war ein Mann! Vierunddreißig Jahre hatte er in Rußland gelebt und war steinreich geworden durch den Handel mit Pelzen. Jetzt nun hatte er das Landgut der gnädigen Frau gekauft, die im vorigen Winter gestorben war und wollte es bewohnen mit Rosa und der Familie des Besenbinders Cornelius, dessen Kinder er wie seine eignen an-

*) Ein bekanntes Gedicht.

genommen. Und was für einen Schatz hatte er dem Todtengräber geschenkt! Der brauchte keinen Spatenstich mehr zu thun, wenn er nicht wollte. Endlich sollte heut auf dem Gute ein großes Fest für das ganze Dorf stattfinden, ein ganzes Kalb war gebraten, zwei mächtige Kessel mit Reisbrei hingen über dem Feuer . . .

Inzwischen waren sie, hinter den Häusern hervor, auf die Dorfstraße getreten.

Die Reisenden hörten nicht mehr auf die Erzählung des Wirths, sie hatten genug an alle dem Schönen zu sehn, das sich hier ihnen darbot.

Die Vorderseite sämmtlicher Häuser war mit Grün und Blumenkränzen geschmückt, dazwischen waren in großen Buchstaben allerlei Inschriften angebracht. Hin und wieder erhob sich ein prächtiger Maibaum mit hunderten von Fähnchen aus Knittergold und buntem Papier. Auf der Erde, neben dem Weg, hatten Knaben und Mädchen aus silberweißem Haidesand Beete hergestellt und darin, dem alten Brauche gemäß, die Namenszeichen Jesus und Maria mit Blumen geschrieben. Ein einziges nur zeigte in verschlungenen Lettern: J. R., was natürlich Johannes und Rosa bedeuten sollte. Das hatte der Schulmeister erfunden.

Zwischen alle den Herrlichkeiten bewegte sich die Volksmenge umher, die aus den Nachbardörfern zusammengeströmt war, um der seltsamen Hochzeitsfeier beizuwohnen.

Der Jüngere der beiden Reisenden ging von einer Gruppe zur andern, um zu hören, was die Leute sagten. Als aber der Brautzug, der durch die Felder kam, dem Dorf sich näherte, da lief Alles dem Eingang des Kirchhofes zu, um nur ja nichts zu verlieren.

Mit stummem Staunen sah man auf das nun sich entwickelnde Bild, und in der That, es war so schön, so rührend, daß dem jungen Reisenden das Herz in dichterischer Begeisterung schwoll.

Mehr als sechzig kleine Mädchen im Alter von fünf zu zehn Jahren, weißgekleidet und ein helles Lächeln in den Gesichtern, kamen zuerst, wie eine Heerde Schafwölkchen am blauen Himmel. Ueber den blühenden Köpfchen,

in dem losen, lockigen Haar, wiegten sich Kränze von Rosenknospen, die an Lieblichkeit mit den Trägerinnen zu wetteifern schienen.

„Das ist ein Mährchen von Andersen," murmelte der jüngere Reisende, „die Sylphen haben das Herz der Blumen verlassen. Unschuld, Reinheit, Jugend, Freude, o Gott, wie ist Alles so schön."

„Aufgepaßt, jetzt kommen die Päonien," sagte der Andere, „und Sanna Jostens geht voran."

Aber sein Gefährte war zu bewegt, um auf diese unpoetischen Worte zu achten, er blickte in einer Art Begeisterung auf die Schaar der Jungfrauen, welche in vollem Putz und vor Glück und Gesundheit strahlend, hinter den Kindern herschritten. Wie hübsch standen ihnen die gefalteten Spitzenmützen! Wie bezaubernd war das verschämte, schüchterne Lächeln, das um ihre Lippen spielte, gleich den Wasserkreisen, die der Zephyr auf dem Weiher macht, wenn er im Sommer mit den Wellen spielt.

Ach, und da kommt die blinde Rosa mit dem langen Hans, ihrem Bräutigam! Wie glückselig muß sie sein, jetzt, nachdem sie so viel gelitten! War sie doch erniedrigt bis zum Bettelstab, vierunddreißig lange Jahre nur an eine einzige Hoffnung sich festklammernd, die sie selbst für hinfällig halten mußte! Und jetzt ist er nun da, der Freund ihrer Kindheit, ihrer Jugend. An seinem Arm schreitet sie dem Altar zu.

Das unter dem Kreuz des Kirchhofs gegebene Wort wird nun doch zur Wahrheit, sie ist seine Braut, in wenig Minuten seine Frau! Auf ihrer Brust glänzt auch heute das einfache goldene Kreuzchen, das der lange Hans ihr einst gegeben. Um sich her hört sie die Willkommsgrüße, Gesang und Musik, zur Feier seiner Heimkehr, seiner Vereinigung mit ihr, der blinden Rosa! . . . Sie zittert vor innerer Rührung und lehnt sich fest auf den Arm des starken Mannes, der fortan ihr Führer, ihre Stütze, das Licht ihrer Augen sein wird.

Dann folgt Cornelius, der ehemalige Besenbinder mit seiner Frau und seinen Kindern. Alle sind wie wohlhabende Landleute gekleidet, in den Augen der Eltern glänzen

Thränen der Dankbarkeit und Freude, so oft sie ihre blinde Wohlthäterin ansehn. Peterchen aber, eine kleine Schwester an jeder Hand führend, schüttelt den blonden Lockenkopf und weiß seiner Freude und seines Stolzes nicht Herr zu werden.

Aber was ist denn das für eine Schaar, die der Familie des Besenbinders sich anschließt? Es sind die Invaliden, die Ueberreste des Heeres, das geschlagen ward von dem Schwerte der Zeit. Ein eigenthümlicher Anblick in der That! Alle sind grau oder kahl, vieler Rücken ist gekrümmt, die Meisten stützen sich auf einen Stock, zwei gehn an Krücken, einer ist sogar blind und taub zugleich. Man glaubt eine Heerde zu sehn, welche der Tod mit Peitschenschlägen dem Grabe zutreibt.

Lorenz Stevens, dessen Arme beinah auf die Erde reichen, geht voran, der blinde Baas aus dem Pflug wird von dem Großvater des Müllers geführt.

Diese Alten allein lebten, als der lange Hans der schmuckste Bursche des Dorfes war und in seinem jugendlichen Uebermuth von sich reden machte.

Paarweise folgen dann die Männer und Frauen des Dorfes, welche zur Hochzeitsfeier geladen sind.

Der Zug naht der Kirche, die Kinder überschreiten die Schwelle des Gotteshauses, von den feierlichen Klängen der Orgel begrüßt . . .

Der Jüngere der beiden Reisenden zog seinen Gefährten mit sich fort auf den Friedhof, beugte sich zur Erde und hielt dem Andern dann seine geschlossene Hand hin, aus der zwei Grashalme hervorragten.

„Jetzt schon? Wie eilig Sie sind!" sagte dieser.

„Schnell, schnell! Ich brenne vor Begierde zu wissen, ob ich dieses Idyll behandeln darf oder nicht."

Der Aeltere griff nach einem der Hälmchen, sein Gefährte ließ das seine fallen und seufzte betrübt:

„Ich habe verloren!"

Und so ist es gekommen, lieber Leser, daß der ältere Reisende Dir die Geschichte von der blinden Rosa erzählen durfte. Schade, Du liest sie jetzt in Prosa, während sie sonst in Versen sich Dir dargeboten. Möge das Glück ein anderes Mal Dir günstiger sein.